



Geist deutscher Klassiker.

— 400 —

Eine Blumenlese
ihrer geistreichsten und gemüthlichsten
Gedanken, Maximen und Aussprüche.

Verausgegeben

von

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

Erster Theil.

Goethe.

Wien und Leipzig.

Hartleben's Verlags-Expedition.

1851.



Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Einleitung.

Dr. Ernst Reichert von Reuchtersleben hat die hier dem Publikum darzubotenen Leseerfrüchte in den Mußestunden seines rastlos thätigen Lebens gesammelt und sie, mit dem nachfolgenden Vorworte versehen, vor einigen Jahren dem Verleger vollständig geordnet übergeben. Die in- zwischen eingetretenen Ereignisse in Oesterreichs Landen waren nicht günstig für literarische Unternehmungen, welche auf die Kräfte und Vorfälle der Gegenwart nicht unmittelbar Bezug nahmen, und so verzögerte sich die Herausgabe. Der noch kaum verstosste Sturm hat manch' kühnen Helden, manch' edlen Mann dahingerafft, — unter diesen auch den Sammler und Ordner dieser Blumenlese. Reuchtersleben ist nicht mehr! er ist dahin gegangen zu jenen hohen Geistern.

mit welchen er schon auf dieser Welt in dem innigsten Verständnisse lebte, denen er nachgestrebt in Wort, Schrift und That, und die Pietät für den so früh verklärten Arzt, Dichter und Gelehrten bestimmte den Verleger, den Biographien, welche Reuchtersleben den in diesem Sammelwerke vereinten Autoren beischloß, dessen eigene vorangeben zu lassen. Wir entnehmen dieselbe dem neuen Plutarch *), welchen Reuchtersleben selbst mit vielen werthvollen Beiträgen bereicherte, u. z. so wie sie in der Lieferung XXIII vom Jahre 1848 von Dr. Kernert gegeben ist.

*) Neuer Plutarch, oder Bildnisse und Biographien der berühmtesten Männer und Frauen aller Stände 2c. 2c. 2c. Verlag von G. H. Hartleben.

Ernst Freih. v. Reuchtersleben.

(Geboren am 29. April 1806.)

Unter jenen seltenen und liebenswürdigen Erscheinungen, welche, ob auch eine noch so bescheidene, ja zurückgezogene literarische Stellung erwählend, doch Leben und Kunst tief und entscheidend anzuregen be-
rufen sind, nimmt auch Ernst von Reuchtersleben, der Dichter und Arzt, seinen Platz ein. Er wurde den 29. April 1806 zu Wien aus einer, ursprünglich aus
Gildburghausen stammenden Familie geboren; seine
Erziehung vollendete, nach dem frühzeitigen Tode seiner Mutter, sein ernsther, charaktervoller Vater, welcher 1834 als österreichischer Hofrath starb. Seine wissen-
schaftliche Bildung erhielt er in der theologischen
Ritterakademie zu Wien, und belebend auf seinen
Geist und sein Talent wirkte sein frühzeitiger Umgang
mit verwandten Naturen, dem Tonseger Fr. Schubert,
den Dichtern Bauernfeld, Mayrhofer, von Schöber,
dem Maler von Schwind &c. Im Feuer der Prüfung

erhärtete diese empfindsame, erregbare Natur zu größerer Selbständigkeit; unglückliche Familienereignisse brachen über ihn herein, wurden würdig ertragen und gruben eine tiefere Bedeutung in dieses Leben. Aus Reizung zur Unabhängigkeit und zum Studium des Menschen, dessen psychologische Räthsel so oft seine physische Organisation lösen muß, erwählte Reuchtersleben den ärztlichen Stand und wurde 1833 an der Wiener Universität zum Doktor graduirt. Eine glückliche Ehe wirkte seit 1834 beruhigend auf sein durch äußere Katastrophen schmerzlich berührtes Gemüth. 1840 wurde er zum Sekretär der k. k. Gesellschaft der Aerzte, des ersten ärztlichen Vereins in Oesterreich, erwählt, den er durch vier Jahre leitete und zu dessen Konsolidirung er nicht wenig beitrug. 1844 fiel auf ihn die Wahl zum Dekan der Wiener medizinischen Fakultät, und die Pflichten dieses Amtes, verbunden mit dem Bestreben, die eben in der Entwicklung begriffene Reform des Medizinalwesens zu fördern, beschäftigten ihn von da an neben einer ausgedehnten Praxis. Im nämlichen Jahre eröffnete er an der Wiener Hochschule „Vorträge über ärztliche Seelenkunde,“ welche einen sehr zahlreichen Zuspruch und, bei dem wiedererwachten Interesse für Irrenanstalten, auch in weiteren Kreisen Theilnahme fanden. 1847 wurde ihm von seinem Monarchen das Vice-Direktorat der medizinisch-chirurgischen Studien an der Universität zu Wien übertragen, was ihn veranlaßte, das

legte, ihm noch bevorstehende Jahr des Dekanats niederzulegen, um sich ungestörter dem Studienweien widmen zu können. — Nicht leicht haben sich in einem Menschen der Arzt und der Dichter so wohl vertragen, so richtig sich abgegränzt, als in Feuchterleben. Ohne daß im Wesentlichen Einer den Andern beirrte, oder sich von ihm fortreißen ließ, mögen sie nur in der Tiefe der Anschauung, in der Frische und dem Adel der Form, einander bereichert haben. Seine wissenschaftlichen Schriften waren bisher: „Die Lehre von den Heilanzeigen.“ „Das erste hippokratische Buch von der Diät.“ „Die Gewißheit und Würde der Heilkunst“ (eine mehr populär abgefaßte Verteidigung der Medizin gegen Unglauben und Aberglauben); „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde.“ Auch gab er Gble's „Geschichte der Arzneikunde“ und die „Verhandlungen der Gesellschaft der Aerzte in Wien“ heraus. Der Dichter und Denker schenkte der gebildeten Welt: „Gedichte.“ „Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenstheorie.“ „Lebensblätter.“ „Almanach der Radirungen“ (Gedichte zu Zeichnungen von Schwind), „zur Diätetik der Seele“ (ein Buch, das den bedeutsamsten Einfluß geübt hat). Auch verdankte man ihm die Herausgabe von Meyers „Dyna-Nazore“ und hinterlassenen kleinen Schriften, so wie der nachgelassenen Gedichte Manchofers.

Feuchterleben — so charakterisirt ihn ein treffendes Urtheil — ist ein tiefgründiger Denker; als solcher

bewährt er sich in jeder Zeile, die er geschrieben, als solcher gibt er sich auch in seinen Gedichten zu erkennen, aus denen uns ein hoher Lebensernst anweht, markige Kraft entgegentritt. Jedes Gedicht ist die Blüte einer edlen Geistesrichtung, der Thräuentropfen des Gefühls glitzert auf ihrem Kelche und schimmert im Sonnenlichte. Vor Allem aber sind seine Verse die Kernfrucht einer gesunden Objectivität. Leidenschaftliche Glut sucht man wohl vergebens darin, denn es waltet immer die Reflexion des Denkers vor. Keuchterdleben trägt offen eine Vorliebe für Einzelnes und Aelteres, das die Zeit nicht anerkennt, und hinwieder eine Verkenennung dessen, was sie ebenan stellt, zur Schau. Seine wissenschaftlichen Schriften, die meist auf Versöhnung streitender Ansichten gerichtet sind und dem Fortschritte huldigen, haben ihm die gerechte Anerkennung von Hoch und Gering eingebracht. — Mensch, Denker und Dichter feiern in ihm eine harmenische Vereinigung. Er ist einer von den Stillen, die in dunkler Nacht mit der Leuchte des Verstandes und dem scharfeingreifenden Spaten des Wortes Geisteskräfte heben, und sie am hellen Tage geläutert und geordnet zum Frommen der Welt, auf geringen Dank rechnend, hingeben.

Dr. Feuchtersleben lebte nur mehr 18 Monate nach dem Erscheinen dieser Biographie und doch hat er in dieser kurzen Frist mehr gelebt, und mehr gelitten als in den früheren 42 Jahren, die ihm gar viel des tiefsten Kummers, gar viel der höchsten Freude gebracht hatten.

Das plötzliche Anbrechen eines neuen Morgens über Oesterreich betäubte ihn nicht; er selbst war schon längst erwacht und bot seinem entfesselten Vaterlande mit einem vom reinsten Patriotismus schwellenden Herzen seine Kraft, sein Wissen, sein Leben an. Welche Reife und Klarheit in Sachen politischer Bestrebungen er sich schon früher erworben hatte, da es noch als ein Verbrechen galt, solche Gegenstände vom wahrhaft menschlichen Standpunkte zu erörtern, zeigte er bei jeder Gelegenheit nach dem März 1848, wenn er entweder die Rednerbühne bestieg oder durch schriftliche Aufsätze die öffentliche Meinung zu leiten und zu läutern bemüht war. Es gehört zur Schmach und zum Unglück des Sommers 1848, daß eine so klare und wohlmeinende Stimme wirkungslos verhallen konnte. Das ihm (Juli 1848) angetragene Ministerium des Unterrichtes wies er zurück, weil eine Ministerstelle bei den damaligen heftigen Schwankungen der Volksgunst kein freies, dauerndes Wirken gestattete. A. zeigte nicht nach äußerer glänzender Stellung, er wollte nur seinem theuren Vaterlande nützlich sein und trat deshalb nur als Unterstaatssekretär in dieses Mini-

terium ein, da er die Gewißheit hatte, in solcher Stellung ruhiger und einflußreicher wirken zu können. Er war mit Leib und Seele in dieser Thätigkeit thätig, die ihm so sehr zusagte, daß er freudig äußerte: „Nun haben sich Sache und Individuum zusammengefunden.“ Ohne Furcht vor falscher Deutung und Verläumdung begann er mit Feuereifer die notwendigen Reformen, welche in Kürze die schönsten Früchte getragen haben würden, hätte ihm nicht die blinde Galt Anderer die herrlichsten Blüten im Keime vernichtet.

Tennoch beharrte K. in energischer Thätigkeit auf der übernommenen Stellung. Aber die Gräueltaten des 6. Octobers erschütterten allzu gewaltig den edlen Staatsbürger, der zwar ohne Rücksicht auf Parteilichkeiten, doch nur auf gesetzlichem Wege, das Beste erzielen wollte. Die Vorfälle jener Tage waren, nach so vielen vorhergegangenen Anfeindungen wegen seiner Mahnungen zu besonnenem Fortschritte, die letzten Streiche auf sein tief verletztes Gemüth. Mit gesenktem Haupte, durchwühlt von den fürchterlichsten Seelenschmerzen, der Sprache beraubt, saß er in dem Wagen, der ihn nach dem stillen Markte Ausage brachte. Da er die Wirksamkeit in seiner Thätigkeit unterbrechen sah, so bestimmte ihn edle Uneigennützigkeit, seiner Stelle mit einem bedeutenden Einkommen zu entsagen, und er suchte in ländlicher Einsamkeit Heilung für sein schwer verwundetes Inneres. Er erholte sich nicht mehr, und es ist keine Phraze, wenn man sagt: K. und

tereleben's Tod war die Folge des 6. Oetobers. Krank kehrte er nach Wien zurück und suchte durch erneuerte geistige Thätigkeit seinem kranken Körper neue Lebenskraft einzusflößen; doch vergebens, ein Leiden des Unterleibes, seit seiner Jugend ihm anhängend, trat immer qualvoller hervor. Am 2. Mai 1849 wollte er seine Vorlesungen über „Anthropeologie“ im Iheresianum beginnen. Sein Arzt, seine Freunde ratheten ihm davon ab; dennoch konnte er den Gedanken davon erst dann aufgeben, als ihm ein Versuch, seine Wohnung zu verlassen, die Unmöglichkeit seines Vorhabens zeigte. Von diesem Tage an blieb er an das Krankenlager gefesselt, wo er die fürchterlichsten Schmerzen mit unglaublicher Geistes- und Ruhe ertrug. K. war als Arzt von der Wirkungslosigkeit der Arzneien auf seinen Krankheitszustand klar überzeugt, dennoch nahm er dieselben nach Verschrift des ihn behandelnden Arztes, indem er sagte: „Es ist Pflicht jedes Menschen, sein Leben so viel als möglich zu verlängern.“ Am 3. September 1849 endlich schüttelte sein Geist, dessen Frische und Klarheit selbst ein viermonatliches martervolles Siechtbum nicht trüben konnte, die irdische Hülle von sich ab. Seine letzten Worte, gerichtet an seine treffliche Gattin, die ihn mit der zärtlichsten Vorsicht pflegte, und welcher er mit der innigsten, reinsten Liebe zugethan war, charakterisiren ihn als einen Schüler echter Philosophie und gläubigen Menschen; sie lauten: „Es ist

alles geordnet und fertig. Ich muß jetzt gehen. Auf
 einem lichteren Sterne beginnt es wieder."

Bezüglich der oben erwähnten Werke verdient be-
 merkt zu werden, daß die „Diätetik der Seele“ einen
 solchen Erfolg hatte, daß die bisher erschienenen sechs
 Auflagen vergriffen sind und eine weitere bereits vor-
 bereitet wird; auch erschien im J. 1849 davon eine
 englische Uebersetzung. Das Lehrbuch der ärztlichen
 Seelenkunde wurde in England als Schulbuch adoptirt
 und überdies in die französische, holländische und russische
 Sprache übertragen.

Unter den nachgelassenen Schriften befinden sich:
 ein Band Gedichte, ein Band Confessionen, Vorles-
 ungen über Anthropologie; zur Geschichte des Un-
 verrichtes; kleinere Aufsätze, Reden u. dgl. so wie eine
 vermehrte Auflage der Psychiatrie.

Ludwig Schenker.

Vorwort.

Sammungen von Gedanken, Aporismen, schönen Stellen aus den besten Schriftstellern sind von jeher sehr geschätzt und als die nützlichste und angenehmste Lectüre betrachtet worden. Da viele Schriftsteller haben es am Besten gefunden, gar nichts anderes mitzutheilen, als kurze Sätze — die Blüten ihres Denkens, die Früchte ihres Lebens. So sind Montaigne, Crensierna, La Rochefoucault, La Bruyere berühmt geworden, und Vesterer behauptete geradezu: „Nur Werke, die ihr Verdienst in tiefe und zarte Bemerkungen über Menschen und Dinge setzen, können gewiß sein, immer zu gefallen.“

Aber immer wichtiger werden Sammlungen solcher Art in der neuesten Zeit; und was einst als Ergözung für den Einzelnen gelten mochte, erhält jetzt Bedeutung für das Ganze der Literatur. Die Masse der Bücher schwillt täglich mehr an; das Vortreffliche ist in Gefahr, sich im Meere des Mittelmäßigen zu verlieren, — und es wird nicht nur Verdienst, sondern ernste Pflicht, es, seinem besten Theile nach, auszusondern und aufzubewahren. Der beste Theil guter Bücher aber sind die in ihnen enthaltenen, befruchtenden Gedanken - Keime.

Besonders glücklich läßt sich eine solche Auswahl bei den Autoren unserer Nation treffen. Denn eben die Fülle der Gedanken, die Schönheit und Sittlichkeit der Meinung, die Innigkeit der Gefühle, wie sie in einzelnen Stellen sich hervor-
 thun, sind es, die den deutschen Schriftsteller vor Andern auszeichnen.

Wir haben daher sowohl der Literatur als

auch dem Publikum, das immer weniger Zeit findet. Alles selbst und ganz zu lesen, einen Dienst zu erweisen cheßt, indem wir eine Auswahl des Besten und Schönsten aus unsern berühmtesten so wie aus jenen Schriftstellern veranstalteten, die es verdienen, mindestens in diesen Denkmälen der Vergessenheit entrißen zu werden. Von der Sorgfalt der Auswahl und Anordnung mag das vorliegende Bändchen zeugen.

Es wurde absichtlich nur Prosa gewählt, 1. um Gleichförmigkeit zu beobachten, 2. weil poetische Stellen theils mehr Ausdruck des momentanen Gefühles als der bleibenden Überzeugung, theils 3. (z. B. in Dramen) nur bestimmten Individuen in den Mund gelegt sind, also nicht die Ansicht des Dichters repräsentiren. Eine Rücksicht gegen die so oft gefehlt wird.

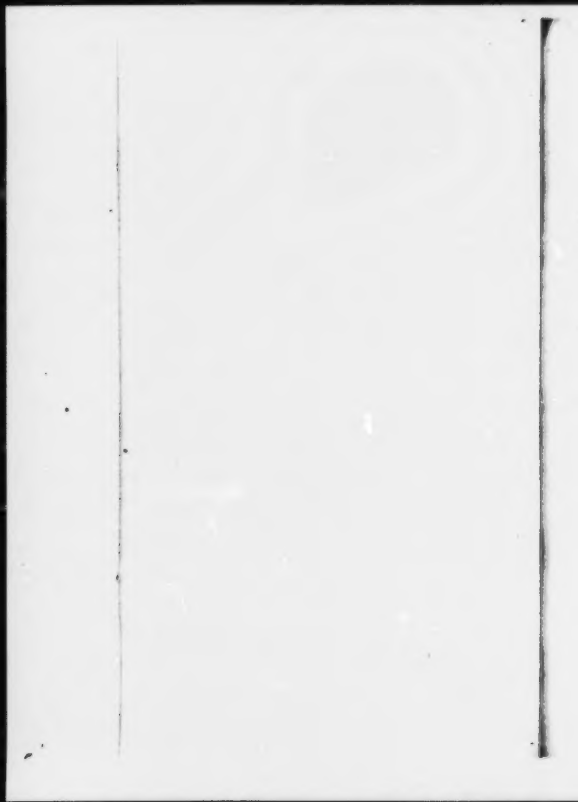
Unsere Tendenz geht dahin, nicht nur durch organische Anordnung in jedem Bande ein anziehendes und instructives Ganzes, sondern auch

durch die Art der Auswahl ein Gesamtbild der Lebensansicht jedes einzelnen Schriftstellers zu geben.

Dah wir mit Goethe den Anfang machen, bedarf keiner weitem Erklärung; und wir dürfen nur, im eben angedeuteten Sinne, sagen, daß die seltsamen Blätter ein verhängtes Bild von Goethe's ganzem Leben, Denken und Wollen darstellen.

So mögen denn nun unsere großen Autoren für sich selbst sprechen!





Johann Wolfgang v. Goethe.

Geboren 1749. Gestorben 1832.

Goethe! — welche Welt von Vorstellungen thut sich vor uns auf, wenn wir diesen Namen nennen! es ist nicht das Leben eines Menschen, was er bezeichnet, — es ist eine ganze Zeit, eine Bildungs-epoche, der wir selbst angehören. Ein solches Ganze läßt sich nicht in den Rahmen einiger Blätter fassen, und sein Leben hat Goethe selbst am besten beschrieben; uns bleibt also nur eine verjüngte Zeichnung in wenigen charakteristischen Zügen möglich.

Dieser wunderbare Mann des Jahrhunderts (wie ihn ein französischer Schriftsteller nennt) wurde in Frankfurt am Main, am 28. August 1749 geboren, und wuchs in Umständen auf, wie sie ein wohlgegrün-

detes bürgerliches Hauswesen in einer lebenvollen Handelsstadt mit sich bringt. Der ernste, tüchtige, fast zum Pedantischen neigende Charakter des Vaters, das poetische, praktische, die Welt mit leichtem Sinne hinnehmende Naturell der Mutter, verbanden sich im Sohne zu einem glücklichen Ganzen. Dazu kam eine gesunde, kräftige Organisation, Anmuth und Würde der Erscheinung, die mannigfachsten Anlagen, und die schönsten Gelegenheiten, sie frühzeitig zu bilden und zu üben, endlich die Uebereinstimmung der ersten öffentlichen Schritte mit dem, was eben die Zeit bedurfte und wollte, und die Anerkennung eines geistvollen Fürsten, — und so entstand eine Erscheinung, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. „Es war — sagt ein geistvoller Britte — als ob Zufall, Götter und Bemühung sich verabredet hätten, einen Charakter im höchsten Style zu bilden.“ Und wenn wir Goethe's Wesen und Wirken im Ganzen überblicken, so ist es vielleicht weniger die Größe seiner einzelnen Fähigkeiten, als die Harmonie aller, was ihn so einzig macht. Sein Auftreten als Dichter fiel in eine Zeit der Aufregung und der Krise in Deutschland, von der schwer zu bestimmen ist, ob sie mehr zu sei-

ner, oder er mehr zu ihrer Nahrung und Entwicklung beigetragen habe. So viel ist gewiß, daß, nachdem er in Leipzig seine juristischen Studien begonnen und für alle seine späteren Bestrebungen einen reellen Boden tüchtiger Bildung gelegt, und nachdem er sie in Straßburg, wo Natur und Shakespeare das Lösungswort wurden, vollendet, — sein „Gök von Verlichingen“ und „Werther“ eine Wirkung auf ganz Deutschland machten, wie man sie vorher nie erfahren hatte. Sie trafen das Leben und die Gegenwart. Der Erbprinz von Weimar, feurig für alles Große und Schöne, sah den Dichter des Werther, — und lud ihn, als er die Regierung angetreten, an seinen Hof. Hier gestaltete sich nun jene halb berühmte, halb verrufene, Genie-Gesellschaft, von der so viel geschrieben und geredet wird. Wie oft klagt man über das Ceremoniel und Kermelwesen, das jede freie Kraftäusserung hemmt! tritt einmal der entgegengesetzte Fall ein, — so klagt man wieder. Allein diese Gesellschaft war nur ein Uebergang. Goethe machte 1786 eine Reise nach Italien, und — kam als ein Anderer, und doch wieder ganz Er selbst, zurück. Er war sich klar geworden. Die Nahrung war vorüber; an der Erkenntniß der Gric-

den lauterte sich sein Streben, — er schuf Meisterwerke auf Meisterwerke. Werthvoll bleibt es, daß Goethe, obwohl zeitweilig hochgeehrt, doch, je reiner und besser sein Innerstes hervortrat, desto weniger den rauschenden Beifall der Menge fand, den seine ersten, dunklen, leidenschaftlichen Ausbrüche erregt hatten. Den allgemeinen und dauernden Enthusiasmus rief sein „Faust“ hervor. — der gerade in den Mittelpunkt zwischen der Periode des Dranges und der des Reuüßseins fiel. Hier scheint die rechte Schwäre der poetischen Wirkung zu sein. Später theilte sich das Publikum für Goethe in abgöttische Verehrer und Gegner, von denen ihm die ersten wohl mehr schaden, als die letzten. Inzwischen stieg er auch im äußern Leben von einer Stufe der Würde zur andern empor. Er erschien an der Seite seines Fürsten, über den er Alles vermochte, als ein wohlthätiger Genius, und wenigstens Treffliches geschah, was nicht Goethe veranlaßt oder vollendet hätte. Aber auch nicht nur sein Herzog, — alle Großen der Erde wetteiferten, ihm ihre Anerkennung zu bewelsen. Er stieg bis zum Minister, erhielt von Alexander den Rewski-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und

hundert Auszeichnungen jeder Art. So, auf dem Wirbel des innern wie des äußern Lebens, genoß Goethe, auch von der Natur mit Liebe gezeugt und gesegnet, einer, nur Wenigen beschiedenen, Reihe von gesegneten Jahren, in rastloser, aber behaglicher Thätigkeit. In der zweiten Hälfte seines Lebens wendete er sich von der poetischen Schöpfung mehr der wissenschaftlichen Betrachtung zu, — und, mitten aus ernstesten Studien der Geschichte und Natur, rief ihn der stille Genius aus einer Welt, deren Wirkungskreise für diesen Geist zu eng waren.

Goethe starb am 22. März 1832. Unermesslich sind die Wirkungen, die von ihm ausgingen, unvergleichbar war die seiner Persönlichkeit. Eine Würde ohne Prätension, eine ungesuchte Hoheit, eine durch Homer gemilderte, liebevolle Größe lag im Ausdrucke seines ganzen Wesens, welche unaussprechlich wirkten. Am treffendsten bezeichnet ihn vielleicht das Wort eines deutschen Dichters, der, von ihm kommend, sagte: „Mir war vor ihm zu Muthe, wie vor Einem, der zugleich mein König und mein Vater ist.“

Es ist Pflicht der Biographen, Irrthümer zu berichtigen, die sich über den Charakter und Werth eines

solchen Mannes verbreitet haben. Die Nachwelt soll nicht sagen dürfen: der Deutsche habe seine größten Männer verkannt. Man hat häufig Goethe'n Mangel an Theilnahme für die Interessen des Staates, der Menschlichkeit vorgeworfen; ein solcher Vorwurf zerfliehet bei einigem Studium seiner Werke; wie konnte einem Geiste, einem Herzen wie dieses das Menschliche fremd bleiben? man verstand die weise Zurückhaltung, die stille aber große Lehre nicht, die in seinem Schweigen über solche Gegenstände lag. Man hat gesagt, er sei nie recht populär geworden; wann war das wahrhaft Große populär? Man hat ihm Stolz vorgeworfen, — weil er nicht jeden Dichterling und Aesthetiker, der nach Weimar kam, als Bruder begrüßte und umarmte. Man hat ihn endlich als Dichter, zu seinem Nachtheile, mit Schiller verglichen. Abgesehen davon, daß Niemand in der Welt Goethe's Größe tiefer erkannte und inniger empfand als Schiller, der erst durch ihn über sich selbst aufgeklärt wurde, wird, was wir über Goethe als Schriftsteller zu sagen haben, auch und hierüber aufklären.

Seine Werke, die ganz Europa, ja die gebildete Welt kennt, zu analysiren, ist hier der Ort nicht. Aber

Folgendes wird genügen. Man beurtheilt Goethe sehr einseitig, ja völlig irrig, wenn man ihn bloß als Dichters auffaßt. Die Poesie war nur ein Theil seines Wesens und seiner Bestrebungen. Diese gehörten der Welt, dem Leben, der Wissenschaft im Großen, im Ganzen, an. Sein Leben bezeichnet den Bildungs-gang einer ganzen Zeit, und seine Werke müssen nicht, wie die anderer Dichter, bloß an sich, sondern als Fragmente seiner Biographie, die sie, zusammengenommen, darstellen, betrachtet werden. Sie drücken Bildungsstufen aus. Darum ist schon an den poetischen die Vielseitigkeit, die nicht ihres Gleichen in der Welt der Dichtkunst hat, das Hervorvringendste. Die Gedichte, welche, vom erhabensten Schwunge bis zum lächelndsten Scherz, alle Gefühle der Menschenbrust anflügen, der naturemvsfundene Werther, der lebensvolle Wilhelm Meister, die tiefmütlichen Wahlverwandtschaften, die philsophischen Wanderjahre, die reizenden kleinen Erzählungen, der treuherzige Verlichingen, der groß und tragisch gedachte Egmont, der dem Leben nachgemalte Clavigo, die reine hohe Iphigenia, der gehaltvolle Lasso, der gigantische Faust, die feine Genie, die psychologischen Lustspiele, die leichten Fre-

retten, die innigen Geschwister, die hochpoetische Pandora, die homerische Achilleus, der deutschgemüthliche Hermann, der satyrische Reinecke, der behagliche Divan, — sind Gebilde Einer Hand! derselben, die in den „Propyläen“ der bildenden Kunst einen Tempel gebaut, — derselben, welche Winkelmann's und Vassari's Leben gezeichnet, Cellini, Diderot und Voltaire den Deutschen näher gerückt, eine Farbenlehre entworfen, die Morphologie der Pflanzen und Thiere ausgebildet, die Gestalten der Wolken festgehalten, die der Gebirge belebt, — welche den Osten nach dem Westen gezaubert, das Alterthum lebendig mit der jüngsten Gegenwart vermählt hat. In allen diesen Regionen drang der gewaltige Geist bis in die innerste Tiefe, und es bezeichnet ihn, daß er überall, mit dem Gegenstande selbst gleichsam Eins und verwachsen, das Lösungswort des Räthsels aussprach. Das war Goethe, — und die Zeit ist ihm so wenig vorangeeilt, daß vielmehr noch viele Zeiten verriinnen werden ins Meer der Ewigkeit, ehe die Zeit reif genug sein wird, ihn völlig zu begreifen.

Ueber Sammlungen von Aphorismen.

(Zur Einleitung).

Das ist das Vortheile von stüthlichen Mittheilungen, daß der Mensch erfahre wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen was will, bedenke, dieses widerfahre ihm als Menschen, und nicht als einem besonders Glücklichen oder Unglücklichen. Nügt ein solches Wissen nicht viel, um die Uebel zu vermeiden, so ist es doch sehr dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen.

Winen guten Gedanken, den wir gelesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unser Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, flüchtige geistreiche Worte aufzuzeichnen, so würden wir sehr reich werden.

Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen; man gerührt sie zuletzt einmal aus Discretion, und so verschwindet der schönste unmittelbare Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andere.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhaftere Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtigen vor, dem sie ihre innersten Gefinnungen mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn erst wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes, sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick verschwebte, je weniger ihm eine Kelchzeit in den Sinn kam.

Der Mensch ist ein geselliges, gesprächiges Wesen; seine Lust ist groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben sind, und wenn auch weiter nichts dabei herauskäme. Wie oft beklagt man sich in Gesellschaft, daß einer den andern nicht zum Worte kommen läßt,

und eben so kann man sagen, daß einer den andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geschäft wäre, das man einsam und allein abthun muß.

Wie viel die Menschen schreiben, davon hat man noch gar keinen Begriff. Von dem, was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich genug wird. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geschichten, Anekdoten, Beschreibungen von gegenwärtigen Zuständen einzelner Menschen, in Briefen und größeren Aufsätzen in der Stille circulirt, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeit lang lebt.

Die Wahlprüfsteine deuten auf das, was man nicht hat, wernach man strebt. Man stellt sich selches wie billig immer vor Augen.

Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefassten Meiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Wirfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.

Wer bescheidet sich nicht gern, daß seine Bemerkungen seltner sind, als man glaubt? Wir mischen so schnell unsere Empfindungen, unsere Meinung, unser Urtheil mit dem, was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zustande des Beobachters nicht lange verharren, sondern bald Betrachtungen anstellen, auf die wir kein größeres Gewicht legen dürfen, als in so fern wir uns auf die Natur und Ausbildung unseres Geistes einigermaßen verlassen möchten.

Welt.

Die Welt ist nur ein einfaches Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderbarlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.

Die Welt ist eine Kugel, die einen Nabel hat, sie harret, aber sie ringet nicht.

Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nützen, und nur indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches

sinden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sei. Geht das etwas weiter, als seinem eigenen Verstande entsagen, und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu sein, indem wir ohne Ueberlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren lassen, und endlich dem Resultate eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Föhrung geben.

Wenn die Mönche recht schlecht werden, haben sie keinen Antheil mehr, als die Schadeufreude.

Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschmüht sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und den Menschen, ja er kann hoffen, zum Allerhöchsten zu gelangen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, so ist außer dieser realen Welt, noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meisten leben.

In der Welt ist im Grunde des Guten so viel als des Bösen; weil aber Niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen Jedermann sich einen großen Traum macht, was Böses zu erfinden und zu glauben, so gibt's der favorablen Neuigkeiten so viel.

Man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfnis erheben, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren, edlen Daseins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Märchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen firtbessend, sie verschlechtert, da ist man ihr Mann und darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Abgeschmacktem.

In der Welt kommt's nicht d'rauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man im Augenblick klüger sei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugniß.

In der Welt ist es sehr selten mit dem Gute weder Oder gethan; die Empfindungen und Handlungswesen schattiren sich so mannigfaltig, als Alle zwischen einer Habichts- und Stumpfnase sind.

Wenn man der Welt was zu liebe gemacht, so wird sie dafür sorgen, daß man es nicht zum zweiten Male thue.

Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er Alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vorthailhaft, wenn er sich in einer größeren Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um Anderer Willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit Andern.

Es ist in der Welt nicht schwer zu bemerken, daß sich der Mensch am freisten und am vollständigsten von seinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er sich die Mängel anderer vergegenwärtigt und sich darüber mit behaglichem Lachel verbreitet. Es ist schon eine ziemlich angenehme Umfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über unsersgleichen hinauszusetzen, weßwegen auch hierin die gute Gesellschaft, sie bestche aus Wenigen oder Mehreren, sich am liebsten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbstgefälligkeit, wenn wir uns zu Aichtern der Uebn

und Vorgesetzten, der Fürsten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anstalten ungeschickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hindernisse beachten, und weder die Größe der Intention noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umständen zu erwarten ist.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtige Personen glauben wir zu sein? Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unserer Abwesenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem stocken; und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja sie wird oft nur der Plag, wo nicht für etwas Besseres, doch für etwas Angenehmeres.

Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Cerimoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen? Und nicht, daß sie sonst keine Angelegenheit hätten; nein, vielmehr häufen sich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrüßlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird.

Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtigt; sie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinste Raum unseres Welttheils ist schon in Besitz genommen, jeder Besitz beseitiget, Aemter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung, als den Handel? Haben die Häupten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch und vorbeigeht, einen starken Gewinn; sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, und durch unsere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menschen unentbehrlich gemacht hat?

Mit einem klaren Geiste wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet ihr's leicht bequem, weil er durchaus offen erscheint, ohne eben gerade aufrichtig zu sein.

Mit Geschäfts- und Weltleuten, die sich gar vielerlei aus dem Stegreife müssen vortragen lassen, und deshalb immer auf ihrer Hut sind, um nicht hintergangen zu werden, ist viel besser auch in wissenschaftlichen Dingen zu handeln, weil sie den Geist freihalten und dem Referenten auswaschen ohne weiteres Interesse, als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hin-

gegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben und worüber sie mit ihresgleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort Gerede, bei welchem denn so gut zu verharren ist, als bei irgend einem andern.

Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Muth und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden; denn sie sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann; auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken.

Unter allem Diebsegel sind die Narren die ichlimmsten; sie rauben euch beides: Zeit und Stimmung.

Uns selbst zu achten, leitet unsere Sittlichkeit, andere zu schätzen, regiert unser Betragen.

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich ewig gleich.

L e b e n.

Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt; ist's wohl des An- und Ausgehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? und um zu ratben, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages?

Alles Behagen am Leben ist auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüthen und Früchte und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und sollen, diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je offener wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wälzt sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und

nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, sind wir gegen so holde Auerbietungen unempfindlich, dann tritt das größte Uebel, die schwerste Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last. Von einem Engländer wird erzählt, er habe sich aufgehängt, um nicht mehr täglich sich aus- und — anzuziehen. Ich kannte einen wackeren Gärtner, den Aufseher einer großen Parkanlage, der einmal mit Verdruß ausrief: soll ich denn immer diese Regewolken von Abend gegen Morgen ziehen sehen. Man erzählt von einem unserer trefflichsten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen gesehen und gewünscht, es möchte zur Abwechslung einmal roth erscheinen. Dieses sind eigentlich die Symptome des Lebensüberdrußes, der nicht selten in den Selbstmord ausläuft, und bei denkenden, in sich gelehrten Menschen häufiger ist, als man glauben kann.

Alles was wir treiben und thun, ist ein Abmühen; wohl dem, der nicht müde wird.

O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach, unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines ein-

zigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen — und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entchlüpftem Labiale.

So sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung, die Banne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Seelenleiden, in die wir durch Unglück, oder eigene Fehler gerathen, sie zu heilen, vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit hingegen Alles.

Trenne Alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft Noth, ja sie ist lebenswürdig und erheiternd. Bist du bei dem einen sicher, so kannst du bei dem andern desto freier sein; anstatt daß bei einer Vermischung das Sichere durch das Freie weggerissen und aufgehoben wird.

Erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen? Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen, und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angeberene Reizung unseres Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Aufbauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähnen einer Heimath näher zu sein, nach der unser Fieber, Innerliches ungeduldig hindrängt.

Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, in so fern es wahr ist, sondern in so fern es etwas zu bedeuten hatte.

Wie schwer ist es, daß der Mensch recht abwäge, was man außerfern muß gegen das, was zu gewinnen ist! wie schwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verachten! Viele verwechseln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen sich an jenen, ohne diesen im Auge zu behalten. Jedes Uebel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punkt, wo es eigentlich seinen Ursprung nimmt, woher es wirkt. Deshalb

ist es so schwer Rath zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht, als auf Morgen. Kommt nun gar dazu, daß der Eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der Andere verlieren soll, da ist mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach Innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig zu Allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußern Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern; so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Was ist reizender, als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt? Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer an's Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berührt, sich wieder frei fühlt und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.

Wie viel Jahre muß der Hirsch im Walde, der Fisch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unsere Tafel zu besetzen würdig ist, und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht alles in der Küche zu thun! Mit welcher Nachlässigkeit schlürft man die Sorge des entfernten Wäzgers, des Schiffers, des Kellermeisters beim Nachtsche hinunter, als müsse es so sein. Und sollten deswegen alle diese Menschen nicht arbeiten, nicht schaffen und bereiten, sollte der Hausherr das alles nicht sorgfältig zusammenbringen und zusammenhalten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend ist? Aber kein Genuß ist vorübergehend, denn der

Eindruck, den er zurückläßt, ist bleibend, und was man mit Fleiß und Anstrengung thut, theilt dem Zuschauer selbst eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wissen kann, wie weit sie wirkt.

Es darf uns nicht niederdrücken, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Große sei vergänglich; vielmehr, wenn wir finden, das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsere Nachfolger, und wär' es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Thätigkeit aufrege, woran es unsere Vorfahren niemals haben ermangeln lassen.

Die Gegenwart hat etwas Absurdes; man meint, das wär' es nur! was aber daraus zu gewinnen sei, darüber kommt man nicht zur Besinnung. . . Der Abwesende ist eine ideale Person; die Gegenwärtigen kommen sich einander trivial vor. Es ist ein närrisch Ding, daß durch's Reale das Ideale gleichsam aufgehoben wird; daher mag wohl kommen, daß den Modernen ihr Ideales nur als Sehnsucht erscheint.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, beide erfinden eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Kesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt, der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, je mehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher, trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, so strebt des armen Menschen unwidsteter Sinn alsobald nach dem Uumöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wunderbare reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprung gleich Nirvāna zurückgekehrt zu sein, der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, seine Rechte durchzusetzen.

Der Aberglaube, so wie manches andere Wahn, reichert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unserer Hülfskraft zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt, und diesem karten Wesen eine böse Stunde machen

will; wir leben alsdann recht gut. Daß wir ihn loswerden können, sobald wir wollen; wir entsagen ihm um so leichter, je mehr Alles was wir ihm entziehen, zu unserem Vortheil gereicht.

Wir spielen mit Voraussetzungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn Alles um uns sich bewegt und brannt, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.

Sinen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Gräßendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Eben so bedeutsam ist das Märchen, man müsse bei wunderbarer Wagesfahrt nach einem kostbaren Talisman in entlegensten Vergewaldnissen unaufhaltsam fortstreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf ihrem Pfade fürchterlich dräuende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.

Eidnung und Klarheit vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl; er mag die Posten nicht gerne zusammenrechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer sein, als sich alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrüsslich überrascht, erschreckt ihn nicht, denn er weiß sogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Waagschale zu legen hat.

Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Tuldung. Tuldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Auch die Sorge ist eine Klugheit, wiewohl nur eine passive.

Das Gedächtniß mag immer schwinden, wenn das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

Ein Zustand, der alle Tage neuen Verdruß zugeht, ist nicht der rechte.

Menschen.

Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgoth! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beidem eben da aufgehalten, eben da zu dem stummen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren suchte?

Was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, scheint mir der geringste Theil seines Daseins. Es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt, als was er hat, — was ihn ängstet, als was ihn ergötzt und erwehert; denn in allen angenehmen und guten Zuständen verliert die Seele das Bewußtsein ihrer selbst, wie der Körper auch.

Der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste und sollte ihn vielleicht ganz allein interessieren. Alles Andere, was uns umgibt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen. Je mehr wir uns dabei aufhalten, je mehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, desto schwächer wird das Gefühl unseres eigenen Werthes und das Gefühl der Gesellschaft. Die Menschen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Besitztum legen, sind weniger gesellig und gefällig; sie verlieren die Menschen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu versammeln, nur sehr wenigen glückt. Sehen wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauspieler macht uns bald eine elende unschickliche Dekoration vergessen, da hingegen das schönste Theater den Mangel an guten Schauspielern erst recht fühlbar macht.

Niemanden kann seine eigene Gestalt zuwider sein; der Hässlichste, wie der Schönste hat das Recht, sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verschönt und sich Jedermann mit Wohlwollen im Spiegel blickt, so kann man behaupten, daß jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte.

Die Menschen sind wie das rothe Meer, der Stab hat sie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen sie wieder zusammen.

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin- und herbewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranzuleiten möchten.

Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle uns auch unsere Freunde herbeiführen.

Man mag noch so eingeengt leben, so wird man, ehe man sich's versteht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Sich mitzutheilen ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

Niemand würde in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die Andern mißversteht.

Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.

Wer vor Andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.

Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegenstand.

Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.

Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Überbietung der Glieder gegen einander obwaltet.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden.

Das Pöcherliche entspringt aus einem sittlichen Contrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird.

Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Verlangen kommt zum Vorschein.

Der Vernünftige findet fast Alles lächerlich. Der Vernünftige fast nichts.

Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen, und das will doch Jedermann.

Man läßt sich seine Mängel verhalten, man läßt sich strafen, man leidet Manches um ihrer willen mit Geduld, aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.

Gewisse Mängel sind nothwendig zum Dasein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm sein, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten.

Man sagt: er stirbt bald, wenn Einer etwas gegen seine Art und Weise thut.

Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? solche, die den Andern eher schmeicheln, als verletzen.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durch's Bekennen. Zu nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther, als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben.

Unsere Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrannt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.

Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Heilung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich.

Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden
nur gesteigerte.

Der Mensch mag sich wenden, wohin er will,
mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf
jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur
einmal vorgezeichnet hat.

Für alle Vögel gibt es Lockweisen und jeder
Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet.

Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er sich
gibt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man
erträgt die Unbequemem lieber, als man die Unbe-
deutenden duldet.

Man kann der Gesellschaft Alles ausdringen, nur
nicht, was eine Folge hat.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie
zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu
erfahren, wie es mit ihnen steht.

Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Versuchenden mancherlei auszufragen haben; daß wir so gleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebesvollsten urtheilen: denn wir haben, so zu sagen, ein Recht, sie nach unserm Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur.

Wenn man dagegen bei Andern geweisen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewerksbeiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich süßen; so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte.

Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen? Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur soll es nicht unbequem sein.

Die größten Vortheile im Leben überhaupt, wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat. Keine Kriegerleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfalle auch mit ihnen auszukommen.

Niemand ist lästiger, als ein tärtlicher Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Aebem zu beschäftigen hat.

Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeheures begegnet. So fühle ich immer für und mit Charletten, wenn Jemand mit dem Stuhle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann. Es käme Niemand mit

der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust verleiht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten.

Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das ausseht.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bezaubernde Höflichkeit des äußern Betragens.

Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe.

Wir sind nie entfernter von unseren Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.

Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein. Es darf sich Einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Sagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.

Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel, als die Liebe.

Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun.

Es gibt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Gelden. Das aber liegt daher, weil der Geld nur vom Gelden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seines Gleichen zu schätzen wissen.

Es gibt keinen größeren Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.

Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.

Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind. Eheren und geschiedte Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus, als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr, als durch die Kunst.

Selbst im Augenblicke des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers.

Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.

Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, gibt uns das Anschauen des Unmöglichen.

Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.

Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.

Setzen wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden; und setzten wir Andere an unsere Stelle, so würde Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen.

Nachdenken und Handeln verglich einer mit Aabel und Lea; die eine war anmuthiger, die andere fruchtbarer.

Nichts im Leben außer Gesundheit und Tugend ist schätzenswerther als Kenntniß und Wissen; auch ist nichts so leicht zu erreichen und so wohlfeil zu erhandeln; die ganze Arbeit ist ruhig sein, und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten, ohne sie auszugeben.

Dank und Lob gehören zu denen, in der moralischen Welt jeden Augenblick hervortretenden Gegenständen, worüber die Menschen sich unter einander utes

mal beruhigen können. Ich setze einen Unterschied zu machen zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen; denn sie entspringt aus einer glücklichen leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Unfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußerer Ver- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Dasein, daß wenn er der Sonne und der Erde, Welt und der Natur, Verröthern und Keltern, Freunden und Gesellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Mensch jenen Leichtsinns in und über sich walten, so nimmt eine kalte Gleichgiltigkeit immer mehr überhand, und man sieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich am Ende nothwendig verhalten muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Widerung einer Wohlthat durch unmuthiges verdrießliches Wesen ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor: solchen, die mit großen Anlagen und dem Vergesüß derselben in einem niedern Stande oder in einer hilflosen Lage geboren,

sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hilfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen dann manchmal durch Plumpeheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, irdisch, und das, was sie dagegen leihen, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Compensation nicht gedacht werden kann.

Jeder Mensch findet sich von den frühesten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb, endlich ganz bewußt, immerfort findet er sich bedingt, begrenzt in seiner Stellung, weil aber Niemand Zweck und Ziel seines Daseins kennt, vielmehr das Geheimniß desselben von höchster Hand verborgen wird, so tastet er nur, greift zu, läßt fahren, steht stille, bewegt sich, zaudert, und übereilt sich, und auf wie mancherlei Weise denn alle Irrthümer entstehen, die uns verwirren.

Sogar der Besonnenste ist im täglichen Weltleben gendthigt, klug für den Augenblick zu sein und gelangt deswegen im Allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er sicher, wohin er sich in der Folge wenden, und was er eigentlich zu thun und zu lassen habe.

Glücklicherweise sind alle diese und noch hundert andere wundersame Fragen durch euren unaufhaltsam thätigen Lebensgang beantwortet. Habt fort in un- mittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geistes. Wenn ihr sodann in freier Stunde aufath- met und euch zu erheben Raum findet, so gewinnt ihr euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hinzugeben, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, son- dern insofern er wirkt und genügt und andere zu wir- ken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Wer sich dem Nothwendigsten widmet, geht überall am sichersten zum Ziel; Andere hingegen, das Höhere, Zartere suchend haben schon in der Wahl des Weges vorsichtiger zu sein. Doch was der Mensch auch er- greife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hin- reichend. Gesellschaft bleibt eines wackeren Man- nes höchstes Bedürfniß. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug unter einander stehen, wie sich der Bauberr nach dem Architekten, und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht.

Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das Wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgiltige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Preter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten Jemand eigentlich, was er daraus machen soll.

Wenn sich in einem glücklichen friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen mehr als nöthig und billig ist von dem unterhalten, was geschieht oder geschehen soll; wenn sie sich einander ihre Vorsätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mittheilen, und ohne gerade wechselseitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam rathschlagend behandeln: so findet man dagegen, in wichtigen Momenten, eben da, wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am allermeisten, daß sich die Einzelnen auf sich selbst zurückziehen, Jedes für sich zu handeln, Jedes auf seine Weise zu wirken strebt, und indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Von der besten Gesellschaft sagt man, ihr Gespräch ist unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gekennpten hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelehrten Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln, und wie jene nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Bisquit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden; das will Niemand gerne glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Es gibt unter den Menschen gar vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen, einander entgegengesetzten nicht ausgleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer auf's Neue entwickelt. Wenn eine Seite
Gewinne,

nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengesetzte sich in die Länge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß; so nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den früheren Jahrhunderten läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre praktischen Folgen sich sehr lange, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu bestimmen und zu beschäftigen wußte, neuerlich aber ergibt sich eine größere Variabilität dieser Erscheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwei Gegenätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir halten dies für die wünschenswerthe Erscheinung.

Die Thoren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Secretär regiert! Und wer ist denn der Güte? Der, dünkt mich, der die Andern überseht, und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Pläne anzuspannen.

Feindselige Naturen, die nur wider Willen verschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gerne jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen! Als wenn man Alles um des Ruhmes willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit ähnlich Gefannten durch ernste Theilnahme an dem, was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unsern Augen eine Absicht zu erreichen strebt, kann, wir mögen seinen Zweck loben oder tadeln, sich unsere Theilnahme versprechen; sobald aber die Sache entschieden ist, wenden wir unser Auge sogleich von ihm weg; Alles, was geendigt, was abgethan daliegt, kann unsere Aufmerksamkeit keineswegs fesseln, besonders, wenn wir schon frühe der Unternehmung einen üblen Ausgang prophezeit haben.

Es ist nicht gut, kaum geknüpfte Verhältnisse zu zerreißen. Alles im Leben, wenn es gedeihen soll, muß eine Folge haben.

Wer Hilfe begehrt, muß nicht auf seinem Sinne bleiben.

Immer zu mißtrauen, ist ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Jedem ist und bleibt das wahr, was ihm fruchtbar ist. . . Wer bei seiner Meinung beharrt, zeigt uns nur, daß er sie nicht entbehren könne. . . Wer das verübt, wird nie controvertiren.

Se angenehm uns der Anblick eines wohlgehalteten Menschen ist, so angenehm ist uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verständigen vernünftigen Wesens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen, ist eine Freude, wenn es auch sonst geschmacklos gebaut und verziert ist: denn es zeigt uns die Gegenwart wenigstens von Einer Seite gebildeter Menschen. Wie dervelt angenehm ist es uns also, wenn aus einer menschlichen Wohnung uns der Geist einer höhern, obgleich auch nur sinnlichen Cultur entgegen strömt.

Ohne Gruß ist in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Gruß zu finden; sie geben, ich möchte

sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen lieft, nur damit man sie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends in einer Gesellschaft sehr zufrieden erzählte: daß er doch heute sechs Kirchen und zwei Galerien bei Zeite gebracht habe. Man will mancherlei wissen und kennen und gerade das, was einen am wenigsten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch gestillt wird, wenn man nach der Lust schnarvt. Wenn ich einen Menschen kennen lerne, frage ich sogleich, womit beschäftigt er sich? und wie? und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage ist auch mein Interesse an ihm auf Zeit- lebens entschieden.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen; so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesät werden, das die Entwicklung dieser Umfängniß abwarten muß und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Es ist immer ein Unglück, in neue Verhältnisse zu treten, in denen man nicht hergekommen ist: wir werden oft wider unsern Willen zu einer falschen Theilnahme gelockt, und verliert die Galttheit solcher Zustände, und doch sehen wir weder ein Mittel, sie zu ergänzen noch ihnen zu entsagen.

Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das eigentlich Unverständige sonst verständiger Menschen ist, daß sie nicht zurecht zu legen wissen, was ein anderer sagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte sagen sollen.

Es ist das Seltenste und daher auch das Höchste zu nennen, wenn eine gegenseitige Auffassung und Hingebung immer die rechte Wirkung thut; immer etwas bildet, was dem nächsten Schritt im Leben zu Gute kommt; wie denn durch eine glückliche Uebereinstimmung des Augenblicks gewiß am lebendigsten auf die Zukunft gewirkt ist.

Das, was man gedacht, die Bilder, die man gesehen, lassen sich in dem Verstand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz ist nicht so gefällig; es wiederholt uns nicht die schönen Gefühle, und am wenigsten sind wir vermögend, uns entbehrliche Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt sich ihnen unbewußt. Andere die uns in solchen Augenblicken beobachten, haben deshalb davon eine klarere und reinere Ansicht als wir selbst.

Es gibt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen. Es kommt nichts dabei heraus. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher Acht gehabt und davon Vortheil gezogen.

Den Menschen ist nicht zu helfen und sie hindern uns, daß man sich selbst hilft. Sind sie glücklich, so soll man sie in ihren Albernheiten gewähren lassen; sind sie unglücklich, so soll man sie retten, ohne diese Albernheiten anzutasten; und Niemand fragt jemals, ob du glücklich oder unglücklich bist.

Jeder hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausspräche, Mißfallen erregen müßte.

Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern.

Von dem, der Rath verlangt, ist's Beschränktheit, von dem, der ihn gibt, Anmaßung.

Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine vorvertheilte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideale, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Ordens aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt sei, erfahren wir nur allzudeutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir nur selten in's Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von Außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist.

Unter die läßlichsten Veruche, sich etwas Höheres anzubilden, sich einem Höheren gleich zu stellen, gehört wohl der jugendliche Trieb, sich mit Romanfiguren zu vergleichen. Er ist höchst unschuldig und, was man auch dagegen eifern mag, höchst unschädlich.

Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor langer Weile umkommen oder zu leidenschaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Der Eigename eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der blos um ihn herhängt, und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Theil vom Leben, wenn man sich wechselweise gerade herausspräche, was man von einander erwartet. Ist das geleistet, so sind beide zufrieden, und das Gemüthliche, was das erste und letzte von Allem ist, erscheint als reine Zugabe.

Es bringt uns nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor Andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben. Wie vieles ist leider nicht in unserer Erziehung und in unseren bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unsere Kinder zur Eellheit vorbereiten.

Der seine Bequemlichkeiten aufopfert, verachte gern diejenigen, die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Muthes, der sich leicht zu Uebermuth steigert.

Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger als er ist, denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seiner inneren Urtheilsfähigkeit außer Gleichgewicht gesetzt; es gehört eine höhere Kultur dazu, deren nur vorzügliche Menschen fähig sind, inneres Wahres mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen auszugleichen. So ist ich durch eine Brille sehe, bin ich ein anderer Mensch und gefalle mir selbst nicht, ich sehe mehr als ich sehen sollte, die schärfer gesehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern und ich lege die Gläser geschwinde wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieses oder jenes in der Ferne beschaffen sein möchte, befriedigt ist.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte, er wird nicht mehr von seines Gleichen beurtheilt.

Man schent die Alten, wie man die Kinder schent.

Es gibt wenig Menschen, die sich mit dem Nächstvergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder, das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich sein will, wieder hervorzurufen und herzustellen. Selbst in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren vieles schuldig sind, pflegt es so zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Man darf nur alt werden, um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Es ziemt sich dem Bejahrten, weder in der Denkweise, noch in der Art sich zu kleiden, der Mode nachzugeben.

Aber er muß wissen, wo er steht und wohin die Andern wollen.

Man hat in jedem Alter gewisse Vortheile und Nachtheile im Vergleich zu früheren oder späteren Jahren. Ich war in meinem 40. Lebensjahre über Manches so gescheit als jetzt, aber ich besitze in meinem 70. Jahren Vortheile, die ich mit frühern nicht vertauschen möchte.

Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben.

Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Freund und Feind zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitsginst der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden, wir wollen nicht beengt sein; Niemand soll beengt sein, und dieß zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit.

Leben thu' ich ohne Bedenken, denn warum soll ich verschweigen, wenn mir etwas zusagt? sollte es auch meine Beschränktheit ausdrücken, so hab ich mich deren nicht zu schämen; tadle ich aber, so kann mir begegnen, daß ich etwas Nützlichliches abweise, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung Anderer zu, die es besser verstehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklärt werde.

Welchen Weg mußte nicht die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmensliche menschlich zu sein! Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dieß zuerst lehrten, die ihr Leben damit zu brachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beschleunigen. Des Schönen sind Menschen selten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müssen wir daher diejenigen halten, die dieses mit großen Aufopferungen zu befördern suchten.

Wenn du es recht genau betrachtest, was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich, wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Dasein verbergen, daß er eine Freude am Dasein habe? Hätte die gute Gesellschaft, denn von der allein ist doch hier die Rede, und alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn eines Menschen Freude an sich und seinem Wesen die andern hinderte, Freude an dem andern zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern, und von diesem Uebermaß ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderbarlich verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung

läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt? ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existiren könnte; denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, dieses Selbstgefühl Andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigener Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott! alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtsein, mit Maß und im rechten Sinne; so würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen sein.

Jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muß oft wieder nachlassen, um sich von der neuen ungewohnten Anstrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor Niemanden mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt, flug zu werden.

Bescheidenheit ist eigentlich eine gesellige Tugend. Sie deutet auf große Ausbildung; sie ist eine Selbstverleugnung nach außen, welche auf einem großen inneren Werthe ruhend als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so hören wir, daß die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit preist, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Bescheidenheit aber

ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um desto wirksamer ist, als sie ohne Zudringlichkeit dem Andern wohlthut, indem sie ihn in seinem beglückten Selbstgeföhle nicht irre macht. Alles aber, was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung sein selbst, so daß die Societät zuletzt ganz Null wird; es müßte denn das Talent sich ausbilden, daß wir, indem wir unsere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des Andern zu schmeicheln wissen.

Bescheidenheit gehört eigentlich nur für persönliche Gegenwart. In guter Gesellschaft ist es billig, daß Niemand vorlaut werde, ist es nothwendig, daß der Gemeinste mit dem Vortreflichen in einen gewissen Zustand der Gleichheit gerathe. In alle freien schriftlichen Darstellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenstand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darstellenden und, so Gott will, auf beides. Wer einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt, nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungeschrien lassen.

Wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist, so wird er immer zum Heil der Welt nützlich wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter oder was alles sonst.

Das der Feuerfunke auf ein geladenes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Reizung, und jede Reizung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns, ein Uebermaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Das ist das Eigenthümliche des Lasters, daß es sein Unheil über die Unschuld verbreitet, wie die Tugend ihren Segen über Viele, die ihn nicht verdienen, indem doch häufig die Urheber beider, so weit wir sehen können, weder bestraft noch belohnt werden.

Das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Weh im Leben verursacht, daß wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch wo möglich zu eignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten.

Erziehung.

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existiren kann.

Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten?
Antwort: die der Indrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankriechen. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn, und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die flügsten Handelsleute und verwegentsten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Prander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte setz klammern.

Glückliche Kinder und Jünglinge wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Aufzuziehenden das Verhältniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrath, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint Alles durchdringlich; gar oft verlieren sie sich deßhalb in einem wilden, wüsten Wesen. Bei den Besseren jedoch entfaltet sich diese Richtung zu einem sittlichen Euthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eigenem Triebe hinbewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt.

Den Almon fragte Jemand wegen des Unterrichts seiner Kinder. Laßt sie, sagte der, unterrichten in dem, was sie niemals begreifen werden.

Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grausamkeit aus, daß Kinder solche Gegenstände, mit denen sie eine Zeit lang gespielt, die sie bald so, bald so gehandhabt, endlich zerstückten, zerreißen und zersetzen. Doch pflegt sich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren, wie solche Dinge zusammenhän-

gen, wie sie inwendig aussehen, auf diese Weise an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerstückt, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel beruht, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Ist doch Kindern dieses nicht zu verdenken, da ja selbst Naturforscher öfter durch Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Lösen als durch Beleben sich zu unterhalten glauben.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese, bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist eben so viel Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen künftigen Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat!

Niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das Uebrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden

seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen, so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugelegt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles Andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können.

Glückliche Beschränkung der Jugend, ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblicke ihres Daseins für vollendet halten können, und weder nach Wabrem noch Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem, sondern bloß nach dem, was ihnen gemäß ist.

Wenn ältere Personen recht pädagogisch verfahren wollten, so sollten sie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es sei von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden; wenn sie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas Anderes dafür einzusetzen hätten, oder unterzuschieben wüßten.

Wie nöthig ist es, in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beseitigen, sondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Lust am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern, die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind, sie hat von Natur einen unwiderstehlichen Trieb zum Absurden, der selbst in gebildeten Menschen heftig wirkt und gegen alle Cultur die angestammte Roheit fragender Wilden mitten in der ausständigsten Welt wieder zum Vorschein bringt.

Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert; denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedieß wissen können, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt.

Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich dünkt; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.

Der Mensch kommt manchmal, indem er sich einer Entwicklung seiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge in's Wasser fällt; griffe Jemand sogleich zu, riße ihn an's Land, so wäre es um einmal naß werden gethan, anstatt daß er sich auch wohl selbst, aber am jenseitigen Ufer beraushilft, und einen beschwerlichen weiten Umweg nach seinem bestimmten Ziele zu machen hat.

Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem sie sich zu gehören suchen, hält sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten thierischen Handwerkstrieb bis zur höchsten Ausübung der geistigen Kunst, vom Lallen und Lachen des Kindes bis zur trefflichen Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Walzen der Knaben bis zu den ungeheuren Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und dem ernstesten Bunde, von dem reinsten Gefühl der sinnlichen Gegenwart bis zu den leiseren Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft.

alles das und weit mehr liegt im Menschen und muß ausgebildet werden, aber nicht in einem, sondern in vielen. Jede Anlage ist wichtig und sie muß entwickelt werden.

Wenn Einer nur das Schöne, der Andere nur das Nützliche befördert, so machen Beide zusammen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und Alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellen's dar, und Viele bedürfen's.

Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und Andern mit einer gewissen Arbeit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt und vergißt, was er Andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Verwürfe, daß er nicht hart genug gehandelt habe; und doch, wenn nun eine schöne Natur sich all zu hart, all zu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Tuldung, keine Rücksicht in der Welt zu sein. Dennoch sind die Menschen dieser Art, außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben.

Dem es lebhaft und gegenwärtig ist, welche unendliche Operationen Natur und Kunst machen müssen, bis ein gebildeter Mensch dasteht, wer selbst so viel als möglich an der Bildung seiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er sieht, wie freventlich sich oft der Mensch gerührt und so oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld gerührt zu werden. Wenn ich das bedenke, so scheint mir das Leben selbst eine so zufällige Gabe, daß ich jeden loben möchte, der sie nicht höher als billig schätzt.

Es ist eine schauerhafte Empfindung, wenn ein edler Mensch mit Bewußtsein auf dem Punkte steht, wo er über sich selbst aufgeklärt werden soll. Alle Uebergänge sind Krisen, und ist eine Krise nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Besserung fühlt man, und man sieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels.

Derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur Wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert aber lähmt; die That belebt aber beschränkt.

Man soll sich vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Puscherei verwendet hat, schmerzlich bedauern.

Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, Hülfe für sich lesen, ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt Alles, was er vermag, durch seine Persönlichkeit auf den Menschen; die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch, noch physisch aussterben lassen.

Die Fähigkeiten, die in dem Menschen liegen, lassen sich eintheilen in allgemeine und besondere; die allgemeinen sind anzusehen als gleichgültig ruhende Thätigkeiten, die nach Umständen geweckt und zufällig zu diesem oder jenem Zweck bestimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menschen ist allgemein, er will nachmachen, nachbilden, was er sieht, auch ohne die mindesten äußern und innern Mittel zum Zwecke. Natürlich ist es daher immer, daß er leiten will, was

er leisten sieht; das Natürlichste jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beschäftigung ergreife. Hier ist Alles beisammen: eine vielleicht im Besondern schon angeborene, in ursprünglicher Richtung entschiedene Thätigkeit, sodann eine folgerecht stufenweis fortschreitende Übung und ein entwickeltes Talent, das uns nöthigte, auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geschäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am glücklichsten, die ein angeborenes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Malerstammbäume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres als sie, bei mäßigen Naturkräften aus eig'ner Wahl, in irgend einem andern Fache geleistet hätten.

Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist. Ja es ist jezt die Zeit der Einseitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für sich und Andere in diesem Sinne wirkt. Bei gewissen Dingen versteht sich's durchaus und sogleich. Uebe

dich zum tüchtigen Violonisten und sei versichert, der Kapellmeister wird dir deinen Platz im Orchester mit Günst anweisen. Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugehen werde.

Was nützt, ist nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst willen studiren.

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel daran sein. Das Wissen fördert nicht mehr bei dem schnellsten Umtriebe der Welt; bis man von Allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.

Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt obzuehen auf; wir brauchen uns deshalb darum nicht weiter zu bemühen, das Besondere müssen wir uns zuerlangen.

Unsere Wünsche sind Vorgesühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Verbote desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und

möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausgreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Entwicklung ein Theil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vortheilen, erwerben sich eine klare Uebersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun gibt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Tugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt, und in ihm das Vergefühl bei Zeiten erwacht, was eine solche Epoche fordert und verspricht, so wird er durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da, bald dorthin greifen und der Wunsch, nach vielen Zeiten wirksam zu sein, wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele

zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunsch nach dem andern sich vereitelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert sein, daß nicht allein dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von Andern geleitet, wozu wir selbst früher einen Verus fühlten, ihn aber mit manchen Andern aufgeben mußten; dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur dann glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.

Auf zweierlei Weise kann der Geist höchlich erfreut werden, durch Anschauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit, und eine verhältnismäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist. Der Begriff hingegen will nur Umpfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit und ist selbst das Werkzeug der Bildung.

Nichts gibt uns mehr Aufschluß über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen ist, wieder vor uns sehen, so daß wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen, aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, seip Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vortheile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das durch Absonderung von der Welt, immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Frauen.

Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müssen; denn bei einem wechselseitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden und dann verliert er; denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie; denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommener denken läßt.

Ein wenig Weiz schadet dem Weibe nicht, so übel sie die Verschwendung liebet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Manne ziemt, und seithalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und dieses Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Den Enthusiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; sie kennen sich unter einander zu gut, um sich einer solchen ausschließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor, wie Käufer im Laden, wo der Handelsmann mit seinen Waaren, die er kennt, im Vortheil steht, auch sie in dem besten Lichte vorzuzeigen, die Gelegenheit wahrnehmen kann; dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unschuld hereintritt, er bedarf der Waare, will und wünscht sie und versteht gar selten, sie mit Kenneraugen zu betrachten. Jener weiß recht gut, was er gibt, dieser nicht immer, was er empfängt. Aber es ist einmal im menschlichen Leben und Umgang nicht mehr zu ändern, ja so löblich als nothwendig; denn alles Begehren und Freien, als Kaufen und Tauschen beruht darauf.

Wenn der Mann sich mit äußern Verhältnissen quält, wenn er die Besitzthümer herbeischaffen und beschützen muß, wenn er sogar an der Staatsverwaltung Theil nimmt, überall von Umständen abhängt, und, ich möchte sagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politisch sein muß, wo er gern vernünftig wäre, versteht, wo er offen, falsch, wo er redlich zu sein wünschte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem Augenblicke aufgeben muß: in-

deffen herrscht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das höchste Glück des Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unseren Zwecken sind? Und wo sollen, wo können unsere nächsten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauses? Alle immer wiederkehrenden unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten wir, wo fordern wir sie als da, wo wir aufstehen und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unserigen immer bereit sein soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Weib regelmäßig wiederzukehren und dem Tage so wie der Nacht vorzustehen! sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benugen. So ist sie von Niemand abhängig und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, steht er gesichert, das, was er erwirbt, gut benützt

und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und wenn das Glück gut ist, das dem Staate sein, was seiner Gattin zu Hause so wohl anseht.

Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein und will allein sein. Ja, die Giltel selbst ist in dem Falle. Jede Frau schlägt die andere aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird Alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich Ihtesgleichen hervorzubringen.

Liebe.

Glückliche Jugend! Glückliche Zeiten des ersten Liebebedürfnisses! der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Gabe stundenlang ergötzt, die Kosten des Weirädes allein trägt, und mit der Unterhaltung wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenwart auch nur die lezten Silben der ausgerufenen Worte wiederholt.

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber die und da Jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Widenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Zwei liebende Herzen sind wie zwei Magnetuhren; was in der einen sich regt, muß auch die andere mitbewegen, denn es ist nur Eins, was in beiden wult. Eine Kraft, die sie durchzieht.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; so wie Alles, was Productivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltener Fall.

Alle Ganz- und Halypoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und vollem Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen nothwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt, oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Annuth begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir Alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszu-

sprechen: Die Liebe des Göttlichen strebt immer danach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Reizung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältniß, das in Allem der Liebe gleicht, nur nicht in der nothwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Reizung kann nach vielen Zeiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die dem Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eigenen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann, sie fordert nicht sowohl eine anmuthige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Jein vermögen nichts gegen dasselbe, ja sie überdauert die Verachtung, den Haß.

Die ersten Liebeconigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde.

Die ersten Schritte, die uns in den Jergarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aus-
sichten so reizend, daß man sie gar zu gern in sein
Gedächtniß zurückruft. Jeder Theil sucht einen Vor-
zug vor dem andern zu behalten, er habe früher, un-
eigennütziger geliebt, und jedes wünscht in diesem
Betütherte lieber überwunden zu werden, als zu über-
winden.

Wahrhaft Liebende betrachten Alles, was sie bis-
her empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegen-
wärtigen Glück, nur als Base, worauf sich erst ihr
Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Reizungen
erscheinen wie Nachtgeister, die sich vor dem an-
brechenden Tage wegschleichen.

Freundschaft kann sich bloß praktisch erzeugen,
praktisch Dauer gewinnen. Reizung, ja sogar Liebe,
hilft Alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die
thätige, productive besteht darin, daß wir gleichen
Schritt im Leben halten, daß der Freund meine Zwecke
billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zu-
sammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer
Denk- und Lebensweise sein möge.

Wie ganz füllt das unser Herz, wenn wir, beleidet, den Gegenstand unserer Liebe zu verlassen bei uns sehr eifrig festsetzen; mit welchen Verzerrungen von Seelenstärke treten wir wieder in seine Gegenwart? wie übt sich das in unserm Busen auf und ab? und wie plagt es zuletzt wieder auf einen Blick, einen Händedruck zusammen.

Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut.

Wenn es gefährlich ist, einen Freund mit den Vorzügen seiner Geliebten bekannt zu machen, weil er sie wohl auch reizend und begehrenswürdig finden möchte, so ist die umgekehrte Gefahr nicht geringer, daß er uns durch seine Abstimung irre machen kann.

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelassenen Uhr hinsieht, als wenn sie noch ginge; so blickt man auch wohl einer Schönen in's Gesicht, als wenn sie noch leuchte.

In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn, man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Hohen mild, und der Gebildete hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unausföelich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungebuld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beklagt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick verübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Watten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte.

Der sittliche Mensch erregt Reizung und Liebe nur in so fern, als man Zehnsucht an ihm gewahrt wird; sie drückt Beßig und Wunsch zugleich aus, den Beßig eines gärtlichen Herzens, und den Wunsch, ein gleiches in Andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieses geben wir uns hin.

Man feiere nur, was glücklich vollendet ist; alle Ceremonien zum Anfange erforderen Zuß und Kräfte, die das Streben hervorbringen und uns bei einer festgesetzten Mühe beistehen sollen. Unter allen Zeiten ist das Hochzeitöfest das Aufsidlichste; keines sollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden, als dieses.

Glücklicher Weise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn, oder läßt ihn gleichgültig. Es gibt Tagen, in denen Zucht und Hoffnung eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine tunstle Züßlosigkeit verlieren. Wie könnten wir sonst die entfernten Geliebtesten in ständlicher Gefahr wissen und dennoch unser gewöhnliches, tägliches Leben immer so fest treiben.

H.
G l ü c k .

Der allein ist glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu geberden braucht, um etwas zu sein!

Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir Alles mit uns, und uns mit Allem vergleichen, so liegt Glück oder Glend in den Gegenständen, wo wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen, sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und Alles außer uns herrlicher erscheint, jeder Andere vollkommener ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt und eben was uns fehlt, scheint uns oft ein Anderer zu besitzen, dem wir denn auch Alles dazu geben, was wir

haben, und noch eine gewisse idealische Bezaglichkeit dazu. Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, das Glückselbst unserer selbst.

Dagegen, wenn wir mit all' unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fort arbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserem Zuhlen und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Zegeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man Rudern gleich oder gar verläßt.

Wie man zu sagen pflegt, daß kein Unglück allein komme, so läßt sich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicher Weise beschaffen sei; ja auch mit andern Umständen, die sich auf eine harmonische Weise um uns versammeln; es sei nun, daß ein Schicksal dergleichen auf uns lege, oder daß der Mensch die Kraft habe, das, was zusammengehört, an sich heranzuziehen.

Eine liebevolle Aufmerksamkeit auf das, was der Mensch besitzt, macht ihn reich, indem er sich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft.

Die Gegenwart des Glenden ist dem Glücklichen zur Last, und ach! der Glückliche dem Glenden noch mehr.

Man pflegt das Glück, wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in sich abgegrenztes Wesen; daher kann sie aber auch, so wie der Glückliche, unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, woher es auch sei, entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden in Wonne vereint gesehen werden, gleich fällt der Vorhang, und der Zuhauer, der sich Stundenlang durch so manche Verwerthenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungezäumt nach Hause. In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Laufendeck, das den überall anstoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Verubigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht sanft zu verweilen angeleitet wird, das Rund sich in milden Schatten, und Widerscheinern uns offenbart; so sendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüsterung, andere Farben, andere

Schatten und Widerscheine: das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig dasjenige in Eins zu fassen, was sich selbst zerstreut, und es wird von einer Theilnahme beschäftigt, welche, wie durch ein unauslösbare Räthsel schwebend erhalten, schwankt.

Wir bemerken, daß die lebhaftesten und höchsten Vergnügen, wie die vorbeistiegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erscheinen, uns rühren und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen; daß Arbeit und Gleichheit nur in dem Launel des Wahnsinns genossen werden können und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt, und lüftern ängstlich süße Grundungen in ihrer Nähe genießt.

Wie von unsichtbaren Weiskern gepeitscht, gehen die Sonnensperde der Zeit mit unserm Schicksale leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig lasst, die Zügel fest zu halten, und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder regulanten. Wohin es geht, wer weiß es? Grunzt er sich doch kaum, woher er kam.

Manchmal sieht unser Schicksal aus, wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese harren Aeste, diese kahlen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten; doch wir hoffen's, wir wissen's.

Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaushebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abhängigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höhern Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß Andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Theil genießen, und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen.

Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit gibt ein angebornes Vermögen! Und wie sicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Kapital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth

indischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen.

Der Mensch kann in keine gefährlichere Lage versetzt werden, als wenn durch äußere Umstände eine große Veränderung seines Zustandes bewirkt wird, ohne daß seine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet ist. Es gibt alsdann eine Grobhe ohne Grobhe, und es entsteht nur ein desto größerer Widerstand, je weniger der Mensch bemerkt, daß er zu dem neuen Zustande noch nicht ausgebildet sei.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erschaffen kann, so darf er überall mit einem stillen Bewußtsein vor seinesgleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht, als das reine stille Gefühl der Gränzlinie, die ihm gezogen ist. Er darf nicht fragen: was bist du? sondern nur: was hast du? welche Ginst, welche Kenntniß, welche Fähigkeit,

wie viel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person Alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen; dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll thun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachlässigen muß.

Tiefe Wunden schlägt das Schicksal, aber oft heilbare. Wunden, die das Herz dem Herzen schlägt, das Herz sich selber, die sind unheilbar.

Der Glückliche ist nicht geeignet, Glücklichen vorzuziehen: es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und von Anderen zu fordern je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der sich erholt, weiß für sich und Andere das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Gutzüden genossen werden soll.

Unter allen Befigungen auf Erden ist ein eigen
Herg die kostbarste, und unter Tausenden haben sie
kaum zwei.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Un-
glückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen
umkommen solle, wie der römische Pöbel zu fordern
erlegte.

Charakter.

Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der That, die Persönlichkeit ist's, von der in solchen Fällen Alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können sich zum Charakter gesellen, er gesellt sich nicht zu ihnen: denn ihm ist Alles entbehrlich, außer er selbst.

Ich kann mich nur über den Menschen freuen, der weiß, was ihm und andern nütze ist, und seine Willkür zu beschränken arbeitet. Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst, wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt sein.

Es ist nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zweien Gemüthungen schwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn reinigt.

Jedes Wesen, das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetreunt und unverrückt erhalten. Dieß ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes Wesen habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt, wenn er getreten wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Ketzen selbst Charakter zuschreiben; denn er gibt auf, was andere Menschen über Alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man sich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höheren Sinne, wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihre Weise verharrt und sich durch nichts davon abwendig machen läßt.

Einen starken Charakter nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt, und seine Eigenthümlichkeit selbst mit Gefahr, seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht. Einem großen Charakter nennt man, wenn die Stärke desselben zugleich mit großen, unübersehbaren, unendlichen

Eigenschaften, Fähigkeiten verbunden ist und durch ihn ganz originelle, unerwartete Pläne, Absichten und Thaten zum Vorschein kommen.

Ob nun gleich jeder wohl einsieht, daß hier eigentlich das Ueberschwängliche, wie überhaupt, die Größe macht, so muß man sich doch ja nicht irren und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede sei. Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur auf's Rechte gerichtet sein kann; das Hauptfundament des Charakters ist das entschiedene Wollen, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit oder Irrthum; es ist das, was jede Partei an den Andern so höchlich schätzt. Der Wille gehört der Freiheit, er bezieht sich auf den inneren Menschen, auf den Zweck, das Wollen gehört der Natur und bezieht sich auf die äußere Welt, auf die That; und weil das irdische Wollen nur immer ein beschränktes sein kann, so läßt sich beinahe voraussetzen, daß in der Ausübung das höhere Rechte niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

Ein zu zart Gewissen, das eig'ne Selbst überschätzend, macht hyponochondrisch, wenn es nicht durch große Thätigkeit balancirt wird.

Der Mensch ist dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, so wird er sogleich falsch gegen sich und gegen Andere; dieser Irrthum mag in Meinungen oder in Neigungen bestehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht Jemand sein wird, der eine solche Erfahrung nicht an sich gemacht hätte. Man widme einer Person mehr Liebe, mehr Achtung, als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und Andere werden; man ist genöthigt, auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und sie bei sich wie bei Andern dafür gelten zu machen.

Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie belügen aber nicht täuschen. Ja wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrthum werden, sobald er darin verharret, und je schwächer die Vernunft, je stumpfer das Gewissen, desto mehr zieht der Irrthum den Menschen, weil er nicht gewarnt ist. Das Irren wird nur bedauernswerth, ja es kann liebenswürdig erscheinen.

Kennlich aber ist es anzusehen, wenn ein starker Charakter, um sich selbst getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird, und, um innerlich wahr zu sein, das Wirkliche für eine Lüge erklärt und sich dabei ganz gleichgültig erzeigt, ob man ihn für halbsüchtig,

versteckt, eigenfönnig oder für lächerlich halte. Dessenungeachtet bleibt der Charakter immer Charakter, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falsche wollen und eifrig dafür arbeiten.

Alein hiermit ist noch nicht das ganze Räthsel aufgelöst; noch ein Geheimnißvolleres liegt dahinter. Es kann sich nämlich im Menschen ein höheres Bewußtsein finden, so daß er über die nothwendige ihm einwohnende Natur, an der er durch alle Freiheit nichts zu verändern vermag, eine gewisse Uebersicht hält. Hierüber völlig in's Klare zu kommen, ist beinahe unmöglich; sich in einzelnen Augenblicken zu schelten, geht wohl an, aber Niemanden ist gegeben, fortwährend zu tadeln. Greift man nicht zu den gemeinen Mitteln, seine Mängel auf die Umstände, auf andere Menschen zu schieben, so entsteht zuletzt aus dem Conflict eines vernünftig richtenden Bewußtseins mit der zwar modificablen, aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit uns selbst, so daß wir unsere Fehler und Irrthümer, wie ungezogene Kinder spielend behandeln, die uns vielleicht nicht so lieb sein würden, wenn sie nicht eben mit solchen Unarten befaßt wären. —

Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen

läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise dargestellt haben.

Kühn handelt jedesmal der Gottberufne; „ich hab's gewagt!“ ist sein Wahlspruch; nicht: darf ich? kann ich? wer steht mir bei? wird's auch werden? — Sonst geschähe in der Welt nichts. Bei jedem Schritte wagen wir ja, und zertreten Mücken.

Man bedenkt nicht immer, daß ein kühn Unter-
nommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit
erfordert, weil bei dem Ungemeinen durch gemeine
Mittel nicht wohl auszulangen sein möchte.

Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, nur wenn sie uns überwältigen.

Das gemeine Menschenjoch, an welchem wir Alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutze von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Fatale: daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick erwiedern kann.

Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Zeiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen Mittelpunkt kreisend, hervorthut? Und selbst wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest

du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß gibt.

Wer soll, wer kann aber auf sein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewissermaßen irre zu werden, da er meistens finden wird, daß sein Wollen richtig, sein Thun falsch, sein Vergehen tadelhaft und sein Erlangen dennoch erwünscht gewesen?

Unser physisches sowohl, als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, Alles ruft uns zu: daß wir entsagen sollen. So manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen herverbilden; was wir von außen zur Ergänzung unseres Wesens bedürfen, wird uns entgegen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, sünden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deshalb ungebärdig stellt, vielmehr soll man, je bitterer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimaße beleidigt werde.

Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Fähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtfinn zu Hülfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hiedurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckensferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen: daß Alles eitel sei!

Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorthier gleich Sternen entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfsreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.

Natur.

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Angebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanges auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — Alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr, und sind ihr Fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im

boben Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Palmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Rüdchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Bounne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich est, und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes.

Kannst du sagen: Das ist! da Alles vorüber geht? da Alles mit der Wetterichnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich vergehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zertröter bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt

die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große seltne Noth der Welt, diese Kluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederfläuendes Ungeheuer.

Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Diese Lepten sind gerade die bedenklichsten.

Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus; das Geschöpf, das nicht sein soll, kann nicht werden, das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Dasein, frühzeitiges Verfallen, das sind ihre Klüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen strafft sie. Da seht um euch her, und was verboten, was verflucht ist, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Geräusche der Welt sind tausend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen

ibr Fluch ruht. Auf bequemen Müßiggang so gut als überdrängte Arbeit, auf Willkür und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel sieht sie mit traurigen Augen nieder. Zur Mäßigkeit ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse und ruhig alle ihre Wirkungen.

So wiederholt sich denn abermals das Jahresmärchen von vorn. Wir sind nun wieder, Gott sei Dank! an seinem artigen Capitel. Veilchen und Maiblumen sind wie Ueberschriften und Biquetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen.

Wir schelten die Armen, besonders die Unmündigen, wenn sie sich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerken wir nicht, daß sie gleich thätig sind, sobald es was zu thun gibt? Raum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, so sind die Kinder da: Hinter her, um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr; jedes reicht dir einen Strauß; es hat ihn gerückt, ehe du vom Schlaf erwachtest, und das Witzende sieht dich so freundlich an, wie die Wabe. Niemand sieht erbärmlich aus, der bei sich einigß Recht fñhlt, fordern zu dürfen.

Warum nur das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang ist, warum es so kurz scheint und so lang in der Erinnerung! Mir ist es mit dem Vergangenen so, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift. Und doch ist nichts so flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht seines Gleichen zurücklasse.

Man läßt sich den Winter auch gefallen. Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Aespen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verdrängt und der Baum sich als eine Gestalt und entgegendrängt.

Alles Vollkommene in seiner Art, muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas Anderes, Unvergleichbares werden. Zu manchen Tönen ist die Nachtigall noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heiße.

Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, ist nur eine comédie à tiroir, ein schlechtes Schußladestück. Man schießt eine nach der andern heraus und wieder hinein, und eist zur folgenden. Alles, was auch Gutes und Bedeutendes verkommt, hängt nur kümmerlich zusammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden.

Es scheint die menschliche Natur eine eigene Art von Fähigkeit und Vielseitigkeit zu besitzen, da sie Alles, was an sie herankommt oder was sie in sich aufnimmt, überwindet, und wenn sie sich es nicht assimiliren kann, wenigstens gleichgültig macht. Freilich muß sie bei einem großen Ueß trog allen Widerstandes den Elementen nachgeben, wie uns so viele endemische Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängstlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unserm complicirten bürgerlichen und geselligen Leben auf uns günstig oder ungünstig wirkt, und möchten wir das, was uns als Genuß freilich behaglich ist, um der üblen Folgen willen unterlassen, so würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei sonst gesunden Constitutionen oft mehr als eine Krankheit selbst quält, leicht zu entfernen wissen. Leider ist es im Diätetischen wie im Moralischen: wir können einen Fehler

nicht eher einsehen, als bis wir ihn los sind; wehe! denn nichts gewonnen wird, weil der nächste Fehler dem verbergenden nicht ähnlich sieht, und also unter derselben Form nicht erkannt werden kann.

Was auch den Geist gewaltiam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erstickenden Schlags genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte.

Süßer Schlaf! du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien und, eingebüllt in gefälligen Wahnstimm, versinken wir und hören auf zu sein.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt, als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt; wenn das harmonische Behagen ihm ein reines freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es

Goethe.

sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt
aufzublicken und den Wirbel des eigenen Wesens und
Werdens bewundern. Denn wozu dient all der Auf-
wand von Sonnen und Planeten und Monden, von
Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebel-
flecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn
sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines
Daseins erweist?

II.

Kunst.

Das Studium der Kunst, wie das der alten Schriftsteller gibt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inn'res mit großen Gegenständen und Gefühnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach Außen streben, und beugt jedes würdige Verlangen in unserem stillen Busen.

Die Kunst übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe zu wetteifern, sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen, aber sie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt; sie fixirt die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Wesentliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportionen den Wirbel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft.

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken, der Künstler wirkt als Mensch, um des Menschen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll Alles den Sinnen faßlich und angenehm, Alles aufreizend und anlockend, Alles genießbar und befriedigend, Alles für den Geist nährend, bildend und erhebend sein, und so gibt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.

Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Reime zutreten, jeden Augenblick tausend geben, groß und bedeutend, mannigfaltig in's Unendliche; schön und häßlich, gut und böse, Alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst

ist gerade das Ueberfließ; sie entleert aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier durch seine Kunsttriebe scheidet, verwahrt sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Uebel zu vermeiden und nur das Maß von Gutem zu genießen: bis es ihm endlich gelingt, die Circulation aller seiner wahren und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, so fern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläsernen Mauern zu verbannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt, und seine Kräfte, von seiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgeirrt, in Tugend, Selbstthätigkeit, Umyrdsamkeit zerfließen.

Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgeist wirksam in seiner Ruhe umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzubauen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben, seinen Kocod, seine Federn und seinen Körper. Und

laßt die Bildneret aus den willkürlichsten Armen bestehen; sie wird ohne Gestaltsverhältnisse zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Gange.

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauber Wildheit, oder aus gebildeter Grundsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig.

Da steht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptaccorde man bewahren, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Wesens in seligen Melodien herumwälzt; je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genug thut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.

Wir können jeden Gegenstand der Erfahrung als einen Stoff ansehen, dessen sich die Kunst bemächtigen kann, und da es bei derselben hauptsächlich auf

die Behandlung ankommt, so können wir die Stoffe kei-
 nabe als gleichgültig ansehen; nun ist aber bei
 näherer Betrachtung nicht zu läugnen, daß die einen
 sich der Behandlung bequemer darbieten als die
 andern, und daß, wenn gewisse Gegenstände durch die
 Kunst leicht zu überwinden sind, andere dagegen un-
 überwindlich scheinen. Ob es für das Genie einen
 wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht
 entscheiden; aber die Erfahrung lehrt uns, daß in
 solchen Fällen die größten Meister wohl angenehme
 und lebenswürdige Bilder gemacht, die aber keines-
 wegs in dem Sinne vollkommen sind, als die, bei
 welchen der Stoff sie begünstigte. Denn es muß sich
 die Kunst ja fast schon erschöpfen, um einem ungün-
 stigen Gegenstande dasjenige zu geben, was ein gün-
 stiger schon mit sich bringt. Bei den ächten Meistern
 wird man immer bemerken, daß sie da, wo sie völlige
 freie Hand hatten, jederzeit günstige Gegenstände
 wählten und sie mit glücklichem Geiste ausübten.
 Gaben ihnen Religion, oder andere Verhältnisse an-
 dere Aufgaben, so suchten sie sich zwar so gut als
 möglich herauszuziehen, es wird aber immer einem
 solchen Stück etwas an der höchsten Vollkommenheit,
 das heißt, an innerer Selbstständigkeit und Bestimm-
 heit, fehlen. Wunderbar ist es, daß die neueren und
 besonders die neuesten Künstler sich immer die un-
 überwindlichen Stoffe aussuchen und auch nicht einmal
 die Schwierigkeiten ahnen, mit denen sie dann zu

kämpfen haben; und ich glaube daher, es wäre schon viel für die Kunst gethan, wenn man den Begriff der Gegenstände, die sich selbst darbieten, und anderer, die der Darstellung widerstreben, recht anschaulich und allgemein machen könnte.

Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent, durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widersprüchlichsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Vollendung des Kunstwerks in sich selbst in die ewige unerläßliche Fortdauer. Aristoteles, der das Vollkommene vor sich hatte, sollte an Gieffelt gedacht haben? welch' ein Jammer!

Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke festzugeben; Bezüge gibt's überall und Bezüge sind das Leben.

Jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand. War sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie beschränkt, sorglich und bedenklich, so zieht sie uns gleichmäßig in die Länge.

Auffassung und Darstellung des Besondern in das eigentliche Leben der Kunst.

So lange man sich im Allgemeinen hält, kann es uns Jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns Niemand nach; warum? weil es die Andern nicht erlebt haben.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Grund; deßwegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes. Sie ruht auf ihrem eigenen Grund; sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack gibt.

Der Glaube hat die Künste wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen in Herr über sie geworden und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören wie alles Gute der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Man muß etwas sein, um etwas zu machen...
Man muß, gleich den Griechen, mit persönlicher Großheit sich an die Natur wenden.

Allen anderen Künsten muß man etwas vergeben; der griechischen allein bleibt man ewig Schuldner.

Das schlechteste Bild kann zur Umrundung und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, les und frei macht und sich selbst überläßt; das beste Kunstwerk spricht auch zur Umrundung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft; es nimmt uns unsere Willkür; wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen, wir sind genöthigt uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm erhöht und verbessert, wieder zu erhalten.

Der wahre Künstler steht fest und sicher auf sich selbst; sein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst. Er wird sich immer noch weit von diesem Ziele finden und daher gegen die Kunst oder den Kunstbegriff nothwendig allemal sehr bescheiden sein und gestehen, daß er noch wenig geleistet habe, wie vorzüglich auch sein Werk sein mag und wie hoch auch sein Selbstgefühl im Verhältniß gegen die Welt steigen möchte. Dilettanten, oder eigentlich Pfuscher scheinen im Gegentheil nicht nach einem Ziele zu streben, nicht vor sich hin zu sehen, sondern nur das, was neben ihnen geschieht. Darum vergleichen sie auch immer, sind meistens im Lob übertrieben, tadeln ungeschickt, haben eine unendliche Ueberschätzung vor ihresgleichen, geben sich dadurch ein Ansehen von Freundlichkeit, von Billigkeit, indem sie doch bloß sich selbst erheben.

Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in diesem Zustand nicht lange verharren, der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideal erhebt ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individue gehabt, wieder genießen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Weiterbekende nicht fahren

lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthsel glücklich löste! Sie gibt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hebe mildert, und himmlischen Reiz darüber ausgießt, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunsterk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Reizung umfassen, das wir uns zu eignen können.

Zell das Ungeheure, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erschaffen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen.

Die unwiderstehliche Begierde nach unmittelbarem Anschauen, die in dem Menschen durch Nachrichten von entfernten Gegenständen erregt wird, das Gedürfniß, allem demjenigen, was wir zeitiger Weise gewahrt werden, auch ein sinnliches Bild unterzulegen, sind ein Beweis der Tüchtigkeit unserer Natur, die das Einseitige flieht und immerfort das Innere durchs Äußere, das Äußere durch's Innere zu ergänzen strebt.

So viel ist gewiß, daß die unbestimmten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos oder zu unfäßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind.

Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, so wie sie dieses edle Bedürfniß auf manche Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage vertrieben, der Alles sondert und trennt, und so muß es auch durch jede wachsende Bildung vertrieben werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu dem Schönen zu flüchten, und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unsterblich und unverwundlich sind.

Das Erhabene gibt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen.

Wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dich ein schmerzliches Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und unwillkürliche Thränen ablockt. Durch diese Exerzitation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Umwindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen.

Sobald der Mensch an mannigfaltige Thätigkeit, oder mannigfaltigen Genuß Ansehung macht, so muß er auch fähig sein, mannigfaltige Organe an sich gleichsam unabhängig von einander auszubilden. Wer Alles und Jedes in seiner ganzen Menschheit thun oder genießen will, wer Alles außer sich zu einer solchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird seine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hindringen. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemälde an und für sich zu betrachten, den Gesang um des Gesanges willen zu vernehmen, den Schauspieler im Schauspieler zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen Harmonie und seiner Dauer willen zu erfreuen. Nun sieht man aber meist die Menschen, entschiedene Werke der Kunst geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen

und Willen soll sich der gebildete Marmor sogleich wieder ummodelln. Das festgemauerte Gebärde sich ausdehnen oder zusammenziehen. Ein Gemälde soll lehren, ein Schauspieler bessern, und Alles soll Alles werden. Eigentlich aber, weil die meisten Menschen selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja Alles leser und lechterer Stoff werde, wozu sie auch gehören. Alles reduciren sie zuletzt auf den sogenannten Giekt, Alles ist relativ, und so wird auch Alles relativ, außer dem Unfinn und der Abgeschmacktheit, die denn auch ganz absolut regiert.

Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt, und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entwirren und gebildet ist, aufgesaßt sein, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete, auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern

auch die Verzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt; er fühlt daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen, und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erwerben wird. Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertsältigen.

Wenn irgend eine spekulative Bemühung den Künsten nützen soll, so muß sie den Künstler gerade angehen, seinem natürlichen Feuer Lust machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist es zu thun, daß der keine Zerknirschtheit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Neugier schaft geben kann, warum es gaffte oder nicht, was liegt an dem?

Wer also schriftlich, mündlich oder im Beispiel, immer einer besser als der andere, den sogenannten

Liebhaver, das einzige wahre Publikum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufheben könnte, daß die Seele mit einflöße in's Instrument der hätte mehr gethan, als alle psychologischen Theoristen.

Werde ja nicht mild im Urtheil! was ist das Herrliche der Verzeit, wenn sich das Richtige des Tages ausdringen darf, weil es für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein?

Wer aufhört, mit den Meistern seiner Kunst zu conversiren, der kommt nicht vorwärts und ist immer in Gefahr zurückzuschwankeu. — — — Wie oft seh' ich Talente, die sich gebärden, wie die Wespe an der Auenrösche; sie möchten das Uudurchdringliche mit dem Kerse durchbrennen. Das ginge, denken sie, weil es durchsichtig ist!

Gemüth wird über Geist gesetzt, Naturell über Kunst, und so ist der Häbige, wie der Unfähige geworden. Gemüth hat Jedermann, Naturell Mehrere; der Geist ist selten, die Kunst ist schwer. — Das Gemüth hat einen Zug gegen die Religion; ein religiöses Gemüth mit Naturell zur Kunst, sich selbst überlassen, wird nur unvollkommene Werke hervorbringen; ein

selcher Künstler verläßt sich auf das Sittlich-Gehe, welches die Kunstmängel ausgleichen soll. Eine Abnung des Sittlich-Höchsten will sich durch Kunst ausdrücken, und man bedenkt nicht, daß nur das Sinnlich-Höchste das Element ist, worin sich jenes verkörpern kann.

Die Dilettanten, wenn sie das Mögliche gethan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen: die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tañet im Ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein. Ganz zuletzt entdeckt sich das Verfehlte, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

Weil der Dilettant seinen Veruß zum Selbstproduiren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objectiven Ursachen und Motiven, und meint nun den Umwundungszustand, in den er versetzt ist, auch

productiv und praktisch zu machen; wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorbringen gedächte.

Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seien nun ganz roh, halbkultivirt oder bei Abänderung einer Kultur, daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus statt.

Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr, je älter sie ist, je gewöhnlicher man sie ist, desto mehr wirkt sie.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte, sie ist ganz Form und Gehalt und erhebt und veredelt Alles, was sie ausdrückt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß und hier hat sie die größte Wirkung auf's Leben, welche sich durch alle Zeiten und Völkern gleich bleibt. Die profane sollte durchaus beiter sein.

Eine Musik, die den heiligen und profanen Charakter vermischt, ist gottlos und eine halbshürige, welche schwache, jammervolle erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu sein, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengesetzten: die Heiligkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Redliche der Volksmelodien, sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dgl. wenden, so wird sie kalt.

Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Ursache imponiren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre, als daß sie erfreuen. Die Bildhauerkunst muß sich daher noch ein stoffartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und würdig sein will.

Die Malerei ist die lässlichste und bequemste von allen Künsten. Die lässlichste, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenstandes willen auch da, wo sie nur Handwerk oder kaum eine Kunst ist, vieles zu Gute hält und sich an ihr erfreut; theils weil eine technische obgleich geistlose Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung setzt, so daß sie sich also nur einigermaßen zur Kunst zu steigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu sein. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der sichtbaren Gegenstände auf einander ist schon angenehm, und da das Auge obnehin gewohnt ist, Alles zu sehen, so ist ihm eine Mißgestalt, und also auch ein Mißbild nicht so zuwider, als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die schlechteste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstände zu sehen gewohnt ist. Der Maler darf also nur einigermaßen Künstler sein, so findet er schon ein größeres Publikum als der Musiker, der auf gleichem Grade stünde; wenigstens kann der geringere Maler immer für sich operiren, anstatt daß der mindere Musiker sich mit andern socitiren muß, um durch gesellige Leistung einigen Effect zu thun.

Es gibt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher bringen. Keines ist von der Bedeutung des Bildes. Die Mu-

terhaltung mit einem geliebten Bilde, selbst wenn es unähnlich ist, hat was reizendes, wie es manchmal etwas reizendes hat, sich mit einem Freunde streiten. Man fühlt auf eine angenehme Weise, daß man zu zweien ist, und doch nicht auseinander kann.

Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen, als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu sprechen, uns nicht anzusehen, sich nicht mit uns zu beschäftigen: wir sehen ihn, wir fühlen unser Verhältniß zu ihm, ja sogar unsere Verhältnisse zu ihm können wachsen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er sich eben bloß zu uns wie ein Bild verhält.

Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deshalb habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem jeden sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgültig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und theuren Menschen entbehren müßte.

Wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl thut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt; so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußeren und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen: er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen, ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernem und Abgeschmackten, wenn es neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Poesie.

Lebendiges Gefühl der Zustände, und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegzüht, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses Alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauslösllichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenchicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abgehenden Wie-

lantholte über großen Verlust seine Lage bündelt, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freud' und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die Andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltsame, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! Willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Aehren und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen; er sollte zugleich, wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Kärte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meierhof durch sein Vellen sichern?

Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiligkeit, durch äußeres Verhalten, uns von den irdischen

Leiden zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspective vor uns entwidelt da liegen. Die muntersten, wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen.

Poesie ist, rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunst; keine Rede, weil sie zu ihrer Vollenendung Takt, Gesang, Körperbewegung und Mimik bedarf; sie ist keine Kunst, weil alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künstlerisch geängstigt werden darf; auch bleibt sie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten, erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunst aber, im eigentlichen Sinne, ist eine Rede und eine Kunst; sie beruht auf einer deutlichen, mäßig leidenschaftlichen Rede, und ist Kunst in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und ist Verknüpfung vom Anfang bis zu Ende.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unersreuliche Leben, wo wir uns Alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche,

Hoffnungen und die Vergnügungen früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse, und sucht die Gesellschaft des heiter entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Giebachn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eigenen Leiden beschwichtigt, und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttingen, die wenn sie sich der besangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gern zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Reime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwicklung sich freuen.

Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff gibt ihm die Welt nur allzufreigebig, der Gehalt entwirrt freiwillig aus der Hülle seines Innern; bewusstlos begegnen beide einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre.

Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich einander durchdringen.

Der Dichter steht viel zu hoch, als daß er Partei machen sollte. Geisterkeit und Bewußtsein sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt. Bewußtsein, daß er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke. Geisterkeit, daß er Alles erquicklich darzustellen wisse.

Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die lustigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, dünkt mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Muse auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen, und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt.

Der Homer ist eins der Elemente des Genies, aber sobald er verwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zernüchert, vernichtet sie zuletzt.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit scheint zwar kein Gesetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu schwanke; aber genau gesehen, wird sie auf mannigfaltige Weise geregelt: durch Gefühl, durch sittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichsten aber durch den Geschmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtsame leitend ausübt.

Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Götten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden, als die Götter selbst. Die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Grepäe besitzen, wozu nicht gerade die epische Form nöthig ist.

Die Mutter Sprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos, denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalte absehen und

auf den Ausdruck lassen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der Geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung; die eigentlich alle zusammen greifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Vergiftung mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.

Uebersetzer sind als geschäftige Kuppeler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen, sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original.

Es gibt dreierlei Arten Uebersetzung. Die erste macht uns in unserm eignen Sinne mit dem Auslande bekannt, eine schlichtprosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunst völlig aufhebt und selbst den poeti-

ischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasser-Ebene niedergiebt, so leistet sie für den Anfang den größten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht, und ohne daß wir wissen, wie uns geschieht, eine höhere Stimmung verleibend, wahrhaft erbaut. Eine solche Wirkung wird Luthers Bibel-Üebersetzung jederzeit hervorbringen.

Es gibt nur drei echte Naturformen der Poesie, die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswertheften Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drei verbunden und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik oben an; wie der Chor mehr Zuschauer wird, treten die andern hervor, und zuletzt, wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Ge-

position episch, die Mitte dramatisch, und den spätesten Akt, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

Die Gegenstände der Erzählungen sind ganz frei, aber man lasse uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Man gebe eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich und so viel Gefinnung als nöthig; die nicht still steht, sich nicht auf einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen aber gut, nicht außerordentlich aber interessant und lebenswürdig. Die Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken.

Im Roman wie im Drama sehen wir menschliche Natur und Handlung. Der Unterschied beider Dichtungsarten liegt nicht bloß in der äußeren Form, nicht darin, daß die Personen in dem einen sprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider, viele Dramen sind nur dialogisirte

Romane, und es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu schreiben. Im Roman sollen vorzüglich Gefinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langsam gehen und die Gefinnungen der Hauptfigur, es sei auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen, und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein; von dem Dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarissa, Pamela, der Landstichter von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gefinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich, Alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.

Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Besseren, selbst gegen seine Neigung zu handeln.

Es ist ein großer Unterschied, ob der Verfasser eines dramatischen Stückes vom Theater herunter, oder auf das Theater hinaufschreibe. Im ersten Falle steht er hinter den Coulissen, ist selbst nicht gerührt, noch getäuscht, kennt aber die Mittel, Nührung und Täuschung hervorzubringen, und wird nach dem Maß seines Talents, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leisten. Im andern Falle hat er als Zuschauer gewisse Wirkungen erfahren, er fühlt sich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern seine passive Rolle mit einer activen vertauschen, und indem er die schon vorhandenen Masken und Gestaltungen bei sich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen sucht, bringt er nur etwas Secundäres, nur den Schein eines Theaterstücks hervor.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so Manchen productiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menschen nach dem Glück, sich selbst von dem Theater herunter wieder zu hören, und es ist Niemanden zu verargen, wenn man zu dieser innern Bebaglichkeit noch die äußern Vortheile eines schnellen, allgemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Nichts ist trauriger als der Schlendrian, mit dem sich der Einzelne ja eine Gesamtheit hingehen läßt, aber auf dem Theater ist es das Allerschlimmste, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird, und nicht etwa ein durch die Zeit selbst sich einleitender Erfolg abzuwarten ist. Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Creatur von der Welt; meist ist er incorrigibel, deshalb sind neues Publikum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel: jenes läßt ihm seine Fehler nicht hingehen, dieser fordert ihn zu schuldiger Anstrengung auf; und so möge denn nun auch das auf dem deutschen Theater unaufhaltsame Gaстрollenvielen sich zum allgemeinen Besten wirksam erweisen.

Historische Stoffe sind mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheuren Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist. Das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt sich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Ausübung verlangt, als störend erscheine.

Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vergehen sieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Die eigentliche Kraft und Wirklichkeit der Poesie, so wie der bildenden Kunst, liegt darin, daß sie Hauptfiguren schafft, und Alles, was diese umgibt, selbst das Würdige untergeordnet darstellt. Hierdurch lenkt sie den Blick auf die Mitte, woher sich die Strahlen über das Ganze verbreiten und so bewährt sich Glück und Weisheit der Gründung, so wie der Composition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geschichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit; sie darf, ja sie soll den Glanz des Verschöners eher dämpfen als erhöhen. Deshalb vertheilt sie Licht und Schatten über alle; selbst den geringsten unter den Mitwirkenden zieht sie hervor, damit auch ihm seine gebührende Portion des Ruhms zugemessen werde.

Fordert man aber aus mißverständener Wahrheitsliebe von der Poesie, daß sie gerecht sein solle, so gerüht man sie alsbald.

Literatur.

Die Literaturen, scheint es mir, haben Jahreszeiten, die mit einander abwechselnd, wie in der Natur, gewisse Phänomene hervorbringen, und sich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur im Ganzen loben oder tadeln könne; besonders sehe ich nicht gerne, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen schilt und niederdrückt. Die Rehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Guckucks. Die Schmetterlinge, die dem Auge so wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl so verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigte man dieß, so würde man dieselben Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören; und die vergebliche Mühe, dieses oder jenes Nützliche auszuwetten, würde nicht so oft verschwendet werden. —

Wann und wo entsteht ein klassischer Nationalauter? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Wesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Gemüthungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermisst; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen, zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Auktur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht und so viel äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in einem Sinne auszuführen fähig ist. —

Ein ausgesprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um so lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menschheit sich ergeht, die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht, damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

Es gibt in der Literatur, wie in der Gesellschaft, solche kleine wunderliche, vorzliche Figuren, die mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind, und, indem sie leicht von jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indessen gewinnen diese Personen noch immer genug dabei, sie leben, wirken, werden genannt und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung, sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Es gibt eine gerührende Kritik und eine produktive. Jene ist sehr leicht, denn man darf sich nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so vornimmt sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber läßlich versichern: vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sei abgethan und man dürfe ohne Weiteres, seine Forderung als unbefriedigt erklären; und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler.

Die produktive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer, sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Versuch vernünftig und vernünftig, und in wiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Versuche gethan und sich unferer Kritik entgegen gehoben hat.

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publikums willen urtheilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman, ohne die mindeste Rücksicht auf Recensionen, von Lesern und Leserinnen, nach individuell eigener Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen, oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag.

Das Publikum im Ganzen genommen ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen, denn die Grundsätze, wornach es geurtheilen kann, werden nicht mit uns gegeben, der Zufall überliefert sie nicht, durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es bebaglich, diesen nicht

an sich selbst, sondern an einen andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, mutmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder leitet, wird verrückt, und man zieht diesen, zum Vortheile der Welt und der Menschen, besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, und allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst, was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Sondern als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Verzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewissen das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzugeneigt, das Gemeine das ihm selbst am nächsten liegt, beraufzubeheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich walten könne. Dergleichen Nivelleurs befinden sich besonders in Literaturen, die in Währung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr, als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen, ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Das Publikum lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Pulprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachtet. Doch dieses zu gewahren, wird eine höhere Kultur erfordert, als sie gewöhnlich zu erwarten steht. Wer nicht seinen eigenen Reichtrater macht, kann diese Art Pulpredigt nicht vernehmen.

Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben wollen, und nicht die sie haben sollen.

Ein großes Publikum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach, durch das Gute, Gefühl und Geschmack für das Gute bei, und es wird sein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verstand, ja die Vernunft selbst, bei dieser Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihn schmeicheln wie einem geliebten Kinde, schmeicheln, um es zu bessern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

Man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt, was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen, und nöthigt daher die Direktionen, welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm herabzulassen und von einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern aufzulösen.

Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst auf der jeweiligen Stufe eigener und fremder Bildung für recht und nützlich hält.

Wer das Allgemeine zum Grunde legt, wird sich nicht leicht einer Anzahl wünschenswerther Schüler zu freuen haben; das Besondere zieht die Menschen hingegen an und mit Recht; denn das Leben ist auf's Besondere angewiesen; und gar viele Menschen können im Einzelnen ihr Leben fortsetzen, ohne daß sie nöthig hätten, weiter zu gehen, als bis dahin, wo der Menschenverstand noch ihren fünf Sinnen zu Hülfe kommt.

Ein geistreicher Franzos hat schon gesagt: wenn irgend ein guter Korf die Aufmerksamkeit des Publikums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so thut man das Möglichste um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt.

Es ist so wahr, irgend etwas Gutes, Geistreiches wird in stiller abgesonderter Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verlieren; man zerzt das concentrirte Talent in die Zerstreuung, weil man denkt, man könne von seiner Persönlichkeit etwas abzupfen und sich zu eignen.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistens fort, und bei mittleren Talenten sind oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

Das Publikum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkanntem Verdienste zu verfahren; es fängt nach und nach an, gleichgültig gegen sie zu werden; begünstigt viel geringere, aber neu erscheinende Talente; es macht an jene übertriebene Forderungen und läßt sich von diesen Alles gefallen.

Unmöglich ist es, die Gunst der Menge bis an's Ende zu erhalten. Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publikum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Kunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor; eine frische Jugend wukt, und man findet die Richtung, die Wendung eines früheren Talentos veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, steht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung unter seinesgleichen. Alles was sich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andere ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen müsse und solle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück sein Majestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ine Allgemeine vor — in's Besondere nach der Erfahrung.

Alles Vortreffliche beschränkt für uns einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur in so fern wir es nachher in unsere Aulatur aufnehmen, es unseren Geist- und Gemüthkräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Gegen die Autorität verhält sich der Mensch, so wie gegen vieles andere, beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürstigkeit, daß er, ohne sich auf etwas

Drittes zu stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, nötht er das Hülfreiche von sich und glaubt für sich selbst und Andere hinzureichen.

Das Kind bequemt sich meist mit Ergebung unter die Autorität der Aeltern; der Quabe sträubt sich dagegen, der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung Anderer doch nur wenig anrichtet.

Der thörigste von allen Irthümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon anerkannt worden.

Wer sich an seinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer sich bei Ausübung derselben nicht selbst seinen Lohn dabinnimmt, sondern erst darauf wartet und hofft, daß Andere das Geleistete anerkennen und es gehörig würdigen sollen, der findet sich in einer üblen Lage, weil es nur allzubekannt ist, daß die Menschen den Beifall sehr spärlich austheilen, daß sie das Lob verkümmern, ja, wenn es nur einigermaßen thöulich ist, in Tadel verwandeln. Wer, ohne hierauf

verbereitet zu sein, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten; denn wenn er das, was von ihm ausgeht, auch nicht überschätzt, so schätzt er es doch unbedingt; und jede Aufnahme, die wir in der Welt erfahren, wird bedingt sein; und sodann gebiert ja ihr Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit, wie für jedes Vergnügen.

Lebhaft verdringende Geister begnügen sich nicht mit dem Genuße; sie verlangen Kenntniß. Diese treibt sie zur Selbstthätigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, so fühlt man zuletzt, daß man nichts richtig beurtheilt, als was man selbst hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Mensch nicht leicht in's Klare und daraus entstehen gewisse falsche Bestrebungen, welche um desto ängstlicher werden, je redlicher und reiner die Absicht ist.

Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, gleichwie denn zwei ungleich. Wir erleichtern uns dieses durch Parteilichkeit; deshalb denn die Zählung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt, und einer oder der andere immer ausschließlich den Tag beherrscht.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend; denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen äußern Blick gethan, dann mag man gern lesen und hören, denn das schließt sich an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Turchaus gibt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Begründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu thun ist. Aber der Weg den sie einschlagen, der Schritt den sie halten, ist nicht einer jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinde gefördert sein, und deshalb lehnen sie ab und verhindern die Förderung dessen, was sie selbst fördern könnten. Die Gräßen müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesluft sich entgegen zu setzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen, bis die

werthe

Strömung vorüber gegangen ist. Die Hauptströmung, ja die vorzüglichste Ermunterung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich ist. Wenn sie diese Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen, kräftig einzuwirken, und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Geschichte.

Wenn der Mensch daran denken soll, von Ereignissen, die ihn zunächst betreffen, künftigen Geschlechtern Nachricht zu hinterlassen, so gehört dazu ein gewisses Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derselben. Zuerst also besetzt er im Gedächtniß, was er von Vätern vernommen, und überliefert solches in fabelhaften Umbüllungen; denn mündliche Ueberlieferung wird immer mehr und mehr wachsen. Mit aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibseligkeit ein Volk vor dem anderen, so entstehen alsdann Chroniken, welche den poetischen Rhythmus behalten, wenn die Poesie der Einbildungskraft und des Gefühls längst verschwunden ist. Die späteste Zeit versorgt uns mit ausführlichen Denkschriften, Selbstbiographien unter mancherlei Gestalten.

Es gibt zweierlei Arten, die Geschichte zu schreiben, eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt sei. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art ist die, wo wir selbst bei der Absicht eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachlässiglich zu überliefern verpflichtet sind.

Es entsteht ein eigenes, allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt; sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt.

In Friedenszeiten ist für die Menge wohl kein erfreulicheres Lesen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neuesten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige wohlbehaltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Parteigeist, den wir in unserer Beschränktheit weder los werden können,

noch sollen. Jeder begabte Mensch erdachtet sich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Interesse, unwesentlichen Gewinn und Verlust, und nimmt, wie im Theater, einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Theil an fremdem Glück und Unglück. Diese Theilnahme erscheint oft willkürlich, jedoch beruht sie auf sittlichen Gründen. Denn bald geben wir löblichen Abüchten den verdienten Beifall; bald aber von glänzendem Erfolg bingerissen, wenden wir uns zu demjenigen, dessen Verjäte wir würden getadelt haben.

Man mag sich die Bildung und Wirkung der Menschen unter welchen Bedingungen man will, denken, so schwanke beide durch Zeiten und Länder, durch Einzelheiten und Massen, die proportionirlich und unproportionirlich auf einander wirken; und hier liegt das Incalculable, das Incommensurable der Weltgeschichte. Gesetz und Zufall greifen in einander, der betrachtende Mensch aber kommt oft in den Fall, beide mit einander zu verwechseln, wie sich besonders an parteiischen Historikern bemerken läßt, die zwar meistens unbewußt aber doch künstlich genug, sich eben dieser Unsicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch

ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen gehen einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Helligkeit keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen; die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn Jedermann und Allen Recht geschähe und so ist Jedermann zufrieden.

Die Göttersitz irgend eines Wesens erscheint uns ja nur, in so fern wir uns desselben bewußt werden. Dabei sind wir ungerecht gegen die stillen dunklen Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerem starken Antrieb thätig war, trefflich vor

nich hin wirkte und kein anderes Dokument seines Daseins zurückließ, als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengränzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Ueberlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genöthigt finden, so erregt es eben die angenehme Emvündung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte, gebildete Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausabnien als hieraus forschen.

Nur müßte man niemals griechisämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit gethan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabschauen.

Es gibt zwei Momente der Weltgeschichte, die bald aufeinander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt sich an Individuen und Völkern zeigen.

Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen frei ausbilden; dieß ist die Epoche des Werdens

des Friedens, des Nührens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen, und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auserbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteiucht und Anarchie auf.

Die zweite Epoche ist die des Genusses, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wissens des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunkt Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstucht und Tyrannei aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es gibt eine Tyrannei ganzer Massen, die höchst gewalttham und unwiderstehlich ist.

Außerordentliche Menschen, als große Naturerscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jeden Volkes immer theilhaftig. Ob solche Phänomene, genügt oder geachtet, kommt nicht in Betracht. Jeder wackere Schwede verehrt Carl XII., den schädlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich sie und da ein billiger Unwille, über das Unnützlich ihres Wandels, entgegengelegte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahl übel behandelte, sie sogar den Tod

verworfenen Verbrecher leiden ließ, so finden wir sie doch schon im Heme als bebagliche Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus wird mit Blindheit geübt, weil er sie unwürdig dargestellt; und so verdiente, nach vieljähriger Kontrovers, Euripides gewiß den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig, darstellte, und so die unerläßliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen, befriedigte.

In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehent werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geschehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menschen auf, welche neue Ansichten verbreiten. Weil aber solche Ereignisse sich gewöhnlich nur auf partielle Gegenstände beziehen, so wird die ganze Masse der Menschen und ihre Aufmerksamkeit dahin geleitet. Dergleichen mehr oder weniger ausschließliche Beschäftigungen ziehen ein solches Zeitalter von allem Uebrigen ab, so daß man weder an das Wichtige denkt, was schon da gewesen, noch an das, was noch zu thun sei, bis denn endlich das begünstigte Particulare genugsam durchgearbeitet in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt und nunmehr still fortwirkt, ohne ein besonderes lebhaftes Interesse weiter zu erregen.

Bisher glaubte die Welt an den Heldenstimm einer Lucretia, eines Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt kommt die Kritik und sagt, daß das Fabeln sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.

Man hat oft gesagt und mit Recht: der Unglaube sei ein umgekehrter Aberglaube und an dem letzten möchte gerade unsere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennuz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unlängbare poetische Produkt einem fieberhaften Zustand zugeschrieben; ja, was noch wunderlicher ist, das Allervorzüglichste was hervortritt, das Allermerkwürdigste was begegnet, wird so lange als nur möglich ist, verneint.

Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuschrieb. Der Aberglaube ist ein Urtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Naturen; der Unglaube das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, zurückschreitender auf sich selbst beschränkter Menschen. Jene lieben das Erstaunen, weil das Gefühl des Erbahrenen dadurch in ihnen erregt wird, dessen ihre

Seele fähig ist, und da dieß nicht ohne eine gewisse Apprehension geschieht, so irregelt sich ihnen leicht dabei ein böses Princip vor. Eine unmächtige Generation aber wird durchs Verhabene gerührt, und da man Niemanden zumuthen kann, sich willig zerstören zu lassen, so haben sie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, so lange zu läugnen, bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuschauen sein mag.

Wenn der denkende Geschichtsforscher mit Betrübniß bemerken muß, daß Wahrheit so wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen können, da dieses mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beständig abzuwechseln hat; so ist es ihm desto erträglicher zu sehen, wenn die Wahrheit auch in Zeiten, wo sie nicht durchdringen kann, nur gleichsam eine Protestation einlegt, um ihre Rechte, wo nicht zu behaupten, doch zu verwahren.

Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, und selbst zu regieren.

Alles Große und Geschehnte existirt in der Minderität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie dran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen es werden.

Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften läugnet Niemand, aber man denkt nicht immer daran, daß Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, sondern von bedeutenden ausgezeichneten Gestalten.

In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig reinthätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen und Gehehen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, so gleichsthum sich verwegene, lüthne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltiam wirkend bis zum Entsetzen, alle Mäßigung verbannend. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Ueberflucht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alle Eigenschaften die man braucht, um den Despoten

zu dienen, entwickeln sich in fähigen Weisern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden.

Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewußtsein regiert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat, weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen.

Aber nicht allein der Fürst, sondern ein jeder, der durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung, Theil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr, den Kreis zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschengefühl, Gewissen, Religion und Verkommen, zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Huth sein, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingten Willens hingerissen, sich und andere unwiederbringlich in's Verderben hinabziehen.

Philosophie.

Philosophie, wenn sie für's Leben Bedeutungzeit gewinnen will, muß geliebt und gelebt werden.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerie; Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln; Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen; Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.

Jedes Wissen fordert ein zweites, ein drittes und immer so fort; wir mögen den Baum in seinen Wurzeln, oder in seinen Ästen und Zweigen verfolgen; eins ergibt sich immer aus dem Andern, und je lebendiger irgend ein Wissen in uns wird, desto mehr sehen wir uns getrieben, es in seinem Zusammenhang aufwärts abwärts zu verfolgen.

Man sagt von dem menschlichen Herzen, es sei ein trotzig und verzagtes Wesen. Von dem menschlichen Geiste darf man wohl ähnliches prädiciren. Er ist ungeduldig und anmaßlich und zugleich unsicher und zaghaft. Er strebt nach Erfahrung und in ihr nach einer erweiterten reineren Thätigkeit, und dann hebt er wieder davor zurück und zwar nicht mit Unrecht. Wie er vorschreitet, fühlt er immer mehr, wie er bedingt sei, daß er verlieren müsse, indem er gewinnt; denn aus Wahre, wie aus Falsche sind nothwendige Bedingungen des Daseins gebunden.

Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung eine ungeheure Contingation von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankbarem; Alles, was wir tagtäglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die, wenn wir uns wahrhaft ausbilden wollen, auf ihre physiologischen und pathologischen Principe zurückzuführen sind.

Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einsicht treulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wissen fortichreiten und sich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentliche

Wunsch keineswegs in gleichem Maße vollkommener wird, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache weil das Wissen unendlich und jedem neugierig Umherstehenden zugänglich, das Ueberlegen, Denken und Versknüpfen aber innerhalb eines gewissen Kreises der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen ist, dergestalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenstände vom Fixstern bis zum kleinsten lebendigen Lebewerk immer deutlicher und ausführlicher werden kann; die wahre Wunsch in die wahre Natur dieser Dinge jedoch in sich selbst gebindert ist und dieses in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrtausende vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum sich in einem stätigen Kreise bewegen.

Des Denkers einziges Besitztum sind die Gedanken, die aus ihm selbst entspringen; und wie ein jedes Aergerniß, was uns angehört in unserer Natur ein besonderes Wohlbefinden verbreitet, so ist auch der Wunsch ganz natürlich, daß es Andere als das unsrige anerkennen, indem wir dadurch erst etwas zu werden scheinen. Daher werden die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung so lebhaft; recht genau beiseben, sind es Streitigkeiten um die Grenzen selbst.

Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken, denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen; er muß sich kontrolliren; der bloße nackte Instinkt geizt nicht dem Menschen.

Wie müßten wir verzweifeln, das Neuphere so kalt, so leblos zu erblicken, wenn nicht in unserem Innern sich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weise die Natur verherrlicht, indem es uns selbst in ihr zu verschönen eine schmerzliche Kraft erweist.

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläufigen Voliere. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? Was Käfig, sagte der Zeisig, siehe nur, wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du dort nicht das Gitter von Draht? — Das ist dort, aber siehst, so weit ich auf allen Seiten sehen kann, steht kein's! — du kannst die Seiten nicht alle übersehen. — Das kannst du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfink fort, bringt uns nicht unser Herr alle

Goethe.

Morgen dort in dem Trog Wasser, streut er uns nicht hier auf die Erde Samenkörner; würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davon fliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freilich davon fliegen! — So stritten sie noch lange; bis endlich der Kanarienvogel aus seiner Erde rief: Kinder, wenn ihr streiten müßt, ob ihr im Käfig seid oder nicht, so ist so gut, als wäret ihr nicht Darinnen. —

Seitdem uns ein alter Philosoph diese Fabel gelehrt hat, seitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben.

Man soll ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenzlinie ziehen. Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei; studire ich auch nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und Andere? und doch kommt man stöblich immer weiter und weiter.

Wer sich in ein Wissen einlassen soll, muß betrogen werden, oder sich selbst betrügen, wenn nicht äußere Nothigung ihn bestimmt. Wer würde Arzt werden, wenn er alle Unbilden auf einmal vor sich sähe, die seiner warten?

Die Natur hat immer Recht, und die Fehler und Irrthümer sind immer des Menschen. . .

Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft zu erheben, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart. . .

Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Todten, im Werden, aber nicht im Gewordenen.

... Der Verstand nuge das Geirarte.

Wer sich mit irgend einer Kenntniß abgibt, soll nach dem Höchsten streben. Es ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung, denn im Practischen muß sich jeder bald beschelden, daß ihm nur ein gewisses Maß von Kräften zugetheilt sei; zur Kenntniß, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen, ein jeder, der sich selbst verlängnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst überzutragen strebt.

Eine jede Theorie, sie sei von welcher Art sie wolle, setzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in

der Erfahrung Gegebenes, welches man sich so gut als möglich zurecht legen möchte. Von Aristoteles bis auf Kant muß man erst wissen, was diesen außerordentlichen Menschen zu schaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift, warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Es bleibt entschieden wahr: was ich recht weiß, weiß ich eigentlich nur mir selbst; wie ich damit hervortrete, rückt mir sogleich Bedingung, Widerspruch, Verwirrung auf den Hals. Das Sichere bleibt: daß wir Alles, was in und an uns ist, in That zu verwandeln suchen; darüber mögen denn die Andern, wie sie wollen und können, reden und verhandeln.

Alles Dyrreniten geht auf's Negative hinaus und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um's Verlehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.

Jeder Richter muß sich durchaus ansehen als einer, der zu einer Jury berufen ist. Er hat nur darauf zu achten, in wiefern der Vortrag vollständig sei und durch klare Belege auseinandergesetzt. Er faßt hiernach seine Ueberzeugung zusammen, und gibt seine Stimme, es sei nun, daß seine Meinung mit der des Referenten übereinstimme oder nicht.

Dabei bleibt er eben so beruhigt, wenn ihm die Majorität bestimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet, denn er hat das Seinige gethan, er hat seine Ueberzeugung ausgesprochen, er ist nicht Herr über die Geister, noch über die Gemüther.

In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen, durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen abgesehen; und weil sehr wenige Menschen eigentlich selbstständig sind, so zieht die Menge den Einzelnen nach sich.

Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, Alles zeigt, daß die Meinungen massenweise sich verbreiten, immer aber diejenige den Vortrang gewinnt, welche zahlreicher, d. h. dem menschlichen

Meiste in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist. Ja derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe.

Staat und Kirche mögen allenfalls Ursache finden, sich für herrschend zu erklären: denn die haben es mit der widerwärtigen Masse zu thun, und wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel; aber in den Wissenschaften ist die absolute Freiheit nöthig, denn da wirkt man nicht für heute und morgen, sondern für eine undenklich vorschreitende Zeitenreihe.

Gewinnt aber auch in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben, und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwährend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt, oder wo diese sich, bei verbreitetem allgemeinen Licht, auch wieder hervortragen dürfen.

Wer streiten will, muß sich hüten, bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm Niemand streitig macht.

Wer Maximen beitreten will, sollte fähig sein, sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerathe, mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu sechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht Alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Nichts ist widerwärtiger, als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtreibt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.

Das Wahre ist eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen suchen wir alle nur blinzend so daran vorbei zu kommen, in Furcht, sogar uns zu verbrennen.

Es ist so gewiß, als wunderbar, daß Wahrheit und Irrthum aus einer Quelle entstehen; deswegen man erst dem Irrthum nicht schaden darf, weil man zugleich der Wahrheit schadet.

Der Irrthum verhält sich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen; ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde; die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen, der Irrthum schmeichelt uns, wir seien auf eine oder die andere Weise unbegrenzt.

Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrthum der Zeit an. Deswegen sagte man von einem außerordentlichen Manne: *Le malheur de tous a causé son erreur, mais le force de son ame l'en a fait sortir avec gloire.*

Denken und Ihun, Ihun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingegeben von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte Eines ohne das Andere nicht statt finden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neuge-

berenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurück finden.

Alles Geheime ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.

Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches Allen angehört, und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Religion.

Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen hören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgottesdienst in dem Saale gehalten sehen, wo man zu speisen, sich gesellig zu versammeln, mit Spiel und Tanz zu ergötzen pflegt. Das Höchste, das Vergänglichste am Menschen ist gestaltlos und man soll sich hüten, es anders als in edler That zu gestalten.

Jedes Bedürfniß, dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, nöthigt zum Glauben.

Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre.

Wüsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Aussehen schmerzhafter machen wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden, und die Leiden seiner Seele abzutun, eine Pilgrimsfahrt nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Auftritt, der seine Sohlen auf ungehabtem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder.

In der Reihe so mannigfacher Producte ist der Mensch gleichsam das erste Geisräch, das die Natur mit Welt hatte.

Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Gristenz jedes lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, an einem oder dem andern Ende zerrissen, selbst wieder zusammenfügen kann; und was sind die tausendfältigen Religionen, als tausendfältige Neußerungen dieser Heilungskraft? Mein Pfaster schlägt bei dir nicht an, deines nicht bei mir; in unsres Vaters Apotheke sind viel Recette.

Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entführt uns aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geiste nicht ferner auszuhalten vermag.

Wirken wir fort, bis wir, vor- oder nacheinander vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Küßt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Menade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit an Beschäftigung nicht fehlen.

Von drückenden Pflichten kann uns nur die gewissenhafteste Ausübung befreien, und was gar nicht anzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen.

Der Natur ist Aurcht weht gemäß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes mächtiges Wesen, der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden, beide wünschen es los zu werden und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wieder herstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operationen millionenmal in seinem Leben, von der Aurcht strebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Aurcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten, ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen, ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geheiß aller Achten Religionen.

Was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Gewaltsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Erett und Verachtung, Schmach und Glend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern

als Hürdenisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen. Hieron finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.

Daß der Mensch ins Unvermeidliche sich füge, darauf dringen alle Religionen, jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden.

Die christliche hilft durch Glaube, Liebe, Hoffnung gar anmuthig nach; daraus entsteht denn die Geduld, ein süßes Gefühl, welches eine schätzbare Gabe das Dasein bleibe, auch wenn ihm anstatt des gewünschten Genusses das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird.

Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen; auf ihr gründet sich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt auch die Festigkeit und Würde beruhen mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsere redlich menschlichen Meinungen in einen

practischen Bezug ins Weite setzen, und nicht nur unsere Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.

Toleranz sollte eigentlich nur die vorübergehende Geduld sein; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radikalem Bösem, eine Erb-sünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erb-tugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er im Menschen kultivirt, zur Thätigkeit, ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Aeltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Aeltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landes-Verwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schütlinge, Diener, Anedite, Thiere und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt Alles und, indem ihr die Welt gehört, wendet

nie ihr Leides, Leides dem Himmel zu; sie allein hält der Götterei das Gegengewicht, sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen herverträte, die Erde von allen den Nebeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt.

So wie der Weinbrauch einer Koble Leben erfruchtet, so erfruchtet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ein reines Herz und große Gedanken! das ist es, was wir uns von den Göttern erbitten sollten.

Sei beständig, und was einmal göttlicher Beschluß in dir bedungen, daran setze alle Kräfte, daß du es zur Reife bringst. Wenn die Früchte auch nicht der Art ausfallen, wie du sie erwartest, so sind es doch immer Früchte höherer Umwindung und die allseitig erzeugende lebensnährende Natur kann und soll von der ewigen göttlichen Kraft der Liebe noch übertröffen werden.

Vollkommenheit ist die Norm des Himmels; vollkommenes Wollen die Norm des Menschen.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	III
Vorwort	XIII
Biographie	3
Ueber Sammlungen von Arbeiten	11
Welt	15
Vern	22
Menschen	32
Erziehung	65
Frauen	79
Freie	83
Geld	90
Charakter	98
Natur	107
Kunst	115
Feine	136
Wissenschaft	149
Geschichte	163
Philosophie	174
Religion	186

Book no. 1000 & 1001.

Geist deutscher Klassiker.

Eine Blumenlese

ihrer geistreichsten und gemüthlichsten
Gedanken, Maximen und Aussprüche.

Herausgegeben

VON

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

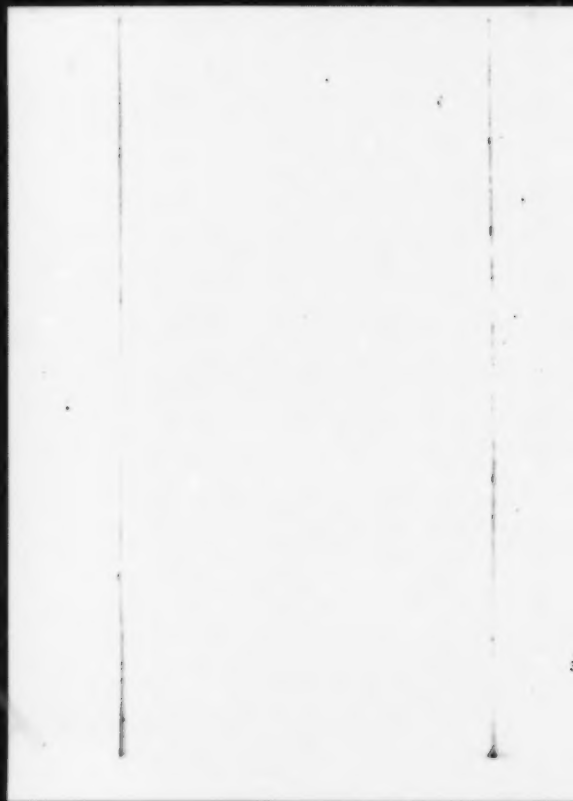
Zweiter Theil.

Jean Paul.

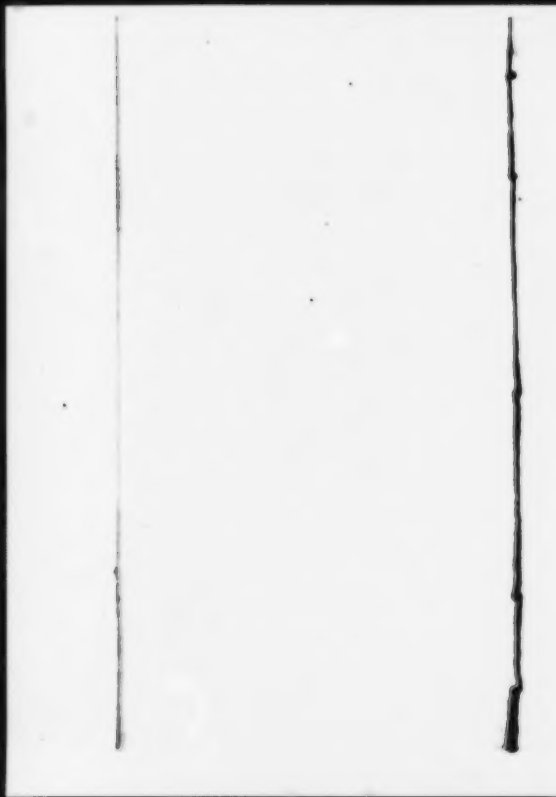
Wien und Leipzig.

Gartleben's Verlag-Gesellschaft.

1851.







Jean Paul.
(Friedrich Schlegel.)

Meßlen 1783. Meßlen 1825.

Wenn man einen Blick auf die Literatur des verfloßnen Jahrhunderts zurückwirft, so erinnert man sich der ungeheuren Wirkung, welche von Sterne's (Noth) Schriften über ganz Europa ausging. Diese wunderfame Mischung von Wit und Empfindung, Lachen und Weinen, diese Freiheit des Denkens, dieser spielende Ernst, diese Detailmalerei der menschlichen Natur und Zustände, diese Gründlichkeit ohne Pedanterie, diese Anmuth und wohlwollende Gesinnung, — alles dies zusammen, unter dem gemeinsamen Namen „Humor,“ konnte nicht verbleiben, Ver-

wunderung und Entzücken, und dadurch — Nachahmung hervorzurufen. Wie nun aber nichts in der Welt unnachahmlicher ist, als das Liebenswürdige, — und am unnachahmlichsten das eben erwähnte Talent, wozu eine seltene Kombination von natürlichen Gaben erfordert wird, — so fand denn auch Sterne in England, wie in dem Alles nachahmenden Deutschland, nur verzerrte Kopien, — bis, durch sein Beispiel geweckt, eine verwandte, merkwürdige Natur sich entwickelte, ein außerordentlicher Geist sich bildete.

Dieser Mann war Friedrich Richter, der Sohn des Rectors zu Bunsiedel im Paireuthischen, am 20. März 1763 geboren. Für die Theologie erzogen, bildete er sich in stiller, deutsch-bürgerlicher Häuslichkeit mehr nach Innen als nach Außen, sammelte früh durch zahlreiche Lektüre jenen Vorrath von aller Art Kenntnissen, der seine Leser später in Erstaunen setzte, und wandte sich mit lebhafter Fantasie den Wunderregionen der Dichtung zu. In diesen Regionen gründete er sich denn eine Heimat, indem er das ursprünglich gewählte Studium verließ, und von 1783 an, in ununterbrochener Reihe, bis zu seinem Tode, mit einer Fruchtbarkeit und Heißesfülle, die nicht ihres

Gleichen hat, sein Vaterland mit einer ungeheuren Anzahl humoristischer Werke beschenkte, ja übersättigte. Diese Werke erregten die Bewunderung seiner Zeitgenossen, und machten es ihm möglich, in gemüthlicher Stille ganz der Welt seiner Dichtung zu leben. So versteht sich von selbst, daß in einem so geistig schöpferischen Leben gar kein Raum für äußere Ereignisse blieb; und in der That läßt sich von seinem weitern Verlaufe nichts berichten, als Familienzustände. Im Jahre 1790 reiste er durch die sächsischen Herzogthümer, in den späteren Jahren in das südliche und westliche Deutschland. Bei der ersten Gelegenheit ward er vom Herzoge von Sachsen-Gildburghausen zum Legationsrathe ernannt, und faßte Neigung zu einem Fräulein von Feuchterleben. Allein sein Freund Herder, dessen Ausspruch ihm Alles galt, und welcher Bräutigam und Braut durchblickte, erklärte, daß sie nicht für einander geschaffen seien, und — vollzog die Ceremonie nicht. Jean Paul betraute später Karoline Mayer, aus Berlin, und hinterließ zwei Töchter. Nach Baireuth zurückgekehrt, lebte er seiner Familie und seinen Schöpfungen, bezog eine Besoldung vom Könige von Baiern, erlebte das Glück, sich von sei-

ner Nation geliebt und geehrt zu sehen, — leider auch das Unglück, im Spätherbste seines Lebens das Licht der Augen zu verlieren, und ging am 14. November 1825 zu besseren Gefilden hinüber.

Es wäre unmöglich, von Jean Paul's Stellung, Art und Wirkung in der deutschen Literatur einen Begriff zu geben, wenn diese Wirkung nicht unter uns fortlebte, ja selbst in der neuesten Zeit wieder frisch emporgetaucht wäre; Ausländern wird Jean Paul's Eigenheit und Werth für immer ungenießbar bleiben. Gypfel, sein humoristischer Vorgänger, bleibt innerhalb den Schranken der gemüthlichen Laune mit verständigem Ernste. Jean Paul durchbricht diese Schranken, und man hat keinen Ausdruck, um das abenteuerliche Ganze von burleskem, ja bizarrem Spas, Romantik, Sentimentalität, Gelehrsamkeit, Satyre, Feinheit, Gutmüthigkeit, Bitterkeit, Poesie, Philosophie, Einbildungskraft und Verstand, — diese Mischung des Unverträglichen, zu bezeichnen, welche Jean Paul's Werke, welche sein Stolz in jedem Sage, der aus seiner Feder kam, und vor die Seele bringt. Sein größter Werth besteht in dem sittlichen Charakter, der, wie ein verbindender Faden, sich unverkennbar durch

das bunte Ganze zieht, und in dem großen Verstande, der aus jedem seiner Werke spricht. Sein größtes Talent ist die Detailmalerei, besonders des deutschen gemüthlichen Stillebens, in welcher er unvergleichlich bleibt. Seine Schattenseite ist die Formlosigkeit und die verblasene Sentimentalität.

Die Wirkung, welche Jean Paul (der von seiner ersten bis zur letzten Schrift immer diesen Namen beibehielt) auf Deutschland ausübte, ist außerordentlich, — aber — wenn man sie mit Unbefangenheit prüft — nicht immer die wünschenswerthe. Was wir oben von Sterne sagten, gilt mit eben dem Rechte von Jean Paul. Gerade das, was solche seltsame Phänomene am liebenswürdigsten macht, ist am schwersten, ja ist unmöglich nachzuahmen; und — wie die Geschichte und tägliche Erfahrung lehren — gerade das Fehlerhafte an bedeutenden Menschen wird am öftersten nachgeahmt. Unter dem privilegierten Namen „Humor,“ durch Jean Pauls Vorgang geheiligt, hat sich bei uns eine Menge von Unflun eingeschmuggelt. Man glaubt humoristisch zu sein, wenn man formlos ist, wenn man das Unverträgliche verbindet, wenn man von einer leidigen Sentimentalität zu schaal-

Wortspielen hinüber und herüber schwindelt. Jean Paul soll uns ehrwürdig, aber nicht Muster sein. Der echte Humor in den „Flegeljahren“ und der scharfe, treffende, umfassende Verstand in der „Vorschule der Aesthetik“ reihen ihn für immer unter die Helden deutscher Dichtkunst und Wissenschaft. König Ludwig von Baiern hat ihm 1841 in seinem Geburtsorte Wunsiedel ein Denkmal errichtet.

Dem Leser.

Wo ich nur kann — zumal da ich oft eben nichts weiter kann — geb' ich bloße Gedanken ohne Geschichten, indeß Glücklichere allerdings gerade das Umgelehrte vermögen. Hauptsächlich geschieht es darum, weil der Verfasser dieses, von welchem noch bei seiner Lebzeit, über fünf verschiedene Holz- und Trauben- und Blumenlesen aus seinen weitläufigen Gärten seilgebeten werden, es immer mehr für seine Pflicht ansieht, diesen Lesern für andere Leser die saure Lese und Arbeit nach Vermögen zu erleichtern.

Der Leser sitzt jetzt in seinem Kanapee, die schönsten Leseboren tanzen um ihn und verstecken ihm seine Repetiruhr — die Grazien halten ihm mein Buch und reichen ihm die Heftlein, — die Musen wenden ihm die Blätter um, oder lesen gar Alles vor, er läßt sich von nichts stören, sondern der Schweiger oder die Kinder müssen sagen, Papa ist aus, — und da das Leben an einem Fuß einen Rothurn und an dem andern einen Soklus trägt, so ist's ihm lieb, daß mein Buch auch in einem Athem lacht und weint.

Scherze.

Der Maler Holbein strich in Basel nichts an als Basel selber, und der nämliche Umstand, der sein Genie in diese architektonische Färberei hineinzwang, nöthigte es auch, daß es oft darin Raststunden hielt, — er soff nämlich entsplich. Ein Bauberr, dessen Name in der Geschichte fehlt, trat oft in die Hausthür und kankte zum Gerüste hinauf, wenn die Beine des Hausfärbers anstatt davon herunterzuhängen — denn mehr war vom Maler nicht zu sehen — in der nächsten Weinkneipe standen und wankten. Schritt nachher Holbein damit über die Gasse daher, so kam ihm Baader entgegen und stieg mit ihm aufs Gerüste hinauf. Dieses brachte den Maler, der seine Studien (im Trinken) liebte, auf, und er nahm sich vor, den Entwurf neuer zu ändern. Da er nämlich das ganze Unglück seinen Beinen verdankte, deren Fruchtgehänge der Bauberr unter dem Gerüste sehen wollte, so entschloß er sich, eine zweite Auflage von seinen Beinen zu machen, und sie an das Haus hängend zu malen, damit der Baubirektor, wenn er unter der Hausthüre hin-

auffchaute, auf den Gedanken käme, die zwei Beine und ihre Stiefel malten droben fleißig fort. — Und auf diesen Gedanken kam der Bauberr auch, aber da er endlich sah, daß das Veritfußwerk den ganzen Tag an einer Stelle hänge und sich nicht fortschöbe, so wollte er nachsehen, was denn der Meister so lange an einer Partie bessere und antuschire — und verfügte sich selber hinauf. Droben im Vacuum sah er leicht, daß der Maler da aufhöre, wo Kniestücke anfangen, beim Knie, und daß der mangelnde Kumpf wieder faule in einem Alibi.

Schauspieler sind die Statuen, welche jeden Abend eine Seele von den Künstlern oder Dichtern fordern, um davon zu leben. (Die Perser glauben, daß die Statuen am jüngsten Tage Seelen von den Bildhauern begehren werden.)

Menschen und Bücher müssen an mehr als eine Correctur gelangen, um die Errata zu verlieren.

Auf demselben Menschen wachsen wie auf einem Weinberge oft vielerlei Weine, auf der Mittagsseite der herrlichste, und auf der Nordseite einer, der nicht zum Trinken ist.

Gottesfürchtige Naturforscher geben's für eine besondere Wohlthat nothbedürftiger Länder aus, daß — so wie die Häringe vom Nordpol, oder doch von dem Meeresboden zu den Hämen der Holländer und Franzosen heraufreissen müssen, um von selbigen theils eingefalzen, theils geräuchert zu werden, weil sie Holland jedes Jahr mit einem Gewinnst von einer Million Thaler absetzt — daß gleicher Weise vornehme und reiche Söhne durch einen besondern Naturtrieb gezwungen werden, nach Paris, Marseille, Neapel und die umliegenden kleinen Häuser zu gehen, um dort von tausend armen Menschen gefangen und aufgezehrt zu werden. Und wie an den bligenden Schuppen der Häringefischer Nachts leicht bemerkt, wohin er seine Neze zu werfen habe, so sind die Goldmenschen solch silberne Schuppen des Zug-Menschen, die man nachher abschuppt wie am Spiegelskarsen, und durch die man sehen kann, wo man Fischreusen und Hämen hinzuhalten habe.

Keine Gedanken sind weniger zulässig als die witzigen.

Jeder Arzt muß sich eine Universalkrankheit auslesen, wofür er alle andern ansieht, die er con amore curirt, in der er wie der Ibevog in Adams Sünde, der Philosoph in seinem Princip alle übrigen ertappt.

Das Leben ist gleich den Krebsen, am schmack-
haftesten in den Monaten ohne K.

Einige Menschen sind Klaviere, die nur einsam
zu spielen sind, manche sind Flügel, die in ein Gema-
chert gehören.

Wer nichts baut als iranische Schlösser, redue
auf nichts als iranische Fliegen, welche so gewaltig
ziehen.

Gewisse Menschen hätten Tugenden, wenn sie Geld
hätten.

Jeder bleibt wenigstens in einer Sache Original,
in der Weise zu niesen.

Ich baue eben nicht viel darauf, daß Geometer
geschrieben haben: wenn die Götter eine Gestalt an-
nehmen, so müßte es die vollkommenste, die eines Zir-
kels sein: ich könnte zwar daraus folgern, ein krum-
mer Rücken wäre wenigstens eine Annäherung zur
Göttergestalt, weil's ein Bogen und Segment aus ei-
nem Kreis wäre — aber ich mag nicht, denn das

Physische ist Kinderei dabei, und nur in so fern von Belang, als es das innere Krümmen und Ariecken der Seele theils anzeigt, theils (z. B. durch Verengerung der Brust) befördert. Sogar am Hofe würde man das äußere Krümmen erlassen, wenn man gewiß wissen könnte, daß das innere Gbde der Denkungsart da wäre ohne das Zeichen; denn da nach Kant Untermüthigkeit und Niederschlagung unseres Eigendünkels die Förderung der reinen und christlichen Moral ist, so muß Einer, der gar keine moralischen Vorzüge hat, mit dem Selbstbewußtsein davon noch tiefer nieder als zur Demuth, die schon der Tugendhafte hat; er muß zu dem sinken, was ich edles Ariecken nenne. Ich gehebe, ich verachte die Uebung nicht, die darin die kleinen Regeln der Lebensart gewähren, die ja eben nichts sein soll, als die Tugend in Kleinigkeiten, die Regeln nämlich, daß man sich bückt, wenn man widerspricht — wenn man lobt — wenn man eine Beleidigung erfährt — wenn man eine anthut, — wenn man den Andern bückt — wenn man gerade eben des Teufels werden möchte. Aber gut ist's, daß eine solche Tugend der Krümmung ihre eigenen Exercitplätze hat und nicht vom Zufalle abhängt. Am Hofe würde ein Mensch mit geradem Leib und Geiste als höfisch-lebt ausgeschlossen werden, wie ein Krebs mit einem geraden Schwanze, den nur ein crepirter führt.

Wenn die Pharisäer Blei in den Rücken führten, um sich das Rücken zu erleichtern, so thut das Blei, das man auf die Welt bringt, und das im Kevse liegt, vielleicht noch größere Dienste. Dabei ist's eine schöne Einrichtung, daß aus großen Seelen, denen wie langen Statuen das Rücken sauer fällt, zum Glück (aber zu ihrer Strafe) nichts wird, anstatt daß mittelmäßige, die sich nichts daraus machen, gedeihen und eine schöne Krone treiben; so sah ich oft beim Brettladen, daß jeder mittelmäßige Laib sich schön im Backofen erhebt und wölbt, der große aber blieb platt und miserabel liegen.

Lebensmaximen.

Es ist die gewöhnlichste und schädlichste Täuschung, daß man sich allezeit für den einzigen hält, der gewisse Dinge bemerkt.

Ein Plan macht ein Leben unterhaltend, man mag es lesen oder führen.

Man kann an derselben Person die Koketterie gegen jeden bemerken, und doch ihre gegen sich übersehen, wie die Schöne dem Schmeichler glaubt, den sie für den ausgemachten Schmeichler aller andern hält.

Die Besorgniß falsch zu scheinen, macht, daß man es scheint. Daher sieht bei einem Argwöhnischen ein Aufrichtiger halb wie ein Falscher aus.

Es ist leichter, eine übertriebene Achtung verguspiegeln, als eine wahre auszudrücken.

Verschweigen und verstellen fließen leicht zusammen, und müssen nicht Tropfen in den festesten Charakter, sobald er immer unter der Trause steht, endlich Narben graben?

Beim Abreisen hat kein Mensch Zeit sich zu erböhen.

Der Furchtsame erschrickt vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Muthige nach ihr.

Unter allen Dingen ist menschliche Bescheidenheit am leichtesten todteräuchert oder todteschwefelt, und manches Lob ist so schädlich als eine Verläumdung.

Manche Kühnheit des öffentlichen Handelns kommt den Zuschauern schwer und glänzend vor, bloß weil sie in der Ruhe sind, wie ein wildes Wetter dem unbefähigten, der aus der warmen stillen Stube hinausieht. — Reiset er selber draußen durch den Sturm, so fraget er gerüstet und kämpfend wenig darnach.

Man lernt Verschwiegenheit am meisten unter Menschen, die keine haben — und Plauderhaftigkeit unter Verschwiegenen.

Einer, der viele Wohlthaten empfangen, hört auf, sie zu zählen, und fängt an, sie zu wägen, — als während Pota.

Jeder Schmeichler hat wieder seinen Schmeichler: den Bandwurm halten wieder nadel förmige Würmchen beiegt.

Wenn Jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's.

Bitten an Große werden leichter erfüllt, wenn man sie thun läßt, als wenn man sie thut, weil der Bitteträger die Gelegenheit der Uebergabe sanfter und leiser als der Gegenstand herbeiführen kann; weil die Gegenwart des Gegenstandes den Wechselsfall zwischen ja und nein schärfer ausdringt, die Großen und Weiber aber in diesem Zwingsfall lieber verneinen; weil dieser Zwang das Verdienst verringert; weil die Bitte aus der dritten Hand so schmeichelt, wie Lob daraus, weil man lieber dankbare macht als einen — und weil sie es so gewohnt haben, da mehrere ansuchen als annahen dürfen.

An einer Versuchung ist nichts so gefährlich als die Neubeit; die Menschen und die Pendel-Uhren gehen durchaus bloß in einerlei Temperatur am richtigsten.

So verschieden die Fürsten sind, so sind doch die Höfe einander ähnlich und die Hofleute einander gleich.

Die Menschen erscheinen nie schlaffer, als wenn sie andere mit Worten trösten wollen; alles, was nur Gemeinheit, Widerstände, Weichlichkeit und Schmeichelei eingeben, sprechen sie vor.

Nicht das Geschrei, sagt ein chinesischer Tutor, sondern der Ausflug einer wilden Gans, treibt die Herde zur Folge und zum Nachfliegen.

Unmoralische Verdienste werden an hohen Orten vor ihrer Geburt bezahlt, moralische nach derselben, das Umgekehrte geschieht gleich schwer.

Der Großen muß man sich niemals tadeln, sie glauben zu leicht, man sage des Bösen zu wenig.

Tacitus sagt, man hasset den Andern, wenn man ihn beleidigt hat; aber gute Menschen lieben den Andern oft bloß deswegen.

Man hasset am Andern nichts so sehr, als einen neuen Fehler, den er erst nach Jahren zeigt.

Die meisten Narrheiten verübt man unter Leuten, nach denen man am wenigsten fragt.

Traue keinem, der in der geringsten Kleinigkeit seine Ehre im Stiche läßt, und einer solchen Frau noch weniger.

Verzage nur nicht, wenn du einmal fehlest, und deine ganze Reue sei eine schönere That.

Man fragt den Andern meistens um Rath, nicht weil man nicht weiß, was man thun soll, sondern weil man es eben weiß, aber ungern thut, und vom Rathgeber eine Hilfe für die leidende Neigung erwartet.

Die moralische Verschlimmerung entwickelt sich zwar aus Geringfügigkeiten, aber nicht die Besserung.

Etwas erwarten, ist oft ärger, als etwas verlieren; zumal da diese Bewegung der Seele ungleich andern geistigen und körperlichen Oscillationen, welche durch die Zeit zur Ruhe kommen, gerade durch diese in Schwung geräth.

Die Noth ist die Mutter der Künste, aber auch die Großmutter der Laster.

Der Schlimme verachtet den Schlimmen noch mehr, als er den Guten haßet.

Man schiebt oft das Vergeben auf, weil man das Reifen aufzugeben gezwungen ist.

Der Entschluß drängt alle Schwierigkeiten und Entbehrungen auf einmal vor die Seele, die Ausführung aber stellt sie wieder aus einander, und gibt uns erst das Interesse davon durch die sonderbare Freude, ohne die man's bei tausend Dingen nicht ausdauernde — etwas unter seinen Händen täglich wachsen sehen.

Keine Entschlüsse sind so groß als die, die man mehr als einmal auszuführen hat. Daher ist Unterlassen schwerer als Unternehmen; denn jenes muß länger fortgesetzt werden, und dieses ist noch mit dem Gefühle einer doppelten Kraftäußerung verknüpft, einer psychologischen und einer moralischen.

Eandlungen galten von jeher für die besten Rähren zum Herzen, für die echten Kernschüsse zur Brust, da Worte nur Vogenschüsse sind, oder was man will. Einem einen Ubrschlüssel ablaufen oder sonst ein Kauf, das sperrt mehr am bedeckten Gehäuse eines Menschen auf, als dreißig dejeuner in einem Monate von 31 Tagen.

Jede kühne That macht eine zweite nöthig, sonst bringt sie Untergang, und eben das Ahnen und Abwenden dieser Nothwendigkeit entkräftet die Menge, welche sonst wohl den größten Muth verspürte, ganz so zu handeln wie Cäsar oder wie Socrates oder wie Friedrich II. aber nur einmal im Jahre oder im Leben.

Gesellschaft.

Mode. Conversation.

In unsern Tagen sind die Leselabrinette, die Tanzsäle, die Konzertsäle, die Weinberge, die Kaffee- und Theetische die Treibhäuser unseres Herzens und die Raffinerien unserer Nerven, jenes wird zu groß, diese zu klein; — wenn nun in diesen ehelustigen und ehelosen Zeiten ein Jüngling, der noch auf seine Messiasin wie ein Jude wartet, und der noch ohne den Gegenstand des erotischen *con brío* des Herzens ist, von ungefähr mit einer Tanz-Weitstin, mit einer Klubbinin oder Associé oder Amtschwester oder Vitis Consortin hundert Seiten in Salis oder Göthe liest — oder mit ihr über den Alee oder Seidenbau, oder über Kants Prolegomena drei bis vier Briefe wechselt, — oder ihr fünfmal den Puder mit dem Pudermesser von der Stirne lehrte, — oder neben und mit ihr betäubende Säbelbohnen anbindet — oder gar in der Weistunde (die eben so oft zur Schäferstunde führt) über das erste Princip in der Moral

discurirt, so ist so viel gewiß, daß der besagte Jüngling (wenn anders Feinheit, Besonnenheit und Gefühl einander die Wage in ihm halten) ein wenig toll thun und für die besagte Moitistin, wenn sie anders nicht mit Höckern des Kopfes oder des Herzens an seine Fühlfäden stößet, etwas empfinden muß, das zu warm ist für die Freundschaft und zu unreif für die Liebe, das an jene grenzt, weil es mehrere Gegenstände einschließt, und an diese, weil es an dieser stirbt.

Gesellschaft treibt das Alltagskind, das seine Funken nur an fremden Stößen gibt. Aber Einsamkeit zieht sich am besten über die erhabene Seele, wie ein öder Platz einen Palast erhebt: hier erzieht sie sich unter befreundeten Bildern und Träumen sume- trischer, als unter ungleichartigen Aupanwendungen.

Aern von Menschen wachsen Grundsätze, unter ihnen Handlungen. Einsame Unthätigkeit reißt außer der Glasglocke des Museums zur geselligen Thätigkeit, und unter den Menschen wird man nicht besser, wenn man nicht schon gut unter sie kommt.

Jeder ist dem Andern zugleich Sonne und Sonnenblume, er wird gewendet und wendet.

Die Menschen associiren sich wie die Ideen eben so oft nach der Gleichzeitigkeit als Aehnlichkeit, und aus der Wahl der Bekannten ist eben so wenig etwas auf den Charakter des Mannes zu schließen, als auf einer Frau ihren aus der Wahl des Gatten.

Die Tugend der meisten Menschen ist nur ein Extrablatt und Gelegenheitsgedicht in ihrem Alltagsleben.

Großmüthigkeit, bessert sich mit den Jahren, Rosetterie verschlimmert sich mit den Jahren.

Man schäpet Menschen von einer gewissen zu großen Feinheit erst dann am meisten, wenn man von ihnen weg ist, unter Menschen von einer gewissen Grobheit.

Das Weltleben schleift alles Große am Menschen weg, wie das Wetter an Statuen und Leichensteinen gerade die erhabenen Theile wegnagt.

Im Weltleben sehen zwei Menschen ein, daß jeder das Mittel des andern ist; aber jeder, und dies erwärmt beide etwas.

Feinheit der Denkungsart ist Anlage. Feinheit des Ausdruckes ist eine Frucht, wozu nicht gerade Hofgärtner nöthig sind; aber Feinheit des äußern Anstandes ist nirgend zu holen, als da, wo sie alles gilt — in der großen Welt voll Mikrokosmen.

Es gehört mehr männlicher Verstand zu einer gewissen feinen Galanterie, als die haben, die sie in ihren Satiren mit der Façon vermengen; so wie nur Gebirge den süßesten Honig darbiethen. Der Ernst muß den Scherz grundiren, die Achtung und das Wohlwollen das Lob.

Galler beweist, daß man so lange nicht hört, als man gähne, daher ist die große Welt eben so taub als schläfrig; sie hat zwar ein musikalisches aber auch ein schweres Gehör.

Die feinen Leute geben ihren innern Menschen (wie ihren äußern) durch Mandelskleien und Nachthandschuhe weiche Hände, bloß um das untere der Karten besser zu fühlen, und niedliche halbe Damen-Chrfeigen zu geben, aber nicht wie die Wundärzte, um das mit Wunden zu handhaben.

Menschen von seinem Gefühl bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des andern, durch ein Errathen seiner leisen Wünsche, durch eine stete Aufopferung ihres eigenen, durch Gefälligkeiten, deren seidenes Geflecht sich immer fester und sanfter um unser Herz herumlegt, als das schneidende Lebensseil einer großen Wohlthat.

Es gibt Menschen, die nur Nachrichten, ohne Interesse für den Inhalt erheben wollen, und Personallien ohne Realien, die alle großen Gelehrte, aber keine Gelehrsamkeit — alle großen Staatsmänner, aber keine Politik — alle Generäle, ohne Liebe zum Kriege, — zu kennen suchen, persönlich und schriftlich.

Nichts erkalte mehr die edelsten Theile des innern Menschen, als Umgang mit Personen, an denen man keinen Antheil nehmen kann.

Die Weltleute behaupten ein gleiches Betragen, weil sie es nie nach fremden Verdiensten, sondern nach eigenen Absichten abformen.

Eine Verläumdung macht, daß man wenigstens jede Handlung um ihren Paß befragt. — man thut's bloß, um die Verläumdung recht augenscheinlich zu widerlegen, — und da oft die unschuldigste keinen Gesundheits-Paß hat, so schüttelt man den Kopf und sagt: Es ist wahre Verläumdung, aber aufpassen will ich doch.

Unter den Menschen und Vordorfer-Mepfeln sind nicht die glatten die besten, sondern die rauhen mit einigen Wargen.

Es gibt im Menschenleben eine Zeit, man kann sie Renn-Weeken oder Visiten-Tarantel-Tanzstunden nennen. Es ist eine verdammte Zeit, der Mensch weiß nicht, wo er steht.

In Visitenzimmern macht man sich durch allgemeine Satiren verhaßt, weil sie jeder auf sich beziehen kann; persönliche aber rechnet man zu den Pflichten der Redifance, und vergeißt sie, weil man hofft, der Satiriker falle mehr die Person als das Laster an.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er, wo nicht Verstand, doch eine Frau.

In allen Visiten-Anticpen, wo man schon halb im Sigen oder Sinken ist, gibt's keine herrlichere Schiffspumpe, als eine Historie, die man zu erzählen hat. Man gebe mir Verlegenheit und den größten Gerde und nur Ein Unglück, nämlich die Anekdote davon, die noch keiner weiß als ich, so will ich mich schon retten.

Die schönsten Minuten in einer Visite sind die, die ihr Ende wieder verschoben, die aller schönsten, wenn man schon den Stoch oder den Kächer in der Hand hat und doch nicht geht.

Jeder hat zwei Masken, die allgemeine und die persönliche. Uebrigens werden die Farben, die auf den wissenschaftlichen feinen und menschenliebenden Ausdruck des Außern verbraucht werden, nothwendig von Innern abgekrast, aber zum Vortheil, da am Innern nicht viel ist, und das Studium des Scheins verrin- gert das Seyn; so sah ich oft im Walde Hasen liegen, an denen kein Loth Fleisch war, und kein Tropfen Fett, weil Alles von dem ungeheuren Casenpelz weg- gezogen war, der nach dem Tode fortgewachsen.

Ein Günstling ist ein Shakespeare und Dichter, der hinter den Personen, die er agiren und reden läßt, nicht selber vorgukt und vorhuslet, sondern der ein Bauchredner ist, welcher seiner Stimme den Klang einer fremden gibt.

Über Veränderliche regiert am besten der Unveränderliche.

Einer, den man unterbricht, kann zwar fragen, aber nicht mehr beweisen. Der auf den Plato gepöbelte Socrates, der keinen Sophisten ausreden ließ, war eben darum selber einer. In England, wo man noch Euklem unter den Weingläsern duldet, kann sich ein Mann so sehr ausbreiten wie ein Kernalbogen; in Frankreich, wo sich die Brille der Weisheit in Feinten zerplittert, muß einer so kurz sein, wie ein Wüstenblatt. — Wicken brauchen nur Zeilen; ihre Meinungen sind heraufliehende Inseln und hängen mit nichts zusammen, als mit der Eitelkeit.

Unter Personen von einer gewissen Feinheit wird leicht alles zur Anspielung. Wohlwollen ist ihnen daher unentbehrlich, damit sie an keine andere Anspielung als an gute glauben.

Recht gewöhnliche und doch befriedigende Unterhaltung ist allgemein unter den Menschen die, daß einer das sagt, was der andere schon weiß, worauf dieser aber etwas versteht, was jener auch weiß, so daß er sich zweimal 'hört, gleichsam ein geistiger Doppelgänger.

Ein Arzt sei noch so delicat im Ausdruck, er ist's doch nur für Ärzte.

Wenn sich Jemand versteckt erklärt, so ist nichts unbedächtiger, als eine neue Frage.

Die Großen verwechseln oft die Wirkung ihrer Kimmer und Meubeln mit ihrer eigenen. — Wenn sie der Gelehrte auf einem Rain, in einem Walde, an einem Arautfelde überfallen könnte, er wüßte sich zu benehmen.

Viele Witzlöcher an einer Tafel, heißt das nicht mehrere herrliche Weine in ein Glas zusammen gießen?

Ein Ball en nusque ist vielleicht das Höchste, was der spielenden Poesie das Leben nachzuspielen vermag. Wie vor dem Dichter alle Stände und alle

Zeiten gleich sind, und alles Äußere nur Kleid ist, alles Innere aber Lust und Klang: so dichten hier die Menschen sich selber und das Leben nach; — die Älteste Tracht und Sitte wandelt auferstanden neben junger, der fernste Wilde, der feinste wie der roheste Stand, das spottende Zerrbild, alles was sich sonst nie berührt, selber die verschiedenen Jahreszeiten und Religionen, alles Feindliche und Freundliche wird in einen leichten frohen Kreis gerundet, und der Kreis wird herrlich wie nach dem Elfenmaße bewegt, nämlich in der Musik, diesem Lande der Seelen, wie die Masken das Land der Körper sind.

5. Weiblichkeit.

Frauen. Mädchen.

Weiber! was soll ich weiter sagen, als daß ihr, sobald ihr gut seid, es im höchsten Grade seid, und daß ihr und das englische Zinn einerlei Stempel habt— nämlich die Figur eines Engels.

Die Weiber haben weniger Ballungen und weniger Ueberwallungen als wir (Männer).

Die Weiber und sanfte Leute sind nur zaghaft in eigenen Gefahren, und berghast in fremden, wenn sie retten sollen.

Die Weiber errathen so leicht, weil sie sich immer nur errathen lassen, und ergänzen und verbergen jede Hälfte mit gleichem Glücke.

Die Weiber sind gut und Anhänger des Linnéus, und ihre Augen ordnen die Männer botanisch nach seinem schönen einfachen Sexualsystem; sie machen unter tugendhafter und lausterhafter Liebe einen großen Unterschied; nämlich den des Grades oder auch der Zeit, und die Beste spricht oft darüber wie die Schlimmste, und die Schlimmste wie die Beste.

Die Weiber sehen nur darauf, daß man sich bei ihnen entschuldigt, nicht wie.

Die Weiber können den nicht leiden, der vor ihren Augen einem andern Geschlechte unterliegt, als dem andern. Sie lieben Alles, was sie bewundern; und man würde von ihrer Vorliebe für körperliche Tapferkeit weniger satirische Auslegung gemacht haben, wenn man bedacht hätte, daß sie diese Vorliebe für alles Ausgezeichnete, für ausgezeichnete Reiche, berühmte Gelehrte empfinden. Der dürre und runzlichte Voltaire hatte eben so viel Ruhm und Wig, daß wenige Pariser Herzen sein satirisches ausge schlagen hätten.

Die Weiber lieben die Stärke, ohne sie nachzuahmen, die Männer die Zartheit, ohne sie zu erwiedern.

Die Weiber spielen auf der Bühne die Rolle der Ans- und Verstellung viel besser als die der Aufrichtigkeit, denn jene ist die Rolle in der Rolle, diese nur Rolle.

Doch oft scheinen sie sich uns vorher verstellt zu haben, bloß weil sie sich nachher zu schnell verändern: ja meistens wird selber das Verstellen Verändern und Schein sein.

Die Weiber sind noch zehnmal listiger und falscher gegen einander, als gegen uns, wir aber sind gegen uns fast noch verlässlicher, als gegen sie.

Sie vergeben dem Amorese mehrere Flecken als der Innamorata. Dabei die Romanschreiber die Helden ihres Riels saufen, toben, duelliren und zuckubiren lassen, ohne den geringsten Nachtheil der Helden. Die Heldin hingegen muß zu Hause neben der Mutter sitzen und ein Ungelein sein.

Die weiblichen Verdienste werden verächtlicher als die männlichen, weil jene öfters aus Schwäche, diese öfter aus Stärke kommen.

Ueberhaupt sind sie so weich, so mild, so theilnehmend, so fein, so liebevoll und liebebegehrig, daß es mir gar nicht in den Kopf will, warum sie — einander selbst nicht recht leiden können — wenn's nicht etwa darum ist, weil sie gegen einander zu bößlich sind, um sich förmlich auszuüben, oder förmlich zu entzweien. Ihr Lieben, ihr liebt zuweilen einen Menschen, weil er einen Freund hat und einer ist — o! wie gut würde euch erst eine Freundin kleiden!

Es gibt Weiber, die zu stolz und zu hart für die Liebe des Herzens, die Liebe der Sinne nur stüdtig mit der Liebe zum Herzen alterniren lassen, und die es nur thun, um aus Amors Wunde ein Leitzell, aus seinen Pfeilen Troten und Steigelsen zu machen.

Eine Frau kann sich keinen festern und reinern Freund erwählen, als den Liebhaber einer andern.

Es gibt weibliche Wesen, die nichts so gerne haben, als Mitleid mit fremden Leiden, besonders mit weiblichen. Sie wünschen sich ordentlich recht viel mitzuleiden, und suchen Freundinnen gerade in der Noth am liebsten, ja sie wecken durch Mittheilen fremde Seelen zu gleicher Theilnahme, und finden

wahren Genuß in fremden Thränen — denn so viel vermag die Tugend durch Übung — so wie etwa der Jaunkönig nie lustiger singt und springt als vor Regengewitter. Mendelssohn, der das Mitleid unter die vermischten Umfindungen bringt, hält eben darum keine für weniger schmachhaft.

Eine Frau lebt mehr außer als in sich, ihre sühlende Schneenseele legt sich fast Außen um ihre bunte Körper = Kuschilie an, sie zieht ihre Zühlfäden und Zühlhörner nie in sich zurück, sondern betastet damit jedes Küstchen und krümmt sich in jedes Plättchen, — mit drei Worten: das Gefühl, das G. dem Stahle der Seele von der ganzen Beschaffenheit ihres Körpers zuschreibt, ist bei ihr so lebendig, daß sie in einem fort fühlt, wie sie sitzt und steht, wie das leichteste Band ausliegt, welchen Zirkelbogen die gekrümmte Lutseder beschreibt — mit zwei Worten: ihre Seele fühlt nicht nur den Lomus aller empfindlichen Theile des Körpers, sondern auch der unempfindlichen, der Haare und der Kleider — mit einem Worte: ihre innere Welt ist nur ein Welttheil, ein Abdruck der äußeren.

Jede Frau ist feiner als ihr Stand. Sie gewinnt mehr durch die Kultur als ihr Mann. Die weiblichen Engel (aber auch die weiblichen Teufel) bals

ten Ich nur in den höchsten reinen Menschenhubschern auf; es sind Schmetterlinge, an denen der Sammettlig zwischen zwei rohen Mannsfingern zum nackten häutigen Larven wird — es sind Tulren, deren Farbenblätter ein einziger Griff des Schicksals zu einem schmutzigen Leder ausdrückt.

Ggoisten wissen ziemlich, daß sie es sind, aber Ggoistinnen nicht, so wie weibliche Seelen, deren Leben sich um die Himmelsachse der höchsten uneygenmäßigen Liebe bewegt, wenig von dieser wissen. Der männliche Ggoismus will mehr verachten, der weibliche mehr hassen; denn da der letztere seine Liebe blos nach seinem Forderern fremder abmßt, so glaubt er sogleich desto mehr zu lieben, je mehr er haßt, nämlich entbehrt.

Wenn die Seele mancher Menschen zu zart und zu fein für diese Morast-Erde ist, so ist's auch oft der Körper mancher Menschen, der nur in Kolibri-Wetter und in Lemre-Idälern und in Jerphiren ausdauert. Ein zarter Körper und ein zarter Geist leben einander aus. Peata hängt, wie Alle von dieser Abstraktion, ein wenig zur Schwärmerci, Unsyndsamkeit und Dichtkunst hin; aber was sie in meinen Augen hoch hinaufstellt, ist ein Ghrgefühl, eine demüthige Selbstachtung, die ein Urtheil, nicht der Urziehung,

sondern des gütigsten Schicksals ist. Diese Würde sichert ohne prüde Aengstlichkeit die weibliche Tugend; wenn man dieses weibliche point d'honneur erst ein-
erziehen, einpredigen muß — ach wie leicht ist nicht eine Predigt besiegt! Frauengimmer, die sich selbst achten, umringt eine so volle Harmonie aller ihrer Bewegungen, Worte, Blicke . . . Ich kann sie nicht schildern, aber die sind zu schildern, die der Rose gleichen, welche unten, wo man sie nicht bricht, die längsten und härtesten Dornen hat, aber oben, wo man sie genießt, sich nur mit weichen und ungekrümmten verzauert.

Die schöne weibliche Blüthe sucht wie die Biene nichts als Blüthe und Blume, aber die rohe sucht wie die Wespe nur Früchte.

Die männliche Blüdigkeit liegt bloß in der Erziehung und in Verhältnissen; die weibliche tief in der Natur — der Mann hat innerlichen Muth und bloß est äußerliche Unbehilflichkeit, die Frau hat diese nicht, und ist dennoch scheu. — Jener drückt seine Wuthsucht durch Hingutreten, diese durch Zurüdweichen aus.

Bißst du die Mängel deiner guten künftigen Frau leicht voraus wissen, so gib nur auf diejenigen Acht, welche der Braut von den Aeltern oder Geschwütern oft nur leise und lächelnd vorgeworfen werden. Diese folgen ihr als die gewisseste Mitgabe, nur werden sich die grünen Spitzen der Rosenknospe, welche dich jetzt angenehm reizen und ripen, in der Ehe zu einer Dornenkrone und einem Disteldörschen härten und runden. Die Röthchen, die am Morgen die Sonne roth schmückten, büßen sie am Tage in Grau zu.

Das männliche Geschlecht ist glücklicher und neidloser als das weibliche, weil jenes im Stande ist, zweierlei Schönheit mit ganzer Seele zu fassen, männliche und weibliche, hingegen die Weiber lieben nur die eines fremden Geschlechtes.

Jetzt kosten die Weiber den Ehemännern fast nichts; aber sonst in der Universalhistorie waren sie schlimm. Welche Frau will, wie sonst die preussische Königin eine besondere Provinz zur Anschaffung ihres Hals-schmuckes, eine andere für den Gürtel haben u. s. w. Beim Himmel, der vollständige Anzug einer Frau mit allen ihr incorporirten Pretiosen kostet jetzt weniger, und mit dem ganzen Vermögen, das etwa ein mittel-mäßiger Handelsherr besitzt, getrau' ich mir sämtliche

Schulden seines Weibes abzustreßen; das sah ich am besten, so oft Einer der Frau wegen fallirte. Ueberhaupt leidet ein ordentlicher Mann nicht sowohl unter dem Schuldenmachen als unter dem Schuldentilgen. Denn jenes ist nichts als eine stille Vergrößerung seines Credits, dieses merkantilischen Clementargeistes, und wer eine halbe Million schuldig ist, der hatte offenbar eine halbe Million Credit, und Schuldbriefe sind bloß acceptirte Creditbriefe. Das Rad der Fortuna fährt den Stehenden und rährt den Liegenden.

Tanzen ist der weiblichen Welt das — was Spielen der Großen ist — eine schöne Balanzzeit der Jungen, die oft unbeholfen, oft gefährlich sind.

Gewiß bleibt, daß nicht die weiblichen Laster, sondern die weiblichen Launen so viel Pferdestaub und Dornen in das Uebelager säen, daß oft der Satan darauf liegen möchte.

O, vor wem das liebevolle zugedrückte Herz eines guten Weibes aufginge, wie viel bekämpfte Härtheit, verbüllte Aufopferungen und stumme Tugenden würde er darin ruhen sehen?

Wenn ein Mädchen anfängt: „eine schöne weibliche Seele,“ so laufe ich gern davon, denn sie besteht sich mit. Herzen hat jedes obnehin so viel aufzumachen und zu verschenken, als ein Fürst Dosen, und beide enthalten das Bildniß des Gebers, nicht des Empfängers.

Seid kalt, ihr könnt die weibliche Tugendkälte gar nicht zu weit treiben, ihr müßt ihr denn gar keine Grenzen setzen.

Die Liebe muß wie der Aukel Same auf Schnee gesät werden, beide wärmen sich durch das Eis schon durch, und geben dann desto frischer auf. —

Ihr müßet euch nie zu einem bloßen Geschenke machen, sondern zu einem Frauenzimmerdank der Ritter.

Ihr erhaltet und verdienet gerade so viel Achtung, als ihr fordert, und ihr könnt, ihr möget le girt sein wie ihr wollt, einen Münztempel oder Prägstoß aus der Laibe ziehen, und euch damit prägen zu einem Damend'or, für den einen Herrn, und zu einem elenden Fetzmannchen für den andern.

Ein Libertin zeigt in einer Gesellschaft wie ein Lustreinigkeitsmesser durch die verschiedenen Grade seiner Kühnheit die verschiedenen Grade des weiblichen Verdienstes an.

Nichts ist charakteristischer als der weibliche Gang, zumal wenn er beschleunigt werden soll.

Ich habe hundertmal an die Weiber gedacht, die im Stande sind, durch einige Anstrengung sowohl ohne alle Gründe zu handeln als zu glauben. Denn am Ende muß man überhaupt sich zu Handlungen und Meinungen bequemen, denen Gründe fehlen; denn da jeder Grund sich auf einen neuen beruft, und dieser sich wieder auf einen stützt, der uns zu einem schickt, welcher wieder seinen haben muß, so müssen wir (wenn wir nicht ewig gehen und suchen wollen), endlich zu einem gelangen, den wir ohne allen Grund annehmen. Nur fehlt der Gelehrte darin, daß er gerade die wichtigsten Wahrheiten — die obersten Principien der Moral — der Metaphysik zc. — ohne Gründe glaubt, und sie in der Angst — er will sich dadurch helfen — nothwendige Wahrheiten benennt. Die Frau hingegen macht kleinere Wahrheiten, z. B. es muß morgen weggefahren, gewaschen, traktirt werden zc., — zu den nothwendigen Wahrheiten, die ohne die Affecuranz und Reaffecuranz der Gründe angenommen werden müssen — und dieß ist's eben, was ihn einen solchen Schein von Gründlichkeit anstreicht. — Ihnen wird es leicht sich vom Philosophen zu unterscheiden, der denkt, und dem die Wahrheitsonne so horizontal in die Augen flammt, daß

er darüber weder Weg noch Gegend sieht. Der Philosoph muß in den wichtigsten Handlungen, in den moralischen, sein eigener Gesetzgeber und Befehlshalter sein, ohne daß ihm sein Gewissen die Gründe dazu sagt. Bei einer Frau ist jede Neigung ein kleines Gewissen und bisset Heteronomien, und sagt weiter keine Gründe, so gut wie das große Gewissen. Und durch diese Gabe, mehr aus eigener Machtvollkommenheit, als aus Gründen zu handeln, passen eben die Weiber recht für Männer, weil diese ihnen lieber zehn Befehle als drei Gründe geben.

Es wird einem Manne überhaupt bei einer vernünftigen Frau nie recht wohl, sondern bei einer bloß feinen, phantasirenden, heißen, launenhaften, ist er erst zu Hause.

Zwei Dinge vergiffet ein Mädchen am leichtesten, erlich wie sie aussieht — daher die Spiegel erfunden wurden — und zweitens worin sich das von daß unterscheidet.

Mädchen voll Liebe werden oft scheintodt, als die Pferde englischer Reiter, oder als belastete Kauen, die sogleich erhärten.

Ich habe oft als Naturforscher die weisen Anstalten der Natur zur Verbreitung der Löcher und Kräuter bewundert. Ist's nicht eine weise Einrichtung, daß die Natur gerade denen Mädchen, die zu ihrem Leben einen reichen mineralischen Boden brauchen, etwas Anbäueliches gibt, womit sie sich an elende Gefäßen setzen, die sie an fette Örter tragen? So bemerkte Linne, daß Samenarten, die nur in fetter Erde fortkommen, Hälchen anhaben um sich leichter an's Vieh zu hängen, das sie in den Stall und Dünger trägt. Und finden wir bei den Heidebeeren eine geringere Vorsorge der Natur? Merket nicht derselbe Linne, in derselben Abhandlung an, daß sie in einen nährenden Saft gebüllt sind, damit sie den Kuchs anreizen sie zu fressen, worauf der Schelm — verdauen kann er sie nicht — so gut er weiß — ihr Sämann wird.

Junge Mädchen sind wie junge Truthühner, die schlecht gedeihen, wenn man sie oft angreift; und die Mütter halten diese weichen aus Blumenstaub zusammengefloßenen Geschöpfe wie Pastellgemälde so lange unter Fensterglas, — weil sich alles vor uns Prinzessinenträubern und Ebsüdlieben scheuet — bis sie fixirt sind. Indessen ist weder Klugheit, — welche nur zu einer ungevrühten Unschuld führt, die zwar nicht vor dem Libertin, aber doch vor dem Heuchler

sitt, die rechte Kronwache um ein weibliches Herz, noch Gesellschaft, noch Arbeitsamkeit — sonst säuße kein Landmädchen — noch gute Lehren — denn diese sind in jedem Munde und in jeder Lesbibliothek zu haben; sondern diese vier ersten und letzten Dinge auf einmal thun's, die sich sämmtlich entbehren, vereinigen und ersetzen lassen, durch eine tugendhafte weise Mutter.

Die Aelteren ärgern mich, die Seelenverkäufer sind, die Töchter dauern mich, die Negerflavinnen werden, — ach! ist's denn ein Wunder, wenn die Töchter, die auf dem ostindischen Markte tanzen, lachen, reden, singen mußten, um vom Herrn einer Plantage heimgeführt zu werden, wenn diese, sage ich, eben so slavisch behandelt werden, als ob sie verkauft und eingekauft wurden? Ihr armen Lämmer. — Und doch, ihr seid eben so arg wie euere Schaf-Mütter und Väter — was soll man denn mit seinem Enthusiasmus für euer Geschlecht machen, wenn man durch deutsche Städte reist, wo jeder Reichste oder Vornehmste, und wenn er ein weitläufiger Anverwandte vom Teufel selbst wäre, auf dreißig Häuser mit dem Finger zeigen und sagen kann: „ich weiß nicht, soll ich aus dem perlfarbenen oder rußfarbenen oder stahlgrünen Hause eine heirathen, offen sind die Kaufböden alle?“ — Wie ihr Mädchen, ist denn euer Herz so

wenig werth, daß ihr's wie alte Kleider nach jeder Mode, nach jeder Prust zuschneidet, und wird's denn wie eine sinesische Kugel, bald groß, bald winzig um in eines männlichen Herzens Kugelform, und Ehe-Ring-Futteral einzupassen?

Verlassene aber Geduldige! Verkannte und Verblühte! Grinnere dich der Zeiten nicht, wo du noch auf bessere hofftest, als die jetzigen, und bereue den edlen Stolz deines Herzens nie! Es ist nicht allemal Pflicht zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht, sich nichts zu vergeben, auf Kosten der Ehre nie glücklich zu werden und Ehelosigkeit nicht durch Ehrlosigkeit zu vermindern. Uebewunderte einsame Heldin! in deiner letzten Stunde, wo das ganze Leben und die vorigen Wüth und Wüthe des Lebens in Trümmern zer schlagen voraus hinunter fallen, in jener Stunde wirst du über dein ausgeleertes Leben hinschauen, es werden zwar keine Kinder, kein Gatte, keine nassen Augen darin stehen, aber in der leeren Dämmerung wird einsam eine große, helde, englisch-lächelnde, strahlende göttliche und zu den Göttlichen aufsteigende Gestalt sich zeigen, und dir winken mit ihr aufzusteigen. — o so steige mit ihr auf, die Gestalt ist deine Jugend.

Die Jugend mancher Damen ist ein Donnerhaus, das der elektrische Funke der Liebe zer schlägt, und das man wieder zusammenstellt für neue Experimente.

Die Mädchen wissen nicht, wie sehr sie Geschäftigkeit verschönert, wie sehr an ihnen und den Tauschenbälgen, das Gefieder nur schillere und spiele, wenn sie sich bewegen, und wie sehr wir Männer den Raubthieren gleichen, die keine Beute haben wollen, die Hülle ruht.

Die weiblichen Fehler, besonders Medisance, Launen und Empfindelheit sind Nüldcher, die am grünen Holze bis in die Flitterwochen als schöne marmorirte Kreise gefallen; die aber am dürren, am ehlichen Hausrath, wenn der Zapfen ausgedörret, als fatale Löcher austreten.

Liebe.

Die Liebe ist das Einzige, was das Herz des Menschen bis an den Rand vollgibt, wiewohl mit einem bald einsinkenden Rastarsbaum. — Sie ist wie die Krebsse in den Monaten ohne R am schönsten.

Der Liebe ist eine Hand mehr als ein Arm, wie ein Blick mehr als ein Auge.

Die Liebe ist ein Paradies, und Traßvogel — ein Phönixvogel voll weicher Asche ohne Zenne — ist zwar weiblichen Geschlechtes, hat aber wie die Ziege Hörner und Bart, so wie wieder deren Ghe- mann wahre Milch hat. Es ist beinahe Ginetlei, was Giner über die Liebe sagt oder einwirft, denn Alles ist wahr zu gleicher Zeit.

Wepß die edelste höchste Liebe ist ohne wahre
Ewigbüberei.

Eine Frau kann's von einem Manne, den sie
beachtet, gar nicht begreifen, daß er sich verliert,
wenn's nicht in sie ist, und sie kann's kaum erwarten,
bis sie seine Inamorata zu Gesichte bekommt; —
eben so erpicht ist sie auf dieses Mannes Manier in
seiner Liebe, ob sie nämlich aus der niederländi-
schen, oder französischen, oder italienischen
Schule her sei.

Nichts macht die Liebe süßer und zarter, als ein
kleines Reifen und Frieren vorher, so wie die Wein-
trauben durch einen Frost vor der Lese dünnere Sch-
alen und besseren Most gewinnen.

Eine Zänkerey mit einem Mädchen macht wie ein
Narr zehn; und zum Unglück hat man die Vernige
nur lieber — (wenigstens mehr als die Gleichgiltigen),
so wie das Volk den methodistischen Predigern am
meisten zuläuft, die es am stärksten verdammen.

Freilich ist Achtung die Mutter der Liebe, aber
die Tochter wird oft einige Jahre älter als die Mutter.

Wie die Römer ihre Monarchen lieber für Götter als für Herren erkannten, so wollen die Männer die Directrice ihres Herzens lieber ihre Göttin als ihre Herrin nennen, weil es leichter ist anzubeten, als zu gehorchen.

Die Unversätliebe ist ein ungegliederter Fausthandschuh, in den, weil keine Verschlöße die vier Finger trennen, jede Hand leichtlich hineinfährt — in die Partiaalliebe oder in den Fingerringhandschuh drängt sich nur eine einzige Hand.

Man schweigt zweimal in der Liebe, das erste Mal aus Furcht, das zweite Mal aus Vertrauen; das eine Mal im stummen Verströbling des Herzens, wo die Blicke noch zu laute Worte sind, und wo jede Seele in ihrem dunklen Laube für die andere reift; das andere Mal im Nachsommer des Herzens, wo zwei vertrauende Menschen schweigend, erinnernd und genießend auf der erreichten stillen Höhe neben einander stehen, wie man im Frühling auf einem hohen Gebirge die Sonne über die glänzende Ebene aufgehen sieht, aber das Morgenegeschrei der Vögel, die darin und darüber schweben, eben nicht vernimmt.

Eine Bitte thun, heißt in der Liebe mehr geben,
als eine erhdren.

Wer kann es sagen, warum der Druck einer geliebten Hand mehr innige Zaubereien in die Seele sendet, als selber ein Kuß, wenn nicht etwa die Einfachheit, Unschuld, Festigkeit des Zeichens es thut?

Kenner sagen, jedes Geheimniß, was man einer Schönen sage, sei ein Heftraster, das mit ihr zusammenleime, und das oft ein zartes Geheimniß gebäre.

Weiber sprechen lieber von, als in der Liebe; Manner umgekehrt.

Das Bedürfniß zu lieben, zwingt zu größeren Thierheiten als die Liebe selber.

Die Entbehrungen und Schmerzen der Liebe sind eben selber Grsfüllungen und Freuden, und geben Trost und brauchen keinen, so wie die Sonnenwellen eben das Leuchten der Sonne erzeugen, und die Erdenwellen vertreiben.

Ach welche warme Seele sprach nicht einmal die Bitte der Liebe vergeblich aus, und konnte dann, gelähmt von erkaltendem Wiste, gleich andern Vergifteten, die schwere Junge und das schwere Herz nicht mehr bewegen? — Aber liebe fort, du warme Seele! gleich Frühlingsblumen, gleich Nachtschmetterlingen durchbricht die zarte Liebe doch zuletzt den hochgefrorenen Boden, und jedes Herz, das nichts Anderes verlangt, als ein Herz, findet endlich seine Bruh.

In der höheren Liebe ist der Born nur Trauer über den Gegenstand.

Nur in den Minuten des Wiedersehens und der Trennung wissen es die Menschen, welche Küsse der Liebe ihr Busen verberge, und nur darin wagen sie es, der Liebe eine zitternde Zunge und ein überfließendes Auge zu geben, wie Memnon's Statue nur tönte und bebt, wenn die Sonne kam und wenn sie unterging, am Tage aber bloß warm von ihren Strahlen wurde.

Ein Herz voll Liebe kann Alles verzeihen, sogar Härte gegen sich, aber nicht Härte gegen Andere, denn jene zu verzeihen ist Verdienst, diese Mitschuld.

Nichts befriedigt die liebende Seele, als was sie mit der geliebten theilt.

Die höchste Liebe kennt nur Ja und Nein, keinen Mittelstand, kein Halbfeuer, nur Himmel und Hölle — und doch hat sie das Unglück, daß sie Geburten der Stimmung und des Zufalls, die nur zu Vorhimmel und Vorhölle führen sollten, zu Pförtnerinnen von Himmels- und Höllethoren macht.

O ihr armen egoistischen Menschen! Dieses Ver-
larleben ist eben so kalt und lahl, wir stehen eb-
nein Wochen und Jahre neben einander, ohne mit
dem Herzen etwas Besseres zu bewegen, als unser
Blut — bleß ein paar glühende Augenblicke zischen
und erlöschen auf dem Giesfelde des Lebens, — warum
meidet ihr doch Alles, was euch aus der Alltäglichkeit
zieht, und was euch erinnert, wie man liebt.

Der edelste Mensch hängt am meisten von liebenden
Seelen ab, oder doch von seinen Idealen verflochten,
mit denen er aber nur in so ferne ausreicht, als er
sie für Pfänder künftiger Originale ansieht.

Wenn der Mensch nichts mehr zu lieben hat, so umfaßt er das Grabmal seiner Liebe, und der Schmerz wird seine Geliebte. Vergebet einander den kurzen Wahnsinn der Klage; denn unter allen Schwächen des Menschen ist das die unschuldigste, wenn er, anstatt gleich dem Zugvogel sich über den Winter zu erheben und in heitere Zonen zu fliegen, gleich andern Vögeln vor diesem Winter niederfällt und dumpf in seinem kalten Grabe erstarrt.

In zwei Körpern stehen wie auf zwei Hügel getrennt, alle liebenden Seelen der Erde; eine Wüste liegt zwischen ihnen, wie zwischen Sonnensystemen; sie sehen einander hinüber sprechen durch ferne Zeichen, sie hören endlich die Stimmen über die Hügel hinüber — aber sie berühren sich nie, und jede umschlingt nur ihren Gedanken, — und doch zerfließt diese arme Liebe wie ein alter Leichnam, wenn sie gezeigt wird; und ihre Asche zerflattert wie eine Begräbnißlampe, wenn sie aufgeschloffen wird.

O Schicksal! warum schlugst du in dem Menschen den Funken einer Liebe, die in seinem eigenen Herzenblut erstickt muß? Ruht nicht in uns Allen das holde Bild einer Geliebten, eines Geliebten, wovon wir weinen, wernach wir suchen, worauf wir

hoffen, ach, und so vergeblich, so vergeblich! Steht nicht der Mensch vor der Brust eines Menschen, wie die Turteltaube vor dem Spiegel, und girrt wie diese sich heiser vor einem todten flachen Bilde darin, das er für die Schwester seiner klagenden Seele hält? Warum fragt uns denn jeder schöne Frühlingsabend, jedes schmelzende Lied, jede überströmende Freude: „Wo hast du die geliebte Seele, der du deine Wonne sagst und gibst?“ Warum gibt die Musik dem bestürmenden Herzen statt der Ruhe nur größere Wellen, wie das Geläute der Glocken die Ungewitter, anstatt zu entfernen, herunterzieht? Und warum ruft es draußen an einem stillen schönen hellen Tage, wenn du über das ganze aufgeschlagene Gemälde einer Landschaft siehst, über die Blumenmeere, die auf ihr zittern, und über die herabgeworfenen Wolkenschatten, die von einem Hügel zum andern ziehen, warum ruft es denn da unaufhörlich in dir: „Ach hinter den rauschenden Bergen, hinter den ausliegenden Wolken, da wohnt ein schönes Land, da wohnt die Seele, die du suchst, da liegt der Himmel näher an der Erde?“ — Aber ach, hinter dem Gebirge und hinter dem Gewölke stöbt auch ein verkanntes Herz und schaut an deinen Horizont herüber und denkt: „Ach! in jener Ferne wäre ich wohl glücklicher.“

Freundschaft.

Die Freundschaft kann Vorzüge begehren, aber die Menschenliebe bloß Menschengestalt. Daher haben wir eben alle so eine kalte eine so wechselnde Menschenliebe, weil wir den Werth der Menschen mit ihrem Rechte vermengen, und nichts an ihnen lieben wollen, als Tugend.

In der Freundschaft sind große Opfer leichter als kleine — man opfert ihr lieber das Leben als eine Stunde auf, lieber das Immobilien-Vermögen, als eine kleine unangenehme Unart. Die Ursache ist, große Aufopferungen macht der Enthusiasmus, kleine die Vernunft.

Ohne Sympathie kann wohl die Chirurgie bestehen, aber nicht die Freundschaft.

Weibliche Freundschaft ist zwar seltener als unsere, aber dann auch zarter, unsere grenzt nicht so nahe an Liebe — da wir einander nur im Wiedersehen der Thaten lieben — als die weibliche, da die Freundin von der Freundin (wie vom Liebhaber) weniger die Beweise als die Aeußerungen der Liebe begehrt, und die Liebe fast nur fordert, um eine zu süßlen und zu erwidern.

Nichts ist komischer als ein paar Paare Verliebter; noch mehr wäre es ein ganzer rechter und linker Flügel, der seufzend einander gegenüber stände — hingegen eine ganze Landmannschaft von Freunden sähe nur desto edler aus.

Wenn mancher von kleinen Beleidigungen der Freundschaft zu tief getroffen wird, so ist daran bloß eine hassende Denkart über alle Menschen schuld, die ihn damit in jedem einzelnen Falle ergreift und diesen zum Erleger des Ganzen macht.

Hörnet dein Freund mit dir, so verschaff ihm eine Gelegenheit, dir einen großen Gefallen zu erweisen; darüber muß sein Herz zerfließen, und er wird dich wieder lieben.

Wenn es bitter ist, neben dem Tode zu stehen, in dem ein geliebtes erlöschendes Angesicht mit den Farben des Todes liegt, so ist es noch viel bitterer, mitten in den Szenen der Gesundheit hinter der aufgerichteten theuren Gestalt, den arbeitenden Tod zu hören, und so oft zu denken als die Gestalt fröhlich ist: „ach sei noch fröhlicher, in Kurzem hat er dich umgenagt, und du bist vergangen mit deinen Freuden und meinen.“ — Ach es gibt ja keinen Freund und keine Freundin, bei denen wir das nicht denken müßten.

Freude.

Die Freude ist der Sommer, der die innern Früchte färbt und schmilzt. Die Blüthe trägt und gibt nicht nur künftige Früchte, sondern auch gegenwärtigen Honigsaft, und man darf ihr diesen nehmen, und schadet jenen nicht.

Die Blumen der Freude werden leider meistens aus Sammet, Gifendracht und dem Kormeißen gemacht.

Je zarter und weicher eine Blume der Freude ist, desto reiner muß die Hand sein, die sie abbricht, und nur thierische Weide verträgt den Schmutz; so wie diejenigen, die den Kaiserthee abpflücken, sich vorher alle grobe Kost versagen, um das aromatische Laub unbesudelt abzunehmen.

Der Mensch dürstet am größten Freudenbecher
nach einem größern und zuletzt nach Rässern.

Pettet doch alte Menschen weich und warm und
lasset sie recht genießen; denn weiter vermögen sie
nichts mehr; und bescheert ihnen gerade im Lebens-
Dezember und in ihren längsten Nächten Weihnacht-
feiertage und Christbäume; sie sind ja auch Kinder,
ja zurückwachsende.

Eine neue Lage ist eine Frühlingstür für unser
Herz, und nimmt das ängstliche Gefühl unserer Ver-
gänglichlichkeit aus ihm.

Wahrhaftig, der Mensch hat sich fast ebenso viel
vorzuwerfen, wenn er mißvergnügt, als wenn er la-
sterhaft ist; und da es auf seinen Gedankenzean an-
kommt, ob er aus ihm die unterste Hölle oder den
dritten Himmel als Insel haben will, so verdient er
Alles was er erschafft.

Die höchste Entzückung macht ernst wie ein Schmerz,
und der Mensch ist in ihr eine stille Scheinleiche mit
blassem Gesichte, aber immer voll überirdischer Träume.

Schmerz.

Die Leiden sind wie die Gewitterwolken, in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau.

Weiche Herzen! ihr quälet euch auf dieser seltsamen Erde so sehr, wie harte den Andern; den Funken, der nur eine Brandwunde macht, schwinget ihr zum Feuertrabe um, und unter den Blüthen ist euch ein irisiges Blatt ein Dorn.

Dichterliche Menschen, die immer die Flügel der Phantasie aufspannen, werden wie die Lerchen wegen ihrer ausgebreiteten Flügel, in Regen festgehalten, die die weitesten Maschen haben, wodurch sonst ein glatter Vogelkörper glitte.

Kalte egoistische und bequeme Personen, vermeiden das Abschiednehmen, so wie unpoetische von zu heftigen Empfindungen; weibliche hingegen, die sich alle Schmerzen durch Zureden, und poetische, die sich alle durch Phantasien mildern, suchen es.

Die Kälte hat ewig ein Sprachrohr und die Empfindung ein Hörrohr. Die Ankunft einer ungeliebten fürstlichen Leiche, oder dergleichen Braut, hört man an den Polargirkeln; hingegen, wenn wir Niedere unsere Gräber oder unsere Arme mit Geliebten füllen, so fallen bloß einige ungehörte Thränen, trostlose, oder selige.

Wenn dumpfe namenlose Schmerzen sich ans Herz legen, so gib ihnen größere Stacheln, damit sie es tiefer ripen! denn das wegfiehende Blut macht den Busen leichter, so wie ein kleiner Riß einer Glocke einen dumpfen Ton nachläßt, bis ihr ein weiter den hellen wieder verschafft.

Wenn man beim Stich der Biene oder des Schakals nicht stille hält, so reißet der Stachel ab und bleibt zurück.

Wenn das was du liebtest, lange verschwunden ist aus der Erde oder deiner Phantasie, so wird dir in Trauerstunden die geliebte Stimme wiederkommen, und alle deine alten Thränen mitbringen, und das trostlose Herz, das sie vergossen hat.

Das Schicksal gibt den Menschen oft den Wundbalsam früher, als die Wunde.

Es gibt eine gewisse Lustigkeit der Verstörung und des Grams, die die erschöpfte Seele bezeichnet, ein Lächeln, wie das an Menschen, die an Wunden des Zwerchfells sterben, oder das an eingedorrten zurückgespannten Mumien-Lippen.

Das ist die höchste Todentrauer in einem Menschen — und sein Leben ist ein ewiges Leichenbegängniß, wenn er sich nach einem getränkten verwundeten Wesen trostlos sehnen muß, womit der geflügelte Tod in die Erde entfloß, eh er bitten konnte: „Vergiß mir!“ und eh er sagen konnte: „ich habe dir wehe gethan, aber ich habe dich doch geliebet.“

Für welche schöne Seele war nicht die Zukunft ein Giesberg, auf dem sie in der Ferne warmes Abendroth und spielende Tulpenfarben liegen sah und an dem sie in der bleichen Nähe erstarbte.

Niemand wird tiefer traurig, als wer immer lächelt; denn hört einmal dieses Lächeln auf, so hat alles über die zergangene Seele Gewalt, und ein sinnloser Wiegengefang, ein Klötenkonzert, — dessen Dis- und Aeklappen und Ansätze bloß zwei Lippen sind — reißet die alten Thränen los, wie ein geringer Laut die wankende Lawine.

Weich sinkt der Tropfe in Höhlen-Gebirge, aber hart und scharf und zackig verewigt er sich. Schöner ist die Menschenthäne. Sie durchschneidet das Auge, das sie wund gebiert, aber der geweihte Diamant wird endlich weich, das Auge sieht sich um nach ihm, und er ist der Thau in einer Blume.

Blick in die Höhe, wo kleine stumme Fäbren den Glanz des Himmels und die Tempelsäulen der Erde spiegelnd nachschaffen. Auch deine Thränen und Schmerzen Mensch! werden einst schimmern wie Sterne, und werden dich tragen als Pfeiler.

Die Wunden, die aufgedeckt werden können, sind nicht tief, der Schmerz, den ein menschenfreundliches Auge finden, eine weiche Hand lindern kann, ist nur klein. Aber der Gram, den der Freund nicht sehen darf, weil er ihn nicht nehmen kann, dieser Gram, der zuweilen ins beglückte Auge in der Gestalt eines plötzlichen Tropfens aufsteigt, den das weggewandte Augesicht vertilgt, hängt überdeckt schwerer und schwerer am Herzen, und zieht es endlich los, und fällt mit ihm unter die hellende Erde hinab; so werden die Eisenkugeln an den über dem Meer Gehtörbenen angeknüpft und sie sinken mit ihm schneller in sein großes Grab.

Zorn ist ein so herrliches Abführmittel der Verträgnis, daß Gerichtsvorsetzungen, die bei Witwen und Waisen verhängeln und inventiren, diese nie genug ärgern können.

Gedanken, die der Tag zu einem dunklen Rauch und Nebel macht, stehen in der Nacht als Flammen und Lichter um uns, wie die Säule, die über dem Refus schwebt, am Tage eine Wolkensäule scheint und zu Nacht eine Feuer säule ist.

Ich weiß für den, der immer über neue gaffende Giespalten des Lebens schreiten muß, kein Mittel als meines. Bist so gleich, wenn's arg wird, alle möglichen Hoffnungen zum Fenster, und ziehe dich resignirend in dein Ich zurück, und frage: Wie nun, wenn das Schlimmste auch gar käme, was wär's denn? Söhne deine Phantasie nie mit dem nächsten Unglück aus, sondern mit dem größten. Nichts löset mehr den Muth auf, als die warmen mit kalter Angst abwechselnden Hoffnungen. — Zu dieses Mittel dir zu helfen, so suche für deine Thräne ein Auge, das sie nachahmt, und eine Stimme die dich fraget, warum du so bist. — Und denke nach: der Wiederhall des zweiten Lebens, die Stimme unserer bescheidenen schönen frömmern Seele wird nur in einem von Kummer verdunkelten Busen laut, wie die Nachtigallen schlagen, wenn man ihren Käfig überhüllt.

O Ruhe, du sanftes Wort! Herbstflor aus Eden! Mondschein des Weistes! Ruhe der Seele, warum hältst du unser Haupt, daß es still liege, und unser Herz, daß es nicht klerse? Ach es jenes bleich, und dieses starr ist, so kommst du erst und gehst du erst, und nur unten bei dem Schläfe und bei dem Tode bleibst du, indeß aber die Stürme die Menschen mit den größten Flügeln, gleich Paradiesvögeln am meisten herumwerfen.

Wenn der Mensch von der Vernunft keine balsamischen Mittel erlangen kann, so steht er die Hoffnung und die Linderung darum an; und beide zertheilen dann gern den Schmerz.

Leidenſchaften.

Die Leidenſchaften ſind doch wenigſtens ſtehe, großmüthige, obwohl zerreiſſende Löwen; der Vgoismus iſt aber eine ſtille ſich einbeiſſende ſortzeugende Wange. Der Menſch hat zwei Herzklammern, in der einen ſein Ich, in der andern das fremde, die er aber lieber leer ſtehen laſſe, als falſch beſeße. Der Vgoiſt hat, wie Würmer und Inſekten, nur eine.

Die Leidenschaft macht die beſten Beobachtungen und die elendeſten Schlüſſe. Sie iſt ein Kernrohr, deſſen Feld deſto heller iſt, je enger es iſt.

Ein Menſch ohne Leidenschaft wäre noch ein größerer Vgoiſt, als einer mit heftigen.

Der Dichter wird, wo er gleich Leidenschaft malt, doch diese am besten in dem Alter treffen, wo sie kleiner sind, so wie Brennsiegel gerade in den Sommern, wo die Sonne am wenigsten braunte, am stärksten wirkten, und in den heißen am wenigsten. Die Blumen der Poesie gleichen andern Blumen, die im gedämpften benebelten Sonnenlichte am besten wachsen.

Die Stärke der Gefühle wird leicht mit der Rechtmäßigkeit derselben verwechselt.

Wer nicht zuweilen zu viel und zu weich empfindet, der empfindet gewiß immer zu wenig.

Ich möchte doch wissen, ob glücklich sein durch Leidenschaften etwas anderes heiße, als sich wärmen durch ein Brennglas?

Das Bitterste, womit uns Beleidigungen ergreifen, ist, daß sie uns zu haßen nöthigen.

Der Farn und der Körper werden mit einander gestärkt, daher durch die Freude — daher hat man im Januar und Februar, wo die Hunde die längere Wuth bekommen, die Kürze des Forns, — daher brummen Recconvalescenten stärker um sich, so wie Leute unter Weithesanschauungen — daher ist man in den Ermattungen nach Migränen oder nach dem Klausische sanfter als ein Lamm.

Was wir aus Menschenliebe vorhaben, würden wir allemal erreichen, wenn wir keinen Eigennutz einkischten.

Der größte Haß ist wie die größte Tugend und die schlimmsten Hunde still.

Wenn wir uns recht fragen, so erzürnt uns nie der Stolz selber, sondern nur sein Mangel an Grund — daher kann uns oft Demuth eben sowohl quälen, daher ist unser Haß des Stelzes kein Reid der Vorzüge, denn indem wir allezeit größere über uns anerkennen, und nur gekohlene vorzeigegelte hassen: so ist unser Haß nicht Liebe gegen uns, sondern eine gegen die Gerechtigkeit.

Einem guten Menschen wird das weiche Herz gleichsam in eine Quetschform eingeschraubt, wenn er vor Keuten stehen muß, die ihn haßen und beleidigen — anfangs ist er heiter und kalt, und freut sich, daß er sich nichts darum scheert, aber er rüht sich unwissend mit immer mehr Verachtung, um der Beleidigung etwas entgegen zu stellen, endlich meldet sich der Anwachs der Verachtung durch das unbezahlte Gefühl der entfliehenden Liebe an und des eindringenden Hasses, und das bittere Scheidewasser ergreift und zerfrißt sein eigenes Gefäß, das Herz. — Dann werden die Schmerzen so groß, daß er die alte Menschenliebe, die das warme Element seiner Seele war, wieder in Strömen in den Busen rinnen läßt.

Die Gesundheit des Herzens entfernt sich gleich weit von den hysterischen Zuckungen und von phlegmatischer Agonie, und die Entzündung grenzet näher an den Schmerz als die Ruhe. Aber keine Ruhe und Kälte ist etwas werth als die erworbene, — der Mensch muß der Leidenschaft zugleich fähig und mächtig sein, die Ueberströmungen des Willens gleichen jenen der Flüsse, die alle Brunnen eine Zeit lang verunreinigen, nehmeth ihr aber die Flüsse weg, so find die Brunnen auch fort.

Die meisten verwechseln ihre Gütlichkeit mit ihrer Ehrliche, und geben Wunder der einen für Wunder der andern aus, und umgekehrt.

Der blödeste Mensch ist, wenn viel Phantasie unter seinen Thaten glimmt, der Verzagteste, wenn sie emporlebert.

Die Beleidigung der Ehre wird darum nicht kleiner, weil sie der Andere aus voller Ueberzeugung des Rechtes begehrt. Denn die Ueberzeugung ist eben die Beleidigung; und die Ehre eines Freundes ist so etwas Großes, daß die Zweifel an ihr fast nur durch eigenes Geständniß entstehen dürfen. Aber so werden aus kleinen Verbehlungen leicht Trennungen wie aus Nebel im März Gewitter im Juli. Nur eine vollendete edle Seele vermag es, den geprüften Freund nicht mehr zu prüfen — zu glauben, wenn die Feinde des Feindes läugnen — zu erröthen, wie über einen unreinen Gedanken, wenn ein stummer verfliegender Argwohn das holde Bild beschmutzt, und wenn endlich die Zweifel nicht mehr zu bezwingen sind, sie noch lange aus den Handlungen fortzuweisen, um lieber in eine kameralistische Unversichtigkeit zu fallen, als in die schwere Sünde gegen den heiligen Geist im Menschen. Dieses feste Vertrauen ist leichter zu verlieren als zu haben.

Selbstkenntniß. Eugend.

Wenn Selbstkenntniß der Weg zur Tugend ist: so ist Tugend noch mehr der Weg zur Selbstkenntniß. Eine gebesserte gereinigte Seele, wird von der kleinsten moralischen Missethat, wie gewisse Edelsteine von jeder andern trübe, und setzt nach der Reinerung merkt sie erst, wie viele Unreinigkeiten sich noch in allen Winkeln aufhalten.

Das tugendhafte Herz wird, wie der Körper, mehr durch die Arbeit, als durch gute Nahrung gesund und stark.

Wenn man sich einmal vorgesetzt hat — sich halt zu stellen, so wird man es noch mehr, wenn man Ursachen findet, es nicht zu werden.

Man ist nie kälter als nach großer Wärme, so wie Wasser nach dem Kochen eine größere Kälte annimmt, als es vorher hatte. Liebe, Rausch und zu weilen die aus dem Anblick der Natur getrunkene Begeistigung machen uns gegen unsere Lieblinge zu gut, und gegen unsere Antipoden zu hart.

Male dir an jedem Morgen die ungefähren Leidenenschaften vor, worin du am Tage kommen kannst, du beträgst dich dann besser, denn man ist selten in einer wiederholten Situation zum zweitenmale schlecht.

Stelle keinem, sobald deine Brust den Seitenstich des Zornes befürchten muß, bezagt seine Fehler vor; denn indem du ihn von seiner Sträflichkeit überreden willst, so überreden du dich selber davon und wirst erboht.

Känge deine Vergenskultur nicht mit dem Aufbau der edlen Liebe, sondern mit dem Ausschneiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verweckt oder ausgezogen, dann richtet sich der edlere Blumenstiel von selber kräftig in die Höhe.

Rache dich (durch Stoicismus oder wodurch du kannst), nur ruhig, dann hast du wenig Mühe, dich auch tugendhaft zu machen.

Der Mensch ist nie so schön, als wenn er Verzeihung erbittet, oder selbst verzeiht.

Schönheit und Tugend zanken und lieben sich wie ein paar Schwestern, und doch geben sie einander ihren Puz.

Jeder begehrt von Andern Gerechtigkeit, und dann noch ein wenig Nachsicht dazu, ei gut; so geb' er Andern auch beides.

Nichts bewegt den Menschen mehr, als der Anblick einer Veröhnung; unsere Schwächen werden nicht zu festbar in den Stunden ihrer Vergebung erkaufte, und der Engel, der keinen Jörn empfände, müßte den Menschen beneiden, der ihn überwindet. — Wenn du vergibst, so ist der Mensch, der in dein Herz Wunden macht, der Seewurm, der die Muschelschale zerlöchert, welche die Oeffnungen mit Perlen verschließt.

Kein Mensch hat ganz Unrecht und keiner ganz Recht, und wer vergibt, dem wird zugleich vergeben, und umgekehrt; so theilen zwei Menschen, die sich versöhnen, immer die Freude der Verzeihung und die Freude der reinen und größern Liebe mit einander.

Der Mensch schiebt oft darum die Schuld lieber auf sich, als auf andere, weil es ihm leichter ist, sich zu vergeben als andern.

Ein einziger guter Vorsatz bettet und lüftet das scharfe Siechbette und Krankensofa eines zerissenen Lebens.

Das Laster behauptet das Schlachtfeld, aber die Tugend die elysischen Felder.

Zuversicht auf Menschen und auf Gott ist die letzte und schwerste Tugend.

Größe.

Ein Mensch, den die Sonnennähe eines großen Menschen nicht in Flammen und außer sich bringt, ist nichts werth.

Nur die Vögel steigen wie der Mensch schmetternd in die Höhe, um dann wie er schweigend in die Tiefe zurückzufallen, anstatt daß die große Seele und das Meer sich ungehört und ungesehen in den Himmel erheben und rauschend und erhaben und befruchtend in Wasserfällen und Gebirgsgüssen auf die Erde niederstürzen.

Entweder große Menschen oder große Zwecke muß der Mensch haben; sonst vergehen seine Kräfte, wie dem Magnet die feinsten, wenn er lange nicht nach den rechten Metallen gelegen hat.

Die Erde wird bloß von Menschen verändert, die nicht von ihr verändert werden.

Im Raume wirken große Männer selten einträchtig und gemeinschaftlich, aber in den Zeiten reichen sich alle die Hände aus der hohen Geisterwelt herunter zu einem Baue.

Von großen Menschen sollte eine gewisse Milde, Bescheidenheit und eine auf Geringfügigkeiten merkende Menschenliebe — und dieses ist eigentlich die Höflichkeit — noch seltener geschieden sein, als von mittelmäßigen, wie Leuten von langer Statur durch ihre abgebrochenen eckigen und mißfälligen Bewegungen das Längen nöthiger wird, als Zwergen. Jene Menschenfreundlichkeit ist die Moskedede über dem strahlenden Angesicht; eine Art Menschwerdung, die uns an ihnen so erquickend thut, als mir in meiner Jugend an der Sonne das ihr eingemalte Menschen- gesicht im Kalender.

Die größten Bösewichter sind einander am unkenntlichsten; hohe Menschen einander in der ersten Stunde kenntlich.

Es gibt Wahrheiten, von denen man hofft, große Menschen werden von ihnen stärker überzeugt sein, als man es selber sein kann; und man will daher durch ihre Ueberzeugung die seinige ergänzen.

Weisheit.

Wer der Weisheit die Gesundheit opfert, hat meistens auch die Weisheit mitgeopfert.

Nicht Kälte, sondern Abkühlung ist die beste Weisheit; und unser innerer Mensch soll, wie ein heißer Metallguß in seiner Form, nur langsam erkalten, damit er sich zu einer glätteren Gestalt abrunde; eben darum hat ihn die Natur — wie man bei Metallen die Form erwärmt — in einen heißen Körper gegossen.

Die Philosophie wäre jämmerlich, die von den Menschen nichts forderte, als was diese bisher ohne Philosophie leisteten. Wir müssen die Wirklichkeit dem Ideal, aber nicht dieses jener anpassen.

Jede physische Unordnung ist nur die Hilfe einer Ordnung, jeder trübe Frühling die Hilfe eines heiteren Herbstes.

Der Eklekticismus, der uns statt hartgläubig ungläubig macht, und statt der Augen das Licht reinigen will, wird zum Unsinn und zur fürchterlichsten philosophischen Letzargie und Atonie.

Nichts verengert den Tanyplatz des Wises so sehr, als wenn eigene Meinungen und Wahrheitsliebe darin als feste dicke Säulen stehen.

Gewisse Schönheiten wie gewisse Wahrheiten — wir Sterbliche halten beide noch für zweierlei. — zu erblicken, muß man das Herz eben so ausgeweitet haben als den Kopf.

Es gibt keine großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen, sondern nur große aus einer Million kleiner Ursachen, wovon man immer die letzte für die Mutter der großen Geburt ausgibt. Ist denn das Pöndpulver die Ladung des Geschosses?

Eine Satyre über Alles ist gar keine, sondern Unsinn, weil jede Verachtung etwas Geachtetes als Maßstab, jedes Thal einen Berg voraussetzt.

Die wilden Eingriffe in das Zifferrad der Zeit, das tausend kleine Räder drehen, verrücken es mehr, als sie es beschleunigen; oft brechen sie ihm Zähne ab. Hänge dich an's Gewicht des Uhrwerkes, das alle Räder treibt; d. h. sei weise und tugendhaft, dann bist du groß und unschuldig zugleich, und du bauest an der Stadt Gottes, ohne den Mörtel des Blutes, ohne die Quader der Leidenkörper.

Aufklärung in einem leeren Herzen ist bloß Gedächtniswerk, sie strengt übrigens den Scharfsinn noch so sehr an; die meisten Menschen unserer Tage gleichen den neuen Häusern in Potsdam, in die (nach Reichard) Friedrich II. zu Nacht Lichter setzen ließ, damit jeder, und selber Reichard denken sollte, sie seien bewohnt.

Gewisse Wahrheiten können nicht wie die Gemälde sammt den Mauern in Italien aus einem Kopfe in den andern transportirt werden, — das Licht, das dir der Andere geben kann, zeigt aber himmert nicht das Ameublement deines Innern, und das, was

das Licht bei einigen wirklich erschafft, ist Lusterscheinung, optischer Betrug, aber kein Körper. Daher kommt es nicht auf das Zeigen und Ersehen einer Wahrheit, d. h. eines Gegenstandes an, sondern auf die Wirkungen, die er auf dein ganzes Inneres macht.

Ein wohlthätiger Kopf leuchtet für die Nachwelt sanfter und wohlthätiger, als für seine Mitwelt: Menschen, die an dem Besatz der Freiheit und des Lichts schnell an dem zurückrollenden Boden aufslausen, stoßen denen die losen Steine auf den Kopf, die hinter ihnen klettern.

Jede Wissenschaft, jeder Stand, jedes Alter, jedes Jahrhundert machen einseitig, und verrücken das Altarblatt des Universums zu einem Bezirkbild: also lerne, versuche und erlebe, so gut du kannst, Alles, wenigstens Allerlei — beschütze gegen die Despotie jedes Systems deine poetische Freiheit durch das Studium aller Systeme und unähnlicher Wissenschaften. Lerne philosophisches Maß an den Alten und am brittischen Koloß Bacon, der, wie der rhodische mit seiner Leuchte den Schiffen, die unter seinem Leib durchstreichen, lang nachleuchtet. Lerne sokratische Freiheit und Form an Plato, Wieland, Lessing und Bayle. Lerne Stoff aus Hamsterhups, Jakobi, Leib-

nig und Bacon. Und gebe besonders nie unter Philosophen, ohne eine Kronwache von Physikern, Geschichtschreibern und Dichtern um dich zu haben. Vorzüglich handle! O in Thaten liegen mehr hohe Wahrheiten, als in Büchern! Thaten nähren den ganzen Menschen von innen, Bücher und Meinungen sind nur ein warmer, nahrhafter Umschlag um den Magen. Statt, daß die jetzigen matten, lieblosen Philosophen gleichsam zerbröckelnde, von der Sonne calcinirte Lichtmagnete, nichts mehr lieben, als ein — Auditorium, und gleich den Kindern im Scharlachfieber, nur heiße Stirnen aber kalte Hände (zum Handeln) haben, wird dann bei dir der Baum der Erkenntniß, mit dem Baume des Lebens abtaktirt, herrlich treiben und tragen, — und dann wird dir ein Gott den Glauben zeigen, dessen Wurzeln mit dir geboren werden, und den die Winde des Lebens nicht umreißen, und unter dessen Zweigen du Schatten, und Düste und Früchte findest.

Erziehung.

Was für die Zeit erzogen wird, wird schlechter als die Zeit.

Eustigkeit macht Kleinen alle wissenschaftlichen Felder zu Zuckerseldern.

Wir Erwachsene ständen den abscheulichen Schulzwang unserer Descendenz keine Woche aus, so vernünftig wir sind; gleichwohl muthen wir's ihnen mit Ameisen gefüllten Adern zu. Ueberhaupt, ist denn die Kindheit nur der mühselige Rüsttag zum genießenden Sonntag des spätern Alters, oder ist sie nicht vielmehr selber eine Vigilie dazu, die ihre eigenen Freuden hat? Ach, wenn wir in diesem leeren niederregnenden Leben nicht jedes Mittel für den nähern Zweck (wie jeden Zweck für ein entferntes Mittel) ansehen, was finden wir denn hienieden?

Spielender Unterricht besitzt nicht, dem Kinde Anstrengungen erzwngen und abnehmen, sondern eine Leidenschaft in ihm erwecken, die ihm die stärksten anspornthigt und leichter macht. Nur taugen dazu durchaus keine unluftigen Leidenschaften, Ladel oder Furcht vor Strafe zc., sondern freudige: spielend erlernten alle Mädchen das Arabische, wenn ihre Liebhaber in keiner andern Sprache an sie schrieben als in dieser sunnensmischen. Hoffnung des Lobes ist's, das den Kindern (das Lob äußerer Vorzüge ausgenommen) weit weniger schadet als Ladel, und gegen das sich keines, am wenigsten das beste verstopfen kann.

Leider ist für einen jungen Menschen das erste System, das wenigstens auf so viele dunkle Fragen seiner Brust antwortet, immer despotisch — er mühte ein zweites bei sich führen, um das erste abzuwehren.

Blöß heftige Phantasie, nicht Mangel an Muth schafft die Geistesfurcht, und wer jene in einem Kinde einmal zum Erschrecken aufwiegelte, gewinnt nichts, wenn er sie nachher widerlegt und belehrt: „es war natürlich“. Daher fürchten sich in der nämlichen Kamille nur einige Kinder, d. h. die mit gestügelter Phantasie. — Daher giebt Shakespeare in seinen Geistes-scenen die Haare des Arideuters zu Berge, offenbar

vermitteltst seiner aufgewiegelten Phantasie. — Die Geisterfurcht ist ein außerordentliches Meteor unserer Natur; erstlich wegen ihrer Herrschaft über alle Völker, zweitens weil sie nicht von der Erziehung kommt; denn in der Kindheit schauert man zugleich vor den großen Bären an der Thür und vor einem Bären zusammen, aber die eine Furcht vergeht, warum bleibt die andere? — Drittens des Gegenstandes wegen, der Geisterfurchtsame erstarrt nicht vor Schmerz oder Tod, sondern vor der bloßen Gegenwart eines ganz fremdartigen Wesens; er würde einen Mend-Jnsassen, einen Fikstern-Residenten so leicht wie ein neues Thier erblicken können; aber in den Menschen wohnt ein Schauer gleichsam vor Nebeln, die die Erde nicht kennt, vor einer ganz andern Welt, als um irgend eine Sonne hängt, vor Dingen, die an unser Ich näher gränzen.

Sonderbar ist's, daß die Aeltern ihre Töchter Dinge mit allem Gefühl singen lassen, die sie ihnen nicht erlaubten, vorzulesen.

Literatur. Poesie.

Schlechte Schriftsteller sollte man vor, große nach ihren Büchern kennen lernen, um jenen mehr die Bücher, diese mehr den Büchern zu vergeben.

Der Gegenstand der Wissenschaft, ist kein Gegenstand der Empfindung mehr. Die Injurien, bei denen der Mann von Ehre stuhet und locht, sind dem Juristen ein Blatt, eine Glosse, eine Illustration aus dem Titel von Injurien. Der Hospital-Arzt retirt am Bette des Fieberikanten, über den die Fieberflammen zusammenteschlagen, ruhig die wenigen Abschnitte aus seiner Klinik, die herpassen. Der Offizier, der auf dem Schlachtfelde — dem Fleischhacker-Stock der Menschheit — über die zerbrochenen Menschen wegschreitet, denkt bloß an die Evolutionen und Viertel-Schwenkungen seiner Cadettenschule, die nöthig waren, ganze Generationen in physische Fragmente aufzuschneiden. Der Bataillon-Maler, der

hinter ihm geht, denkt und sieht zwar auf die zerlegten Menschen und auf jede daliegende Wunde, aber er will alles für die Düsseldorfer Gallerie nachkopiren, und das reine Menschengefühl dieses Jammers weckt er erst durch sein Schlachtstück bei andern und wohl auch bei — sich. So zieht jede Erkenntniß eine Steinkruste über unser Herz, die philosophische nicht allein.

Vom Genie zieht sich der Theorien-Mann die Regel ab, um sie ihm wieder zu geben; der Ausschreier des Gesetzes hält sich für den Gesetzgeber, aber das Genie wird stets besser richten, als gerichtet werden; denn um andere in den Adelstand zu erheben, muß man selber darin sein. Aber in unserer Literatur hält man oft das Erhobene für das Erhabene.

Jeder Mann von Genie ist ein Philosoph, aber nicht umgekehrt. Ein Philosoph ohne Geschichte ist einseitiger als ein Politiker. Wer irgend ein System mehr annahm als er erfand, wer nicht vorher dunkle Ahnungen desselben hatte, wer nicht vorher wenigstens darnach suchte — kurz wer nicht seine Seele als einen vollen, warmen, mit Reimen ausgefüllten Boden, der nur auf seine Samen wartete, empfand; der kann wohl ein Lehrer, aber kein Schüler der zum Brechstudium erniedrigten Philosophie sein; und kurz,

es ist einerlei, welchen Ort man zur philosophischen Sternwarte besteigt, einen Thron, oder einen Pegasus, oder eine Alpe oder ein Cäsarslager, oder eine Leichenbahre; und sie sind fast alle höher als ein Ratheder im Disputatorio.

Einige kritische Philosophen haben jetzt aus der Algebra eine mathematische Methode entlehnt, ohne die man keine Minute philosophisch — nicht sowohl denken als — schreiben kann. Der Algebraist erhaschet durch das Versetzen bloßer Buchstaben Wahrheiten, die kein Zollogismus ausgraben konnte. Das that der kritische Philosoph nach, aber mit größerem Vortheil: da er nicht Buchstaben, sondern ganze Lehren geschickt unter einander mengt, so schäumen aus der Alliteration derselben Wahrheiten hervor, die er sich kaum hätte träumen lassen.

In der Philosophie ist das bloße Talent, abschließend dogmatisch, sogar mathematisch, daher intolerant, (denn die wahre Philosophie wohnt nur im Menschen, der die Menschheit widerspiegelt) und er numerirt die Lehrgebäude und sagt, er wohne in No 1 oder M oder so — indeß sich der große Philosoph im Wunder der Welt, im Labyrinth voll un-

zähliger Zimmer, halb über, halb unter der Erde aufhält. Von Natur haßet der bloß talentvolle Philosoph, sobald er seine Philosophie hat, alles Philosophiren: denn nur der Freie liebt Freie.

Philosophie ist kein Brodstudium, sondern geistiges Brod selber und Bedürfniß — aber man kann weder sie, noch Liebe lehren; beide zu früh entmannen Leib und Seele.

Schlimm würdest du es haben, wenn du die angelernten hohlen Wörter der jetzigen Philosophie als Samen zu Thaten brauchen wolltest; es würde nichts Lebendiges ausgehen. Und gegen die vollblütigen Triebe, gegen die eindringenden Versuchungen würdest du an ihnen ungefähr eine Mauer haben, wie die im Shakspeare ist — nämlich ein wenig Mörtel und ein Stein, von Peter Schnauz gehalten.

Die Menschen sind jetzt weder barbarisch noch cultivirt genug, um die Dichter zu goutiren und zu befolgen.

Ein Redacteur sollte stets sechs Tische haben; am ersten säßen und äßen die Anzeiger des Tastes eines Buches, — am zweiten die Pausch und Bogen Anzeiger seines Wertes, — am dritten die Criticmatoren desselben — am vierten die Sprachmeister und Sprachforscher, die unter das Publikum räsonnirnde Verzeichnisse fremder Donatschniger austheilen — am fünften die Opponenten, die ein neues Buch nicht durch ein neues Buch, sondern durch ein Blättchen widerlegen — am sechsten stände die kritische Kürstenbank, auf die sich Huber oder Korster, oder noch einer setzen könnte, die ein Buch so überschauen wie ein Menschenleben, die die Individualität desselben auffassen und darstellen, die den Geist des literarischen Geschöpfes und des Schöpfers zugleich zeichnen und die jene Menschwerdung und Verkörperung der göttlichen Schönheit, welche die Gestalt eines Individuums annimmt, trennen von der Schönheit, und dann aufdecken und vergeihen.

Die sechs kritischen Bänke, die sechs verschiedene Literaturzeitungen liefern könnten, werden jetzt über einander geworfen, und gestalten eine.

Es gibt jetzt nichts als Polyhistor, die Alles gelesen haben, nur die Alten nicht.

Wenn der Geist der Alten in ihrem geraden festen Gang zum Zwecke bestand, in ihrem Casse des Doppelten, dreifachen Manschetten schmuckes, in einer gewissen kindlichen Aufrichtigkeit, so muß es uns immer leichter werden, diesen Geist zu fühlen, und immer schwerer, ihn in unsere Werke zu hauchen; mit jedem Jahrhunderte müssen in unserm Stile die Hin- Ueber- und Rücksichten mit unserm Lernen schimmernd wachsen; die Fülle unserer Composition muß ihre Runde verwehren; wir puzen den Puz an, binden den Einband ein, und ziehen ein Ueberkleid über das Ueberkleid; wir müssen den weißen Sonnenstrahl der Wahrheit, da er uns nicht mehr zum erstenmal trifft, in Farben setzen, und anstatt, daß die Alten mit Worten und Gedanken freigebig waren, sind wir mit beiden sparsam. Gleichwohl ist besser, ein Instrument von 6 Octaven zu sein, dessen Töne leicht unrein und in einander klingen, als ein Monochord, dessen einzige Saite sich schwerer verstimmt.

Mit unserer Unfruchtbarkeit an Werken im alten Stil nimmt zugleich der Geschmack für diese Werke zu. Die Alten fühlten den Werth der Alten — nicht; und ihre Simplicität wird bloß von denen genossen, von denen sie nicht erreicht werden, von uns. Ich denke: aus diesem Grunde. Die griechische Einfachheit ist von der Einfachheit der Morgenländer, Wil-

den und Kinder nur im Genie verschieden, womit das heitere griechische Klima jene Simplicität auszeichnete. Das ist die angeborne nicht erworbene; die künstlich erworbene Einfachheit ist eine Wirkung der Cultur und des Geschmacks; die Menschen des 18ten Jahrhunderts waten erst durch Sümpe und Gießbäche zu dieser Alpenquelle hinauf; wer aber droben ist, verläßt sie nie mehr. Dieser erworbene Geschmack, den das junge Genie immer antastet, und das bejahrte meistens bekennt, muß von Messe zu Messe durch Übung an allem Schönen bei Individuen immer empfindlicher und schärfer werden; die Völker aber verlieren sich jedes Jahrhundert weiter von den Grazien weg, die sich wie die homerischen Götter in Wolken verstecken. Die Alten konnten mithin die natürliche Simplicität ihrer Producte so wenig empfinden, als das Kind oder der Wilde die der seinen. Die reinen und einfachen Sitten und Wendungen eines Aesplers oder Tirolers bewundert weder der eigene Besizer noch sein Landsmann, sondern der gebildete Hof, der sie nicht erreichen kann.

Wenn man im Januar einen Dichter liest, so ist's so schön, als wenn man im Junius spazieren geht.

Dichtende Genies sind in der Jugend die Renegaten und Verfolger des Geschmacks, später aber die eifrigsten Proselyten und Apostel desselben, und den verzerrenden mikroskopischen und makroskopischen Hohlspiegel schleift das Alter zu einem ebenen ab, der die Natur bloß verdoppelt, indem er sie malt. So werden die handelnden und empfindenden Genie's aus Feinden der Grundsätze und aus Stürmern der Jugend größere Freunde von beiden, als fehlerlosere Menschen niemals werden.

Nimm zwei junge große Herzen, — wasche sie sauber ab in Taufwasser oder Druckerschwärze von deutschen Romanen, — gieße heißes Blut und Thränen darüber — setze sie ans Feuer und an den Vollmond und lasse sie aufwallen — rühre sie fleißig um mit einem Dolche — nimm sie heraus und garnire sie wie Krebsse mit Vergißmeinnicht oder andern Feldblumen, und trage sie warm auf, so hast du einen schmackhaften bürgerlichen Herzenskoch, (wie man sagt: Erbsekokch, Rudelkokch).

Dichter bekümmern sich wie die Heiligen wenig um die Welt und ihr Wissen, sie können den Staat besiegen aber nicht belehren.

Die Phantasie, die den von der Kultur dünn geschliffenen Leuten gefallen will, muß schimmern aber nicht brennen, muß das Herz kigeln, aber nicht bewegen; die Nester einer solchen Phantasie werden nicht von schweren gedrängten Früchten, sondern von Schneelast niedergebogen. An solchen Hofpoeten und an Ohrwürmern sind die Flügel gleichsam unsichtbar und winzig, aber beide finden leichter die Wege zum Ohr. An englischen Gedichten ist nichts; hingegen die meisten französischen riechen nicht nach der Studier- und Sparlampe, sondern eher nach parfümirten Strumpfbändern, Handschuhen &c. und je weniger sie haben, was den Menschen interessiert, desto mehr haben sie, was den Weltmann reizt, weil sie nicht mehr die Natur und Himmel und Hölle, sondern ein paar Witzenzimmer abmalen, und so nicht ungeschickt in immer engere Bindungen des Schneckenhauses sich zurückdrängen.

Dichter bauen, wie die afrikanischen Völker, ihre Prodfelder unter Musik und nach dem Takte an.

Musik.

D Musik! Nachklang aus einer entlegenen harmonischen Welt! Seufzer des Engels in uns! Wenn das Wort sprachlos ist und die Umarmung und das Auge, und das weinende, und wenn unsere stummen Herzen hinter dem Brust-Gitter einsam liegen. o so bist nur du es, wodurch sie sich einander zurufen in ihren Kerkern, und wodurch sie ihre entfernten Seufzer vereinigen in ihrer Wüste.

Es ist das einzige Mittel, den Tönen ihre Allmacht zu geben, wenn man sie zu Rippenstimmen unserer Stimmung, und so aus Instrumental-Musik — Vocal-Musik, aus unartikulirten Tönen artikulirte macht, anstatt daß die schönste Reihe Töne, die kein bestimmter Gegenstand zu Alphabet und Sprache ordnet, abgeleitet vom beispülten aber nicht erweichten Herzen.

Die Musik ist unter allen Künsten die rein menschliche, die allgemeinste.

Konkult! die du die Vergangenheit und die Zukunft mit ihren fliegenden Klammern so nahe an unsere Bunden bringst. bist du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem? O deine Laute sind Götter, welche Engel den Freudentönen der zweiten Welt abnehmen, um in unser stummes Verg., um in unsere öde Nacht das verwehte Frühlingsgetöse fern von uns fliegender Himmel zu senken.

Natur.

Ohe Natur, wenn wir dich sehen und lieben,
 so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn
 wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst du
 bei uns, und ruhst vor dem nassen Auge, wie ein
 grünes abendrothes Gebirge. Ach! vor der Seele,
 vor welcher der Morgentbau der Ideale sich zum
 grauen kalten Sandregen entfärbt hat, — und vor
 dem Herzen, dem auf den unterirdischen Gängen die-
 ses Lebens die Menschen nur noch wie dürre gekrönte
 Mumien auf Stäben in Katakomben begegnen, —
 und vor dem Auge, das verarmt und verlassen ist,
 und das kein Mensch mehr erfreuen will — und vor
 dem stolzen Göttersohn, den sein Unglaube und seine
 einsame menschenleere Brust in einen ewigen unver-
 rückten Schmerz anschnitten, vor diesem bleibst du
 erquickende Natur mit deinen Blumen und Gebirgen
 und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blu-
 tende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen
 der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf
 deinen Vulkanen und auf deinen Frühlingen und auf
 deinen Sonnen liegen.

Vier Priester stehen im weiten Dem der Natur, und beten an Gottes Altären, den Bergen — der eisgraue Winter mit dem schneeweißen Überhemd — der sammelnde Herbst mit den Früchten unter dem Arm, die er Gott auf den Altar legt und die der Mensch nehmen darf — der feurige Jüngling, der Sommer, der bis zu Nacht arbeitet, um zu opfern — und endlich der kindliche Frühlings mit seinem weißen Kirchenschmuck von Lilien und von Blüten, der wie ein Kind Blumen und Blumenkelche um den erhabenen Geist herumlegt, und an dessen Gebete Alles mitbetet, was ihn beten hört.

Der Mensch ist ein Engbrüstiger, der erstickt, wenn er liegt, und seinen Pufen nicht aufhebt. — Aber darfst du die Erde, diesen Vorhimmel verachten, den der Ewigkeit gewürdigt, unter dem lichten Heere seiner Welten mitzugehen? Das Große, das Göttliche, das du in deiner Seele haßt, und in der fremden liebst, such' auf keinem Sonnenkrater, auf keinem Planetboden, — die ganze weite Welt, das ganze Kosmos, Gott selbst erschien dir an keinem andern Orte, als mitten in dir. Sei so groß, die Erde zu verschmähen, werde größer, um sie zu achten. Dem Mund, der an sie gebückt ist, scheint sie eine fette Blumenebene, — dem Menschen in der Erdnähe ein

dunkler Weltkörper, — dem Menschen in der Erde ferne ein schimmernder Mond. Dann erst fließt das Heilige, das von unbekannten Höhen in den Menschen gesenkt ist, aus deiner Seele, vermischt mit dem irdischen Leben, und erquickt Alles, was dich umgibt; so muß das Wasser aus dem Himmel und seinem Gewölke erst unter die Erde rinnen, und aus ihr wieder aufquellen, ehe es zum frischen heilen Trank gesäutert ist.

Lieblieh bist du Zephyr, wenn du schweigend die Blüthendüste und die kleinste Blüthe weiter hauchest, und jeden Zeugner mit deinen unsichtbaren Gärten umgibst. Liebliher bist du, wenn die Sonne dich zum Kühlen spickt, und du leise die Aehrenfluren wiegst, und unter dir die Blumen aufplattern. Am lieblichsten bist du, wenn du aufgehst, und eine Stimme wirft und in die Harfensaiten greift, und auf ihnen das Weltall singst, und das Menschenherz; uns aber folgen die Wolken deinen Tönen nach. Bald bist du ein Riese, bald ein Kind, bald hört der Mensch dich weinen, bald jauchzen, bald fährst du zum Schrei des Rhythms zusammen. Unerlebar! Bist du die Stummenglocke des All, das uns wehmüthig anblickt, und das nicht reden kann?

Wen die Natur ernährt und erhebt, der ist im Winter nicht so gut als im Sommer.

Man genießet von der Natur nicht, was man sieht (sonst genöthe der Förster und das Genie drau-
ßen einerlei), sondern was man aus Gesehene andich-
tet, und das Gefühl für die Natur ist im Grunde die
Phantasie für dieselbe.

Ergat die rhyssische Großheit, z. B. ein Berg
hat die Kerne als ein Fußgestell nöthig.

Der Himmel ruht küßend und liebend an der
Erde, wie ein Vater an der Mutter, und ihre Kinder,
die Blumen, und die schlagenden Herzen fallen in die
Umarmung ein, und schmiegen sich an die Mutter.
Der Zweig hebt leise seinen Sänger auf und nieder,
die Blume wiegt ihre Pünc, das Blatt seine Rüde
und seine Honigtropfen, den offenen Blumenkelchen
hängen die warmen Thränen, in die sich die Wolken
zertheilten, gleichsam in die Augen — die Wälder lie-
gen saugend am Himmel, und tranken von Wolken
stehen alle Gipfel in stiller Wollust. Ein Zephyr,
nicht stärker als ein warmer Senßer der Liebe, hau-
chet vor unseren Wangen vorbei, unter die rauchen-

den Kornblüthen. Wenn Alles Liebe ist, Alles Harmonie, Alles liebend und geliebt, alle Blumen ein berauschender Blüthenkelch, dann streckt wohl auch im Menschen der hohe Geist die Arme aus und will mit ihnen einen Kreis umschlingen, und dann, wenn er die Arme nur an Schatten zusammenlegt, dann wird er sehr traurig vor unendlicher, vor unaussprechlicher Sehnsucht nach Liebe. — Siehe, die Sonne zieht binab, die Erde hüllt sich zu, Thaumelken, wie abgerissene Stücke aus Sommernächten mit einem Silberrand, ziehen über den Gottesacker, und überfärben die blühenden Gräber mit Schatten. — O rinne, rinne flüchtiges Nachtbild des Lebens, und bedecke mir die fallende Sonne nicht lange! — jetzt tönen die Gärten, die Luft summet, die Vögel durchkreuzen sich rufend, der Sturmwind hebt den großen Flügel auf, und schlägt an die Wälder — sie geben das Zeichen, daß unsere Sonne geschieden ist. Die Erde ist groß, aber das Verg, das auf ihr ruht, ist noch größer als die Erde und größer als die Sonne, denn es allein denkt den größten Gedanken! —

Menschenleben.

Wie lebt doch der Mensch der Pflanze gleich! Die Jugend nährt sich bis zu den Jahren der Liebe, und vollends in ihnen am liebsten vom Aether der Ideale, der Dichtkunst, der Wissenschaft und heiliger Träume. Das reifere und feste Alter verlangt mehr Erdboden, um da seine Bergwerke, Kornfelder, Häuser und Ställe anzulegen und durch die Welt, wie die Jugend oft aus der Welt, zu kommen. So saugt die Pflanze *) bis an die Blüthenzeit hinein ihre Stoffe und Kräfte oben aus der Luft und aus dem Wasser, nachher aber holt sie sich alles unten aus dem Boden heraus.

Es gibt Pflanzenmenschen, Thiermenschen und Gottmenschen.

*) Nach Merck de Binde Schweigg. Journal III. 3. 181.

Wie man mit Lichtern zu Nacht über die Alpen von Giss reiset, um nicht vor den Abgründen und den langen Bergen zu erschrecken; so legt das Schicksal Nacht um uns, und reicht uns nur Fackeln für den nächsten Weg, damit wir uns nicht betrüben über die Klüfte der Zukunft, und über die Entfernung des Zieles.

Wenn die Wünsche und die Lagen der Menschen sich mit einander umkehren, so klagt er doch wieder die Lagen, nicht die Wünsche an.

Alle unsere starken Gefühle regieren wie die Gespenster nur auf eine gewisse Stunde, und wenn ein Mensch immer zu sich sagte: diese Leidenschaft, dieser Schmerz, diese Entzückung ist in drei Tagen gewiß aus deiner Seele heraus; so würde er immer ruhiger und stiller werden.

Die Entfernung des Ortes löset am Menschen wie an Bühnendecorationen, die harten Striche in Schönheitslinien und die Aefte in Laubwerk auf — der Abweisende ist ein Todter, den unser losbrechendes Herz verklärt, und der selig wird, wenn er wieder aufersteht.

Was thut der Mensch? Noch weniger als er weiß und wird.

Das Schicksal gab allen menschlichen Wesen auf dem Wege zum Grabe eine Wolke zur Hülle, jedes geht mit einer andern umzogen. Ueber und durch sie blickt keiner, und sie lagert sich verständig zwischen ihm und der Wahrheit. Geht er mit ihr durch einen Schatten, so hält er sie für eine Wetterwolke oder für eine Winternacht mitten im weiten Sonnenschein der Natur. Tritt er mit ihr wieder in den Glanz heraus, daß sie wie Abendröthe glimmt und ihn umleuchtet, so ist er glücklich und er freut sich, wie es in dem Wellenhimmel so schön unter einander waltet und flimmert, und sieht die bemalten treibenden Dunstklügelchen, für Erd- und Himmelskugeln an. So kommt er mit ihr an das weite Grab, in das sich der Wasserfall des herabziehenden Menschengeschlechtes verstäubt, und das ihre blinkenden Dünste überdecken. — bethört tritt er hinunter und fällt aus der liegenden Wolke in die Nacht, ohne in die ausgebreiteten lichten Gefilde der Wahrheit gesehen zu haben.

Die Entwicklungen im Leben sind nur feinere Verwicklungen.

Unser größter und längster Irrthum ist, daß wir das Leben, d. h. seinen Genuß, wie die Materialisten das Ich, in seiner Zusammensetzung suchen, als könnte das Ganze oder das Verhältniß der Bestandtheile uns etwas geben, das nicht jeder einzelne Theil schon hätte. Besteht denn der Himmel unseres Daseins, wie der blaue über uns, aus öder matter Luft, die in der Nähe und im Kleinen ein durchsichtiges Nichts ist, und die erst in der Ferne und im Großen blauer Aether wird? Das Jahrhundert wirft den Blumen-samen deiner Freude nur aus der veröden Sämaschine von Minuten, oder vielmehr, an der seligen Ewigkeit selber ist keine andere Sandkorn als der Augenblick. Das Leben besteht nicht aus 70 Jahren, sondern die 70 Jahre bestehen aus einem fortwährenden Leben, und man hat allemal gelebt und genug gelebt, man sterbe wenn man will.

Gleiche Rose! Die Sonne gab dir die Farbe, die glühende nimmt sie dir wieder; du gleichst uns. Wenn der Gott, der die Menschenwange glühen läßt, näher oder heißer zu uns herunterkommt, so erbläset sie auch, und der Mensch ist entweder gestorben oder entzückt.

In das Leben wie eine Olive eine bittere Frucht,
so greife nur beide scharf mit der Presse an, sie lie-
fern das süßeste Oehl.

Als die Zugvögel über die Städte und Hütten
der Menschen wegzogen, in ihren nächtlichen Wolken,
so sangen sie: „Seht, die Menschen bauen eine Erde
über die Erde, und werfen Maulwurfsbausen empor,
hier und dort, und blicken wie Gewürm aus den Hü-
geln heraus; denn ihnen wächst keine fliegende Wolke,
kein sternenhohes Giegebirg und kein Blüthenwirbel,
sie schlafen und liegen gern tief.“ So sangen die
Zugvögel wie Papageien spöttisch den wolkenreibenden
Geistern nach, welche über die großen Städte
der Menschen scherzten und über die Dörfer. Dieß
hörten einige Isländer im Mondschein und sie riefen
erfreut: Droben fliegen Schwanen *) und sie klingen
schönen Weigen gleich.

Die Welt war bange und bedrängt, die Menschen
rannten aus brennenden Dörfern in ausgeleerte —
überall lag Schmerz auf der blühenden Erde — In
den blauen Himmel flogen die Todeswolken des

*) In den langen isländischen Nächten tönen die ziehenden
Schwanen wie Violinen.

schwarzen Wisthaubes mit ihren Dofern, — der Menich rang grimmig mit dem Menichen, und beide bluteten. Doch mitten in der Hölle rubte ein Reich des Friedens, die Lerche zog in ihr Blau, die Nachtigall schlug in den Blüthen, und andere Sängerspielten in ihren Wipfeln oder wärmten die nackten Kinder an der Brust.

Als wir geträumt werden sollten, wurde ein Engel düster, und entschloß und träumte. Es kam Phantaisus *) und bewegte gebrochene Lustererscheinungen, Dinge wie Nächte, Chaosküde, zusammengeworfene Pflanzen vor ihm, und verschwand vor ihm.

Es kam Rhobeter und trieb thierische Herden, die unter dem Wehen würgten und graseten, vor ihm vorüber, und verschwand damit.

Es kam Morpheus und spielte mit seligen Kindern, mit bekränzten Müttern, mit küssenden Gestalten, und mit liegenden Menschen vor ihm, und als die Entzückung den Engel weckte, war Morpheus und das Menschengeschlecht und die Weltgeschichte verschwunden.

*) Der Gott des Schlafes wurde von drei Weisen umgeben, von Phantaisus, der sich nur in leblose Dinge verwandeln konnte, von Rhobeter, der alle Thiergestalten, von Morpheus, der alle Menschengestalten annehmen und vorgeaukeln konnte.

Jetzt schläft und träumt der Engel noch, wir sind
noch in seinem Traum — ein Phebetor ist bei ihm,
und Morpheus wartet noch, daß Phebetor mit seinen
Tbieren verschwinde.

Menschenbestimmung.

(D e e).

Nur einmal wandert der Mensch über diese fliehende Kugel, und eilig wird er zugehüllt, und sieht sie nie wieder. Wie, und er sollte der armen, so oft verheerten und vollgebluteten Erde nichts zurücklassen, als seinen Staub, oder gar veräetetes Giftpulver und Verwundete? O wenn einer von uns eine Tagreise durch irgend eine stille Welt am Himmel, durch den milden Abendstern, oder den blaffen Mond thun dürfte, würde er da, noch dazu, wenn er ferne Seufzer hörte, oder vergossene Thränen sähe, sein eiliges Durchfliegen mit heruntergelegten Selbstgeschossen und ausgestreuten Dornen bezeichnen, und nicht vielmehr, falls er könnte, mit irgend einer geöffneten Quelle, mit einer zurückgelassenen Blume, oder mit was er zu ertheilen wüßte? O sei es immer vergessen von der ganzen Zukunft, was ein sanftes Herz wollte und that; wenn es nur unter dem Handeln sagen kann: Nach langen, langen Jahren, wenn Alles verändert

ist, und ich auf immer versessen und versenkt, da wirft vielleicht die Hand der Zeit den Samen des kleinen Oesers, das ich bringe, weit von mir und meinem Hügel, zu irgend einer Frucht oder Blume aus, und ein mattes Herz wird daran erquickt, und schlägt voll Dank, und kennt mich nicht.

Auf dieser Erde schlägt keine erhabnere und segligerer Stunde, als wo ein Mensch sich aufrichtet, erheben von der Lugend, erweicht von der Liebe, und alle Gefahren verschmäht, und einem Freunde zeigt, wie sein Herz ist. Dieses Leben, dieses Zergehen, dieses Erheben ist köstlicher als der Nigel der Güte, sich in unnütze Arbeiten zu verstecken. Aber die vollendete Aufrichtigkeit steht nur der Lugend an. Der Mensch, in dem Argwohn und Finsterniß ist, legt immer seinem Ruin Nachtschrauben und Nachtreue an, der Böse verschönert uns mit seiner Zeichenöffnung, und wer keine Himmelsbühne an sich zu öffnen hat, laßt das Höllenthor zu.

Versinnungen sind gleichsam die menschlichen Versinnungen in der neuen Welt der Glückseligkeit.

Es ist auf der Erde schwer, Tugend, Freiheit und Glück zu erwerben, aber es ist noch schwerer, sie auszubreiten: der Weise bekommt Alles von sich, der Thor Alles von Andern, der Freie muß den Sklaven erlösen, der Weise für den Thoren denken, der Glückliche für den Unglücklichen arbeiten.

Soll auf der ganzen Erde der Krieg aufhören, so muß sie in zwei ungeheure Staaten sich getheilt haben; davon muß der eine den andern verschlingen, und dann bleibt im einzigen Staate auf der Aue Friede, und die Vaterlandsliebe ist Menschenliebe geworden.

Wir Niedergesenkten, da der Mensch unter den Menschen verschwindet, müssen uns vor der Menschheit erheben.

Allerdings dienet mir Alles; aber ich diene auch Allem. Da es für die Natur, die bei ihrer Ewigkeit keinen Zeitverlust, bei ihrer Uner schöplichkeit keinen Kraftverlust kennt, kein anderes Gesetz gibt, als das der Verschwendung — da sie mit Eiern und Samen, Körnern eben so gut der Ernährung als der Fortpflanzung dient, und mit einer unentwickelten Keimwelt eine halb entwickelte erhält, — da ihr Weg über

keine Billardtafel, sondern über Alpen und Meere geht; so muß unser kleines Herz sie mißverstehen, es mag hoffen oder fürchten, es muß in der Aufklärung Morgen- und Abendröthe gegenseitig verwechseln; es muß im Vergnügen bald den Nachsommer für den Frühling, bald den Nachwinter für den Herbst ansehen. Die moralischen Revolutionen machen uns mehr irre als die physischen, weil jene ihrer Natur nach einen größeren Spiel- und Zeitraum einnehmen, als diese — und doch sind die finsternen Jahrhunderte nichts als eine Immersion in den Schatten des Saturns, oder eine Sonnenfinsterniß ohne Verweilen. Ein Mensch, der sechstaufend Jahre alt wäre, würde zu den sechs Schöpfungstagen der Welt sagen: Sie sind gut.

Wahrlich, die Todten predigen fort; für die Wahrheit sterben, ist ein Tod, nicht für das Vaterland, sondern für die Welt. Die Wahrheit wird, wie die medicische Venus, in dreißig Trümmern der Nachwelt übergeben, aber diese wird sie in eine Göttin zusammenfügen — und dein Tempel, ewige Wahrheit, der jetzt halb unter der Erde steht, ausgehöhlt von den Gräbegräbnissen deiner Märtyrer, wird sich endlich über die Erde heben, und eifern mit jedem Pfeiler in einem theuren Grabe stehen.

Es gab Jahrhunderte, wo die Menschheit mit verbundenen Augen geführt wurde — von einem Gesängniß in's andere; es gab Jahrhunderte, wo Gewissen für die ganze Nacht vollteten und umstürzten, und am Morgen war nichts verrückt; es kann keine andern Jahrhunderte geben, als solche, wo Individuen sterben, wo Völker steigen, wo Völker zerfallen, wenn das Menschengeschlecht steigt, wo dieses sinkt, stürzt, endigt mit der verfliehenden Kugel — — — was tröstet uns? —

Ein verschleiertes Auge hinter der Zeit, ein unendliches Herz jenseits der Welt. Es gibt eine höhere Ordnung der Dinge, als wir erweisen können — es gibt eine Vorsehung in der Weltgeschichte und in eines Jeden Leben, die die Vernunft aus Künstelei läugnet, und die das Herz aus Künstelei glaubt — es muß eine Vorsehung geben, die nach andern Regeln, als wir bisher zum Grunde legten, diese verwirrte Erde verknüpft, als Tochterland mit einer höhern Stadt Gottes — es muß einen Gott, eine Lust und eine Ewigkeit geben.

Im Menschen ist ein großer Wunsch, der nie erfüllt wird: er sucht seinen Gegenstand; aber Alles, was du ihm nennst, und alle Freuden sind es nicht; allein er kommt wieder, wenn du in einer Sommer- nachts nach Norden siehst, oder nach fernem Gebirgen,

oder wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder wenn du sehr glücklich bist; dieser ungeheure Wunsch hebt unsern Geist empor, aber mit Schmerzen; ach! wir werden hienieden liegend in die Höhe geworfen, gleich einem Willeptischen. Aber dieser Wunsch, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unsere Saiten und Lüne dem Menschengeiste. Der sehnsüchtige Geist weint dann härter, und kann sich nicht mehr fassen, und ruft im jammernden Gutgüthen zwischen die Lüne hinein: „Ja Alles, was ihr nennet, fehlt mir.“

Das Höchste und Edelste im Menschlichen verbirgt sich, und ist ohne Nutzen für die irdige Welt (wie die höchsten Berge keine Gewächse tragen), und aus der Kette schöner Gedanken können sich nur einige Glieder als Thaten ablösen.

In jedem edlen Herzen brennt ein ewiger Durst nach einem edlern, im schönen nach einem schönern, es will sein Ideal außer sich in körperlicher Gegenwart mit verstärktem oder angenommenem Leibe erblicken, um es leichter zu erstreben, weil der hohe Mensch nur an einem hohen reist, wie man Diamanten nur an Diamanten glänzend macht.

— — Der Dreiklang der Tugend, der Wahrheit und der Schönheit, der aus einer Sphärenmusik genommen ist, ruft uns aus dieser dumpfen Erde heraus, und ruft uns die Nähe einer melodischen Zu-Bozu und woher wurden diese außerweltlichen Anlagen und Wünsche in uns gelegt, die bloß wie verschluckte Diamanten unsere irdige Hülle langsam zerschneiden? Warum wurde auf den schmutzigen Erdenkloß ein Geschöpf mit unnützen Lichtflügeln geklebt, wenn es in die Geburtschelle zurückfaulen sollte, ohne sich je mit den ätherischen Flügeln loszuwinden?

Die Unförmlichkeit zwischen unserem Wunsche und unserem Verhältniß, zwischen dem Herzen und der Erde, bleibt ein Räthsel, wenn wir dauern, und wäre eine Blasphemie, wenn wir schwänden. Ach wie könnte die schöne Seele glücklich sein? Fremdlinge, die auf Bergen geboren sind, zehret in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh aus: — wir gehören für einen höhern Ort, und darum zernagt uns ein ewiges Sehnen, und jede Musik ist unser Schweizerklubreizen. — Am Morgen des Lebens sehen wir die Freuden, die den bangen Wunsch der Brust erhören, von uns entfernt, aus späten Jahren herüberschwimmen; haben wir diese erreicht, so wenden wir uns auf der täuschenden Stätte um, und sehen hinter uns das Glück in der hoffenden, kräftigen Jugend blühen, und genießen nun statt der Hoffnungen die Erinnerungen der Hoffnungen. So gleicht die Freude auch darin dem

Regenbogen, der am Morgen vor und über dem Abend schimmert, und am Abend sich über dem Osten wölbt. Unser Auge reicht so weit als das Licht; aber unser Arm ist kurz, und erreicht nur die Frucht des Bodens — und daraus folgt: nicht, daß wir unglücklich sind, sondern unsterblich, und daß die zweite Welt in uns eine zweite fordert und zeigt. Ach was könnte man über dieses zweite Leben, dessen Anfang schon so klar im jetzigen ist, und das uns so sonderbar verdoppelt, nicht sagen! Warum ist die Tugend so erhaben, um uns selber, und was noch mehr ist, Andere sinnlich glücklich zu machen? Warum nimmt mit einer höhern Reinheit des Charakters das Unvermögen zu, der Erde, wie man sich ausdrückt, Nutzen zu schaffen? — Wie es, nach Herschel, Sonnen gibt, denen Erden fehlen, warum wird unsere Brust von dem langsamen Kiebsfeuer einer unendlichen Liebe für einen unendlichen Gegenstand ausgetrocknet, ausgehöhlt und endlich gebrochen, und nur von der Hoffnung gelindert, daß diese Brustkrankheit, wie eine physische, einmal die Hüllstücke des Todes überdecken und heben?

Wenn alle Wälder dieser Erde Lustbaine wären, alle Thäler Kampanerthäler, alle Inseln selige, alle Felder elysische, und alle Augen heiter: ja dann — nein, auch dann hätte der Unendliche unserm Geist durch diese Seligkeit den Gid der Dauer gethan; aber jetzt: da so viele Häuser Trauerhäuser, so viele Felder Schlachtfelder, so viele Wangen bleich sind, da

mir vor so vielen welken, rothen, zerrissenen und geschlossenen Augen vorübergehen, o könnte jetzt die Gruft, dieser rettende Hafen, bloß der letzte einschlingende Strudel sein? — und wenn endlich nach tausend, tausend Jahren unsere Erde an der nährenden Sonnengluth ausgeitorben, und jeder lebendige Laut auf ihr begraben wäre; könnte da ein unsterblicher Geist auf die stille Kugel niederschauen, und den letzten Ceremonien- und Leichenwagen ziehen sehen, und sagen: „Drunten flieht der Kirchhof des armen Menschengeschlechtes in den Krater der Sonne; — auf dieser Brandstätte haben einmal viele Schatten und Träume und Wachsgeßalten geweint und geblutet; aber nun sind sie alle längst verschmolzen und ver-raucht. Fliehe hin in die Sonne, die auch dich auflöst, stumme Wüste mit deinen eingesogenen Thränen, und mit deinem vertrockneten Blute!“ — Nein, der gestochene Wurm darf sich emporkrümmen zum Schö-rfer, und sagen: Du haßt mich nicht zum Leiden schaf-fen dürfen! —

Lebenskufen.

An den Menschen sind vorn und hinten, wie an den Büchern, zwei leere, weiße Buchbinderblätter — Kindheit und Greisenalter.

Die ersten grünen Frühlingsmonate unseres Lebens liegen in einem so dunkel-zauberischen, tiefen Tempelthal, in das bloß ein blauer griechischer Himmel ohne eine Sonne hineinscheint, daß die kleine, irielende Seele in dieser glänzenden Gerreggies Nacht nur Engel, Silberarrern, Sterne auf der Erde, und vergrößerte, obwohl undeutliche Gestalten erblickt. Sogar der Inhalt der ersten Vecture nimmt daher etwas vom Tage unserer ersten Tage an.

Die Wärme eines Mannes wird von nichts leichter erkannt, als von der Wärme eines Jünglings.

O! es ist eine lächerliche und reine Zeit im frühen Jünglingsalter, wo ein Jüngling die alte französische Ritterchaft mit ihrer heiligen Echeu erneuert, und wo der Kühnheit gerade der Blödsinn ist, weil er seine Jungfrau, für ihn eine vom Himmel gestiegene, eine nach dem Himmel fliegende Gestalt, so ehret, wie einen großen Mann, dessen Nachbarschaft ihm der heilige Kreis einer höhern Welt ist, und dessen berührte Hand ihm eine heilige Gabe ist. Unselig, schuldvoll ist der Jüngling, der niemals vor der Schönheit blöde war.

„Als weint die Jugend, es weint das Alter; aber dort thauet der Morgen, hier nur der Abend.“ So wies der Jüngling die schönen Thränen junger Augen. Als aber der heiße Tag den Morgenthau und seine Blumen vergehrt hatte, und der Jüngling ein Greis geworden war, so sagte er: „Wohl liegt der Abendthau trübe und kalt, eine lange Nacht durch, aber dann kommt seine Sonne, und er schimmert wieder.“

Ein Flob findet leicht seinen Elephanten; ist man hingegen älter, so bewundert man am Ende keinen Hund mehr.

Man ist schon darum in der Kindheit glücklicher als im Alter, weil es in ihr leichter wird, einen großen Mann zu finden und zu wahren; ein geglaubter großer Mann ist doch der einzige Vorwurf des Himmels.

Das Leben wird, wie Träume gegen Morgen, immer klarer und geordneter, und rückt weiter auseinander, je länger es währt, und je näher sein Ende ist. Im Alter kann es wohl keine Täuschungen mehr geben, es müßten denn traurige sein.

Beiten. Völker.

Wer die leise, aber aufreibende Macht der Zeit, nämlich des Zeitgeistes im Kleinen sehen will, der schaue nach, wie er Wörtern und Namen Adel wechselnd gibt und nimmt, und bald mit einem vorigen Ehrennamen schimpft, bald mit einem vorigen Klesnamen lehrpreiset. Schon Horster bemerkte, daß sich politische Parteien keine Schimpfsnamen geben sollten, weil diese zuletzt den Werth von Ehrenzeichen gewinnen, wie in Holland und Frankreich. So sind die alten, sonst schuldlosen Wörter: Schelm, Schall, Schimf, Dirne, Pube, in Schmutz eingesunken; sogar der Titel Trügubue hat viel gegen sonst verloren, wo er einen Knaben oder Puben mit der Langesrige bedeutete. Manche andere Wörter: phantastisch, einfältig, Salbung, neigen sich wieder mehr zum Loben hin, und schwanken nur selten zum alten Tadel zurück.

In unserm Zeitalter stehen Abnahme des Stei-
cismus und Wachsthum des Gaoismus hart neben
einander; jener bedeckt seine Schätze und Reime mit
Eis, dieser ist selber Eis. So nehmen im Physischen
die Berge ab und die Wetscher zu.

Die Natur zeugt und gebiert stumm in jedem
Frühling ihre neuen Welten, und sie wird nur laut an
irgend einem jüngsten Tage, wo sie zertrümmert.

Umgekehrt gebären und ererben die Völker. Ihre
Geburten und Wiedergeburten geleitet ein Sturm.
Der Krieg und Mars ist häufig der Geburtsheifer
der Zeit; hingegen neben dem Fortleben und Ableben
der Völker steht der alte, stille Saturn, und verschluckt
sie leise. Sogar die religiösen Revolutionaire, die
wildesten aus allen, verwandeln aus Wehrwölfen sich
in Sünden ertragende Lämmer zurück, und die wahn-
sinnigen Wiedertäufer sind im unrubigen Holland die
rubigen Mennoniten.

Alles Schöne ist sanft; daher sind die schönsten
Völker die ruhigsten, daher verzerrt heftige Arbeit
arme Kinder und arme Völker.

Der Citracismus war bekanntlich bei den Griechen keine Strafe; nur Leute von großen Verdiensten errangen ihn, und sobald man diese Landesverweisung an schlechte Menschen verschwendete, ging sie völlig ein. Vellagen muß es ein Reichsbürger, daß wir, da wir eine ähnliche öffentliche Erziehungsanstalt, nämlich die Landesverweisung, haben, diese oft an die allereldesten Schelme verschleudern, und daher — in der Absicht, einen Kreis, ein Land zum Sydnarf und zum Absenderungsgefäß des andern zu machen, — Gallunfen aus dem Lande jagen, die kaum werth sind, daß sie darin leben.

Der Dritte, der Gallier und der Italiener sind Menschen, — die Deutschen sind Bürger, — diese verdienen das Leben, jene genießen es, und die Volsländer sind eine wohlfeilere Ausgabe der Deutschen auf bloßem Druckpapier ohne Kupfer.

Unsterblichkeit. Gott.

Der Geist erwacht, und wird erwachen, wenn das Sinnenlicht auslicht, wie Schlafende erwachen, wenn das Nachtlcht ausgelöscht.

In der Nacht tritt die zweite Welt, in Gestalt der gestirnten Unermesslichkeit, näher an das einsame Herz, und zeigt ihm in dem Tag der fremden Welten den künftigen, ewigen seiner Welt; von der kleinen Erde fallen alle Reize ab, aber die Edelsteine unseres Wesens werfen dann, wie Lichtmagnete, in der Finsterniß einen vergrößerten Glanz. — wir gleichen der Wunderblume, die in der alten Welt nur Nachts ihre Blüten ausstribt, weil es dann in der neuen tagt, die ihre Heimath ist. So wenig braucht unser Herz um sich, und es ist dann am größten, wenn es am einsamsten ist.

Die andere Welt ist keine gleich geschnittene Allee und Orangerie, sondern die Baumschule unserer künftigen Samenschule.

„Wir haben die Augen mit dem Zehrohr gegen den Himmel gewaffnet, aber es ist finster und leer, und ihre Einsamkeit ist die Unermeßlichkeit“. — Ihr Verkehrten! wie Recht habt ihr? Ihr haltet ja das Zehrohr verkehrt hinauf.

Höheren Wesen erscheinen wir vielleicht höher, als uns selber, und sie legen erst unsere Instinkte, wie wir die thierischen, aus. Vielleicht ist der Mensch ein Laubstummer, der eine Sprache erlernt und spricht, die er selber nicht vernimmt, sondern nur ein anderes Wesen.

Viele Blumen thun sich der Sonne auf, doch nur eine folgt ihr immerfort. Verg! sei die Sonnenblume, nicht bloß offen sei dem Gott, sondern gehorche ihm auch.

Wir knien hier auf dieser kleinen Erde vor der Unendlichkeit, vor der unermeßlichen über uns schwebenden Welt, vor dem leuchtenden Umkreis des Hau-

mes — Erhebe deinen Geist und denke, was ich sehe! Du hörst den Sturmwind, der die Wellen um die Erde treibt, aber du hörst den Sturmwind nicht, der die Erden um die Sonnen treibt, und den größten nicht, der hinter den Sonnen weht, und sie um ein verhülltes Universum führt, das mit Sonnenflamme im Abgrunde liegt. — Tritt von der Erde in den leeren Aether, hier schwebe und siehe, wie sie zu einem fliehenden Gebirge einschwinden, und mit andern Sonnenstäubchen um die Sonne spielen: ziehende Planeten, denen Monde nachflattern, stürzen vorüber, und steigen hinauf und hinab vor dem Sonnenschein. — Dann schau umher im runden, blühenden, hohen, aus krystallisirten Sonnen erbauten Gewölbe, durch dessen Rizen die unermessliche Nacht schaut, in der das funkelnde Gewölbe hängt. Du fliegst Jahrtausende, aber du trittst nicht auf die letzte Sonne und in die große Nacht hinaus. Du schließt das Auge zu, und wirfst dich mit einem Gedanken über den Abgrund und über die ganze Sichtbarkeit, und wenn du es wieder öffnest, so umkreisen dich wie Seelen, Gedanken, neue hinauf und hinabstürzende Ströme, aus Welten von Sonnen, aus dunklen Trossen von Erden, und das Feuerad einer neuen Milchstraße wälzt sich um im Strome der Zeit. — — — Zwischen den wandelnden Feuerbergen, zwischen den von einem Abgrund in den andern geschleuderten Milchstraßen, da flattert ein Blütenstäubchen, aus sechs Jahrtausenden und dem Menschenges-

schlechte gemacht. — Wer erblickt und wer versorgt das flatternde Stäubchen, das aus allen unsern Herzen besteht? —

Wenn jeder Augenblick einen Menschen und eine Welt zerlegt, wenn die Zeit über Kometen geht, und sie austritt wie Funken, und die verkohlten Sonnen zerreißt, wenn die Milchstraßen nur wie zurückfahrende Blitze aus dem großen Dunkel dringen, wenn eine Weltenreihe und die andere in den Abgrund hinunter gezogen wird, wenn das ewige Grab nie voll, und der ewige Sternenhimmel nie leer wird, wer erblickt und erhält denn uns kleine Menschen aus Staub? Da wo die Ewigkeit ist, da wo die Unermesslichkeit ist, und wo die Nacht anfängt, da breitet ein unendlicher Geist seine Arme aus, und legt sie um das große fallende Weltall, und trägt es, und wärmt es.

Ich und Du, und alle Menschen, und alle Engel und alle Wärmichen ruhen an seiner Brust und das brausende und schlagende Welten- und Sonnenmeer, ist ein einziges Kind in seinen Armen. Er steht durch das Meer hindurch, worin Korallenbäume voll Erden schwanken, und steht an der kleinsten Koralle das Wärmichen kleben, das ich bin, und er gibt dem Wärmichen den nächsten Tropfen, und ein seliges Herz und eine Zukunft und ein Auge bis zu ihm hinauf — ja o Gott bis zu Dir hinauf — bis an dein Herz.

Inhalt.

	Seite
Biographie	3
Dem Vater	9
Schmerz	10
Lebensmaximen	16
Gesellschaft (Meder. Conversation)	23
Weiblichkeit (Frauen, Mädchen)	33
Liebe	39
Freundschaft	57
Freude	60
Schmerz	62
Leidenenschaften	69
Selbstkenntniß, Jugend	74
Größe	78
Heisheit	81
Erziehung	86
Literatur, Poesie	89
Musik	98
Natur	100
Menschenleben	105
Menschenbestimmung (Idee)	112
Lebens-Stufen	121
Zeiten, Völker	124
Unsterblichkeit, Gott	127

Druck von Carl Gerold & Sohn

Geist deutscher Klassiker.

Eine Blumenlese
ihrer geistreichsten und gemüthlichsten
Gedanken, Maximen und Aussprüche.

Herausgegeben
von
Ersz Freiherrn von Fenchtersleben.

Dritter Theil.
H e r d e r.

Wien und Leipzig.
Fartleben's Verlag & Creditton.
1851.





Serber.



Joh. Gottfried v. Herder.

Gebohren 1744, gestorben 1803.

Wie denkwürdig wird in der Geschichte der Literatur jene Epoche sein, während welcher in einem kleinen deutschen Ländchen, bei mäßigen Mitteln, die schöne, thätige Humanität eines Fürstenbauses — in Weimar-Atten das goldene Zeitalter der deutschen Dichtkunst erschuf. Schon hat der Lauf der Decennien es uns ferner gerührt; schon blicken wir nicht ohne Beimischung von elegischer Zehnsucht auf den Tempel unsres Ruhmes zurück, auf dessen Portale die Namen: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, glänzen, — und es gewährt uns ein Vergnügen, das selbst Poesie ist, uns die Zustände ihres menschlichen Daseins und Wirkens zu vergegenwärtigen.

Herder, der Morgenstern in diesem Morgensterne, der vorerbetliche Denker, der unversesselte Geist den Deutschland je besaß, und dabei der eigentlich Deutsche unter den Schriftstellern, — war der Sohn eines Mädchen-Schullehrers in Morungen, einem ostpreussischen Städtchen. Seine großen Maben, seine hohe Richtung entwickelten sich, ohne äußere Hülfe, aus sich selbst. Bibel und Gesangbuch war Alles, was ihm das väterliche Haus an Bildungsmitteln bot. Ein Prediger, der ihn als Schreiber aufnahm, ent-

deckte die höhern Anlagen, die er nach Kräften fördern half. Der Jüngling litt an einem Augenübel, das ihm die Bekanntschaft eines russischen Chirurgen verschaffte, der, von seinem edlen Wesen eingenommen, ihn mit nach Königsberg nahm, um ihn hier unentgeltlich die Chirurgie lehren zu lassen. Herder ward bei der ersten Section ohnmächtig, und — entschloß sich, Theorie zu studiren. Hier ging es mit Riesenschritten vorwärts; Kant ließ ihn unentgeltlich alle seine Collegien hören, — die Prachtblüthe seines Geistes entfaltete sich, und ward, erst von Wenigen, dann von immer Mehrern, erkannt, beschaut, bewundert. Er erhielt ein Predigtamt in Riga; seine Hörer hingen enthusiastisch an ihm. Anträge von mehreren Seiten kamen ihm entgegen; er nahm die Stelle eines Begleiters des Prinzen von Holstein auf einer Reise durch Frankreich und Italien an, denn seinem Geiste war es Bedürfniß, sich von den Abnungen des Gemüthes und der Traumwelt, der Bücher dem großen Schauspiele des Lebens selbst zuzuwenden. In Straßburg ward sein Auge geerirt. Dort lernte ihn Goethe kennen. Der Heldennuth, mit welchem Herder, der eben Bräutigam war, sich der schmerzlichen Operation unterzog, imponirte, — sein großartiges Wesen zog an und stieß ab zu gleicher Zeit, und so wirkte Herder höchst anregend auf seine Umgebung, und auf Goethe zumeist. Dieser verschaffte ihm den Platz eines Hofpredigers und Generalsuperintendenten in Weimar. —

und hiemit war die äußere Lebensbahn des großen Genius begonnen und geschlossen. Die zahlreiche Reibefolge seiner Werke leuchte das Auge der Zeitgenossen auf alle Regionen menschlichen Wissens und Könnens, und hinterläßt der Nachwelt noch manche Reime zur Entfaltung und Reife. Durch seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ hat er tief in seine Zeit gewirkt, und Humanität, die Sonne seines Lebens, gleißt ihre Strahlen aus seinen Seherworten über alle kommenden Geschlechter aus. So wirkte er, bis ihn am 18. December seines 59. Lebensjahres der Genius eines höhern Wirkens abrief. Er entschlief sanft, nachdem er auf dem Todtenbette gesagt hatte, — „er wünsche die Gedanken niederschreiben zu können, die ihm jetzt erst aufgingen.“

Ich weiß seinen literarischen Charakter nicht würdiger zu bezeichnen, als durch die treffliche Schilderung seines Freundes Jean Paul: „Herder war gleichsam nach dem Leben griechisch gedichtet. Die Poesie war nicht etwa ein Horizent-Anhang am Leben, wie man erst bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenkumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelssorte. Daher kam seine griechische Achtung für alle Lebensstufen, seine zurechtlegende epische Weise in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos alle Zeiten, Völkern, Nationen, Völker, Völker mit der großen

Gond eines Gottes unparteiisch vor das säcularische Auge (das Jahre nur am Jahrhundert misst) und also auf die weiteste Bühne führt. Dabei kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Ueberschlagen der Wage auf die eine oder die andere Seite; manche Sturm- und Holtergedichte *) konnten seine geistige Marter bis zur körperlichen treiben. Er wollte die Erfter der Dichtkunst nur so schön und unverfehrt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffene Menschen verläßt. Darum zog er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Umgründung z. B. um die Nüchternheit, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Gränze der Schönheit. Nur Menschen von flachen Empfindungen schwelgen in ihnen, die von tiefer fliehen ihre Allmacht und haben darum den Schein der Kälte. Eine große, dichterische Seele wird leichter alles auf der Erde als glücklich; denn der Mensch hat etwas von der Lavatere, welche Jahre lang dem Winter trogt, aber zart wird und vergeht, sobald sie Blumen trägt. Freilich ist der Dichter ein ewiger Jüngling und der Morgenstau liegt durch seinen Lebensdag hindurch, aber ohne Sonne sind die Tropfen trübe und kalt. —

Wenige Weiser waren auf die große Weise gelehrt, wie Er. Die Meisten verfolgen nur das Ziel

*) Seine Zeichenworte konnten auch den Verlust von der jugendlichen Bewunderung der Kunst mit der Schönheit zurück

teuſte, Unbekannteſte einer Wiſſenſchaft; Er hingegen nahm nur die großen Ströme aller Wiſſenſchaften in ſein himmelsſpiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöſt ſeine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrſamkeit umſchlungen wie von einem aufſtreckenden Gyren. Er aber wie von einer Traubenrebe. — Ueberall das Gutgegengeſetzte organiſch dichtend ſich anzueignen, war ſein Charakter; und um das trockne Aernhaus eines Vamberts zog er eine jünge Fruchtſchülle. So verknüpfte Er die kühnſte Arbeit des Systems über Natur und Gott mit dem frommſten Glauben bis ſogar an Abnungen. So zeigt Er die griechiſche Humanität, der Er den Namen wieder gab, in der zärtlichſten Achtung aller rein menſchlichen Verhältniſſe und in einem lutheriſchen Kern gegen alle von Religionen oder Staat geheiligten Miſſe derſelben. So war Er ein Reizungswerk voll Blumen, eine nordiſche Wiebe deren Aelte Zinnpflanzen waren. Wie herrlich, unverſchulich entbrannte Er gegen jede kriechende Ruſt, gegen Schlaſſheit, Selbſtzwiſt, Unredlichkeit und veetiſche Schlamm-Weide, ſo wie gegen deutſche kritiſche Robeit und gegen jeden Repter in einer Lage; und wie beſchweret Er die Schlangen der Zeit! Aber wollteſt du Jüngling die ſüßeſte Stimme hören, ſo war es keine in der Liebe, es ſei gegen ein Kind, oder ein Gedicht, oder die Muſik, oder in der Zehnung gegen Schwache. Er glück ſeinem Freunde

Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein electrificirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligen-schein um das Haupt sanft dasteht, bis eine Verührung den Blitz aus ihm zieht. Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte (wiewohl Hamann weniger griechisch und beweglich und leichtblühend und organisch-zergliedert war), und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftsinsel nachgesunken; so wurde man aus seiner Schüs-sucht innen, daß er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richtete, als es äußerlich seine Tuldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald sokratische, bald horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen anstatt im Ganzen gewogen und er-wogen, und erst auf der Demantwaage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Aesel nicht kommen werden, womit die rohen Stylstiker die noch roberen Kantianer und rohe Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten *) wollten.

Der gute Geist gab viel und litt viel. Zwei Reden von ihm bleiben, obwohl andern unbedeutend.

*) Aus durchdringenden Axiomen werden in vonden Stellen ge-schlossen. —

mir immer zur Betrachtung; die eine, daß er einst an einem Sonntage mit wehmüthigem Schmerz über die kalte kalte Zeit unter dem wie aus den alten Jahrhunderten herüber fließenden Löhnen des nahen Kirchengeläutes sagte: Er wünsche, er wäre im Mittelalter geboren worden — du mißverstehst gewiß dieses Wort am wenigsten; — die zweite ganz andere Rede war, daß er sich eine Geistererscheinung wünschte und daß Er gar nichts von dem gewöhnlichen Geister-Schauer dabei empfände und abnete. O die reine geisterverwandte Seele. Ihr war dieß möglich, so dichterisch sie auch war und so sehr gerade eine solche am meisten erschauert vor den langen stillen Schleiern, die hinter dem Tode wohnen und geben; — denn sie war selber der Erde eine Geistererscheinung, und vergaß n: ihr Reich, ihr Leben war die glänzende Ausnahme vom zuweilen bestreuten genialen; sie ersorte wie die alten Priester, auch am Rufenaltare nur weiß gekleidet.

Ich sage dir Jüngling, er kommt mir jezo — so sehr auch sonst der Tod die Menschen in eine beiläufige Verklärung hineinbebt, in seiner Ferne und Höhe nicht glänzender vor als sonst hier unten neben mir; ich denke mir ihn dräben hinter den Sternen, gerade an seinem rechten Orte und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen.

Nun so feiere nur recht dräben dein Winterfest. Du Heiner, du Geistesfreund; dein schwerer Aehren-

Franz erblähe dir auf deinem Haupte zur lebsten
 Blumenkrone, du Sonnenblume, endlich auf deine
 Sonne versetzt.

In seinem Nachtliede sagt er zu seinem schlaf-
 senden Körper:

Schlumm're wohl indeß, du träge Bürde
 Meines Werdenganges. Ihren Mantel
 Deckt auf dich die Nacht und ihre Vampyr
 Brennen über dir im heiligen Zelte.

Zieh hinauf, Jüngling, an dieser Sternennacht,
 jezo steht sie anders, Kälter über seiner Hülle, die
 Todesnacht hat die große Plume geschlossen. Vergiß,
 mein Menich! Ach, wer ihn nur gelesen, hat ihn
 kaum verloren; aber wer ihn gekannt und geliebt den
 kann nicht seine Unsterblichkeit mehr trösten, sondern
 nur die menschliche. Wäh' es keine; in alles tiefsige
 Leben nur eine Abenddämmerung vor der Nacht, keine
 Morgendämmerung; wird der hebe Geist auch dem
 Körper nachgesenkt an Zergitricke in die Gruft; o
 so weiß ich es nicht, warum wir es nicht am Grabe
 großer Menichen so wie die wilden und alten Völker
 machen, bleib aus Verzweiflung, wie diese aus Hoff-
 nung, daß wir uns ihnen, wie sie sich ihren Ärften,
 geradezu in die Gruft nachwerfen, damit man nur
 auf einmal das unnütze, gewaltsame Herz erstickt,
 das durchaus für etwas Göttliches, Ewiges schlagen
 will. —

Natur.

Eben Pyrocrates nannte die menschliche Natur einen lebendigen Kreis, und das ist sie. Ein Wagen Gottes, Auge um und um voll Bindes und lebendiger Räder. Man muß sich also vor nichts so sehr, als vor dem einseitigen Zertrüßeln und Zerlegen hüten. Wasser allein thut nichts und die liebe kalte irruculirende Vernunft wird dir deinen Willen eher lähmen, als dir Willen, Triebfedern, Gefühl geben. Wo sollte es in deine Vernunft kommen, wenn nicht durch Empfindung? Würde der Kopf denken, wenn dein Herz nicht schlägt? Aber Gegentheils, willst du auf jedes Pochen und Wallen deines Herzens, auf jeden Nachhall einer gereizten Ader als auf die Stimme Gottes merken — und ihr blindlings folgen: wo kannst du hingerathen? Da alsdann dein Verstand zu spät kommt. Kurz folge der Natur! sei kein Pöbel ohne Kopf und keine Steinbüste ohne Herz; laß den Zittern deines Lebens frisch in deiner Brust schlagen, aber auch zum feinen Mark deines Verstandes hinaufgelautert, und da Lebensgeist werden.

Wenn wir der Natur einen Zweck auf der Erde geben wollen, so kann solcher Nichts sein als eine Entwicklung ihrer Kräfte in allen Gestalten, Gattungen und Arten. Diese Evolutionen gehen langsam, oft unbemerkt fort, und meistens erscheinen sie periodisch. Auf die Nacht des Schlafes folgt der Morgen des Erwachens; unter dem Schatten Jener hatte die Natur Kräfte gesammelt, Diesem, dem Morgen, munter zu begegnen. In den Lebensaltern der Menschen dauert die Kindheit lange; langsam wächst Körper und Geist, bis mit zusammengekommenen Kräften die Blume der Jugend hervorbricht und die Frucht späterer Jahre allmählig reiset. Sehr unrecht hat man diese Perioden der Entwicklung Revolutionen genannt; hier revolvirt sich nichts aber entwickelt (evolvirt) werden die Kräfte. Immer kommen verdorrtere, tiefer liegende zum Vorschein, die ohne manche vorhergehende nicht thätig werden konnten.

Deßwegen machte die Natur Perioden; sie ließ dem Geschöpfe Zeit, von einer überstandenen Anstrengung sich zu erholen, um eine andere noch schwerere tüchtig anzufangen und zu vollenden; denn ohne Zweifel sind, wenn das Gewächs die Blume hervorreibt, oder sich in ihr die Frucht bildet, innigere, feinere Kräfte regsam, als da der Saft in den Stängel trat, und sich die untersten Blätter an ihm erzeugten. Nicht eher verläßt die Natur, dem ordentlichen Laufe nach ihr Geschöpf, als bis alle irdischen

Kräfte desselben in Anwendung gebracht, das Innere gleichsam herausgekehrt, und die Entwicklung, der bei jedem Schritte eine gütige Hygiene beiträgt, so vollendet ist, als sie unter gegebenen Umständen vollendet werden konnte. —

Der Mensch ist zwar das erste, aber nicht das einzige Geschöpf der Erde; er beherrscht die Welt, ist aber nicht das Universum. Also stehen ihm oft die Elemente der Natur entgegen, daher er mit ihnen kämpfet. Das Feuer zerstört seine Werke, Ueberschwemmungen bedecken sein Land; Stürme zertrümmern seine Schiffe, Krankheiten morden sein Geschlecht. All dies ist ihm in den Weg gelegt, damit er's überwinde. — Er hat dazu die Waffen in sich. Seine Klugheit hat Thiere bezwungen, und gebraucht sie zu seiner Absicht; seine Vorsicht setzt dem Feuer Gränzen, und zwingt den Sturm ihm zu dienen. Den Fluthen setzt er Wälle entgegen, und geht auf ihren Wogen daher; den Krankheiten und dem verheerenden Tode selbst sucht und weiß er zu steuern.

Zu seinen besten Gütern ist der Mensch durch Unfälle gelangt, und tausend Entdeckungen wären ihm verborgen geblieben, hätte sie die Noth nicht erlunden, sie ist das Gewicht an der Uhr, das alle Räder derselben treibt.

Ein gleiches ist's mit den Stürmen in unserer Brust, den Leidenschaften der Menschen. — Alle Laster und Fehler unseres Geschlechts müssen dem Ganzen endlich zum Beßen gereichen. Alles Blend, das aus Leidenschaften, Vorurtheilen, Trägheit und Unwissenheit entvirngt, kann den Menschen seine Züßäre nur mehr lehren. Alle Ausschweifungen rechts und links stoßen ihn am Ende auf seinen Mittelpunkt zurück.

Die Natur scheint bei der unendlichen Varietät, die sie liebt, alle Lebendigen unserer Erde nach einem Haupt-Plasma der Organisation gebildet zu haben. . . Ein Weichhörf erklärt das Andere. . . Der Mensch ist die ausgearbeitete Form in der sich die Züge aller Gattungen sammeln. . . Die Äßer, den Muskel, den Nerv bewegt eine Kraft. Es mögen viel Medien in der Natur sein, von denen wir nichts wissen, weil wir kein Organ dazu haben. . . Jedes Weichhörf hat seine Welt.

Wer ein Maß von Wichtigkeit, wer ein Weltall in der Zerk trägt, dem wird unmöglich jedes Nümmel- und Staubkörn ewige Welt der Beschäftigung sein können.

Liebe die ganze Natur, betrachte die große Analogie der Schöpfung: Alles fühlt sich und seinesgleichen. Leben wasset zu Leben. Jede Saite bebt ihrem Ton; jede Faser verwebt sich mit ihrer Gespielin. Thier fühlt mit Thier, warum sollte nicht Mensch mit Menschen fühlen? Nur er ist Bild Gottes, ein Auszug und Verwalter der Schöpfung: also schlafen in ihm tausend Kräfte, Reize und Gefühle; es muß also in ihnen Ordnung herrschen; daß alle aufwachen und angewandt werden können, daß ein Sensorium seines Gottes in allem Lebenden der Schöpfung, nach dem Maße es ihm verwandt ist, werde. — Dieß edle allgemeine Gefühl wird also eben durch das was es ist, Erkenntniß, die edelste Kenntniß Gottes und seiner Nebengeschöpfe durch Wirksamkeit und Liebe. Selbstgefühl soll nur die *Condicio sine qua non*, der Klumpen bleiben, der uns auf der Stelle festhält, nicht Zweck, sondern Mittel. Aber nothwendiges Mittel, denn es ist und bleibt wahr, daß wir unsern Nächsten nur wie uns selbst lieben. Sind wir uns untreu, wie werden wir Andern treu sein? Im Grad der Liebe unseres Selbstgefühls liegt auch der Grad des Mitgefühls mit Andern; denn nur uns selbst können wir in Andere gleichsam hineinfühlen.

Die Materie ist eine ewige Lüge, d. h. ein Phänomen von lauter Kräften, geistigen wirklichen Kräften, die in ihrer Existenz begierig gebündelt sind, und durch positive Kräfte und Bahnen, deren Ursachen außer ihnen liegen, bestimmt werden. Wer weiß, was die Kraft der Schwere, der Union Eins ist? von welchem Grade geistiger Kraft sie für uns das Phänomen sei? Wir sehen indeß immer, daß sie nach Stolz d. i. ewig fortgesetztem Streben und Drücken ihrer Kraft in gerader Linie wirke, und daß der Schöpfer ihr nur nach positiven Regeln eines höhern Plans, eines Ganges, von dem sie nichts weiß, gewisse äußere Mittelpunkte des Anziehens gesetzt habe, die die Kraft ihres Stolzes, jener geradfortlaufenden Bewegung schwächen, und eben damit einen Sonnenplan voll höherer Weisheit und Güte, Körpern und Substanzen voll tieferen Lebens und Genusses bilden müssen. Die Contrarität des Menschen scheint mir also in dem ganzen Weltbau verbreitet überall zwei Kräfte, die sich einander entgegensetzt doch zusammen wirken müssen, und wo nur aus der Combination und gemäßigten Wirkung beider das höhere Resultat einer weisen Güte, Ordnung, Bildung, Organisation, Leben wird. Alles Leben entspringt auf solche Weise aus Tod, aus dem Tode niedriger Leben, alle Organisation aus Zerstörung und Verwandlung geringerer Kräfte, alles Ganze der Ordnung und des Plans aus Licht und Schatten, aus divergenten, sich ein-

ander entgegengesetzten Kräften, wo das höhere positive Gesetz, das beide einschränkt und aufhebt, eben allein νόμος, Welt, Plan, Ganzes, höheres Wehl, gemeinschaftliche Glückseligkeit beginnt und ausstimmt. Mathematik, Physik, Chemie, Physiologie lebender Wesen sind, dünkt mich, hier überall Zeugen.

Siehe das ganze Weltall von Himmel zu Erde — was ist Mittel? was ist Zweck? nicht alles Mittel zu Millionen Zwecken? nicht alles Zweck von Millionen Mitteln? Tausendfach die Kette der allmächtigen allweisen Güte, in und durch einander geschlungen; aber jedes Glied in der Kette an seinem Orte Glied — hängt an der Kette, und hebet nicht, wo endlich die Kette bange. Jedes fühlt sich im Wabne als Mittelpunkt, fühlt alles im Wabne um sich nur so fern, als es Strahlen auf diesen Punkt, oder Wellen gerührt, schöner Wahn! Die große Kreislinie aber aller dieser Wellen, Strahlen und scheinbaren Mittelpunkte — wo? wer? wozu?

Abgrund, worin ich von allen Seiten verloren stehe! sehe ein großes Werk ohne Namen, und überall voll Namen! voll Stimmen und Kräfte! Ich fühle mich nicht an dem Orte, wo die Harmonie aller dieser Stimmen in ein Ohr tönt, aber was ich hier herbei.

an meinem Orte von verkürztem, verwirrenden Schalle höre, so viel weiß und höre ich gewiß, hat auch etwas harmonisches! tönt auch zu Lobgesang im Ohre dessen, für den Raum und Zeit nichts sind. — Menschenohr, weiset wenige Augenblicke, hört auch nur wenige Töne; oft nur ein verdrießliches Stimmen von Missethäu; denn es kam dieses Ohr eben zur Zeit des Stimmens und traf unglücklich Weise vielleicht in den Wirbelwind eines Winkels. Der aufgeklärte Mensch der späteren Zeit, Althörer nicht bloß will er sein, sondern selbst der letzte Summenton aller Töne, Siregel der Allvergangenheit, und Repräsentant des Zweckes der Composition in allen Scenen! — Das altkluge Kind lächelt; ei wenn es vielleicht gar nur Nachhall des letzten übrig gebliebenen Sterbelautes wäre, oder ein Theil des Stimmens.

Protagoras schon nannte den Menschen das Maß des Universums; außer uns haben wir kein anderes uns denkbar. Mit diesem Maße sind wir aber auch reich versehen; das Universum stimmt zu uns, wir stimmen zum Universum. Und was wir in ihm zu empfinden, zu thun, zu leiden haben, ist von der Natur mittheil unsrer Natur, wo diese recht angewandt wird, so bestimmt, daß wir fast nicht fehlen können, indem uns nur die Vernachlässigung des Zurechts, tantum? irt macht, und zu Überheiten oder Zell-

heiten verleitet. Eine genaue Bemerkung dessen, wie viel weißt du? wie viel kannst, darfst, mußt du wissen, haben und anwenden, um Dies zu thun, um Jenes zu sein oder zu erreichen? ist der alte Socratiche Unterricht, den nach Jahrhunderten Baco auf die gesammten Wissenschaften anwandte, den im Einzelnen und Stillen jeder bescheidene Liebhaber der Natur befolgte, dem aber desto lauter der ganze Schwarm tönender Worthelden, überwauuter Euthuflasten und Bilderkrämer, endlich sämtlicher Transcendentalisten in Abstractionen, Wünschen und Leidenschaften entgegentrat. Werin kann menschliche Bildung bestehen? worauf muß sie nothwendig zurückkommen? Auf Maß. Auf ihm beruhen alle Gesetze der Natur, so wie alle unsre Klaren und richtigen Begriffe, unsre Gemythungen des Schönen und Edlen, die Anwendung unsrer Kräfte zum Guten, unsre Seligkeit, unser Genuß; Maß allein zieht und erzieht uns; Maß macht, erhält und bildet die Züchfung.

Menschenbestimmung.

Vom Anfange des Lebens an, scheint unsere Seele nur Ein Werk zu haben: inwendige Gestalt, Form der Humanität zu gewinnen, und sich in ihr, wie der Körper in der seinen, gesund und froh zu fühlen. Auf dieß Werk arbeitet sie so unablässig und mit solcher Synergie aller Kräfte, als der Körper, der wenn ein Theil leidet zur Heilung wirkt. . . Wenn einst die Semiotik der Seele studirt werden wird, wie die Semiotik des Körpers, wird man in allen ihren Krankheiten ihre geistige Natur erkennen. . . Ja, wer von diesem inneren Leben seines Selbst überzeugt ist, dem werden alle äußeren Zustände, in welche sich der Leib, wie die Materie unablässig verwandelt mit der Zeit nur Uebergänge, die sein Wesen nicht angehen; er schreitet aus dieser Welt so unvermerkt in jene, wie er aus Nacht in Tag, und aus einem Lebensalter ins andere schreitet.

Was ich auch sei! Auf von Himmel zu Erde, daß wie Alles so auch ich an meiner Stelle etwas bedeute. Mit Kräften aufgewart zum Ganzen, und ja nur mit Gefühl der Glückseligkeit auch nach Maß dieser Kräfte! Wer meiner Brüder hatte Vorrecht, ehe er war! und wenn es Zweck und Zusammenstim-
mung des Hausrathes forderten, daß er Gold- und ich Erdegefäß wurde — ich nun eben Erdegefäß, auch in Zweck, Klang, Dauer, Gefühl und Lüchtigkeit, kann ich mit dem Werkmeister streiten? Ich bin nicht übergegangen, niemand vorgezogen; Zählbarkeit, Thätigkeit und Lüchtigkeit des Menschengeschlechtes sind vertheilt. Hier reißt der Strom ab, dort setzt er an. Dem viel gegeben ist, der hat auch viel zu leisten. Wer mit viel Sinnen erquickt wird, hat mit viel Sinnen zu streben. — Ich glaube nicht, daß ein Gedanke, mit dem was er sagt und verschweigt, was er in Aussicht gibt, und worüber er Himmelsdecke ziehet, größere Einsicht gebe, als dieser, im Lichte der ganzen Geschichte! —

Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendliebe — sie machen meistens den Anlauf unsrer Bestimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und eine reifere Vernunft nur den Einschlag geben.

Oben die Gingeschränktheit meines Grdrunktes, die Blendung meines Blickes, das Heblschlagen meiner Zwecke, das Räthsel meiner Neigungen und Begierden, das Unterliegen meiner Kräfte nur auf das Ganze eines Tages, eines Jahres, einer Nation, eines Jahrhunderts — eben das ist mir Bürge, daß ich nichts, das Ganze aber Alles sei! Was für ein Werk, zu dem so viele Schattengruppen von Nationen und Zeiten, Geleffenfiguren fast ohne Gesichtspunkt und Anücht! so viele blinde Werkzeuge gehören, die alle im Wahne des Freien handeln, und doch nicht wissen was? oder wozu? Die nichts übersehen und doch so eifrig mithandeln, als wäre ihr Ameisenhaufe das Weltall — was für ein Werk dieses Ganze! Bei der kleinsten Spanne, die wir davon übersehen, so viel Ordnung und so viel Wirkung, Aneite und Anlage zur Auflösung — beides eben für die überschwängliche Herrlichkeit im Allgemeinen, Sicherheit und Gewährleistung. Glend klein müßte es sein, wenn ich Aneite es übersehen könnte! wie wenige Weisheit und Mannigfaltigkeit, wenn ein durch die Welt Tausmclnder, der so viel Mühe hat, nur Ainen Gedanken fest zu halten, nie eine Verwickelung fände? — In einer Spanne die nichts ist, und wo doch tausend Gedanken und Samenförner zugleich streben; in einem halben Zeitmaße der Tonkunst von zwei Schlägen, wo sich aber eben vielleicht die schwersten Töne zur süßesten Auflösung wickeln — wer bin ich, daß ich

urtheile, da ich eben nur den großen Saal quer durchgehe, und einen Seitenwinkel des großen verdeckten Gemäldes im dunkelsten Schimmer beäuge? Was Sokrates zu den Schriften eines Menschen sagte, der eingeengt wie er, mit ihm in einem Maße der Kräfte schrieb — was soll ich zu dem großen Buche Gottes sagen, das über Welten und Zeiten gehet! Von dem ich kaum eine Letter bin, kaum drei Lettern um mich sehe. — —

Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung, er steht aufrecht. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt an ihm; er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab — und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten: so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, selbst Gewicht zu sein auf der Wage.

Der Mensch überall auf der Erde ist der Herr und Diener der Natur, ihr liebtes Kind und vielleicht auch zugleich ihr aufs härteste gehaltener Sklave. Vortheile und Nachtheile, Krankheiten und Uebel, so wie neue Arten des Genusses, der Küsse, des Segens warten überall seiner, und nach dem die Würfel dieser Umstände und Beschaffenheiten fallen, nach dem wird er werden.

Der Widerspruch im Menschen, die Duplicität seines Wesens deutet auf seine Stellung als verbindendes Mitglied zweier Welten. Ein Müßiger abtut nicht, was in ihm liegt. Das Leben ist also ein Kampf und die Blume der reinen Menschheit eine schwer errungene Krone. . . Die allmächtige Güte hat Labial genug in ihren Schätzen, auch die Wunden, die nur der Tod lindern könnte, zu heilen! Da wohl der künftige Zustand aus dem jetzigen so hervorsproßt wie der unsre aus jenem niederer Organisationen, so ist ohne Zweifel das Geschäft derselben näher mit unserm jetzigen Dasein verknüpft, als wir denken. Der schöne, höhere Garten blüht nur durch die Pflanzgen, die hier keimten und unter rauher Hülle die ersten Sprößchen trieben. Ist nun wie wir gesehen, Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Theilnahme fast der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist, so muß diese schönste Blume des menschlichen Lebens nothwendig dort zu der erquickenden Gestalt, zu der umschattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unser Herz vergebens dürstet. Unsere Brüder der höheren Stufe lieben uns daher gewiß mehr und reiner, als wir sie suchen und lieben können; denn sie übersehen unsern Zustand, der Augenblick der Zeit ist ihnen vorüber, alle Disharmonie aufgelöst, und sie erziehen an uns vielleicht unsichtbar unseres Glücks Theilnehmer, ihres Geschäftes Brüder. Nur Ginen

Schritt weiter, und der gedrückte Geist athmet freier, das wunde Herz ist genesen; sie sehen den Schritt herannahen, und helfen dem Gleitenden mächtig hinüber. . . Ein wohlthätiger Schleier ist, der diese von jener Welt sondert, und nicht ohne Ursache ist so still um das Grab eines Todten. . . Der Mensch soll in seinen künftigen Zustand nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben (und handeln). . . So viel ist gewiß, daß in jeder seiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt. . . Du gelangtest auf der Erde zu der Organisation, in der du, ein Sohn des Himmels, über dich schauen lerntest. Segne ihr nach! und mit dem Gult der Arbeit gekrönt und mit dem Gult des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter, den Ruf deines Vaters erwartend. —

Berzweifle Niemand an der Wirkung seines Dasseins; je mehr Ordnung in demselben ist, je gleichförmiger in den Gesetzen der Natur er handelt, desto unschbarer ist seine Wirkung. *Wie wirkt wie Gott, in Gott*; er kann nicht anders, als ein Chaos um sich her ordnen, Finsterniß vertreiben, damit Licht werde; seiner schönen Gestalt verähnlicht er alles, was mit ihm ist, selbst mehr oder minder, was streitend ihm entgegen fährt, sobald er durch Güte und Wahrheit überwindet.

Je tieferer Fall, je höherer Aufschwung, wenn der Mensch die überwiegende Gegenkraft, die ihm aus Gottes Vatergnade ward, ergreift. Je tiefere Leidenschaft, je mehr Energie, desto mehr Saatkorn zur Ernte, wenn die Leidenschaft, durch freilich grüßern Kampf geläutert, und aus dem Teufel ein brennender Seraph ward. Niemand ist hier übergegangen, niemand versäumt, er hat nur auf die Glückseligkeit Anspruch, von der er inniges Gefühl hat: die übrige ist nicht für ihn, und wäre blos Lüge, wenn sie ihm würde. Keine Glückseligkeit ist ohne Tugend, keine Arne ohne Kampf möglich, so wenig Brot ohne Hunger schmeckt: nur also aus der überwundenen Divergenz beider Kräfte entspringt höhere Kraft, Zeligkeit, Christenthum, Gottes-Leben. Will ich mir die Menschheit hienieden als lauter Licht, Wahrheit, leidenschaftslose Güte u. dgl. denken, so ist's ein falsches Ideal; das Licht kann nur aus überwundenen Schatten, die Wahrheit aus besiegtm Verurtheil, die Leidenschaft für Gott und das Gute nur aus besiegtm und gebändigten Leidenschaften der Sinnlichkeit (die den Stoß dazu geben müssen) werden. Nur aus Schwachheit wird Kraft, nur im Gefühle der Armuth kann und wollte sich Gott offenbaren. Alle Reinigkeit der Engel, welche kein Mensch gesehen hat, zusammt der Immutabilität alles Fortschreitens in gerader Linie ist nicht Menschenles hienieden: es ist ein Abstract wie die Stärke der Stoiker und die Willen der Göt.

kurzer. Eben die Contrarität im Menschen ist das Siegel Gottes in unsrer Natur, der Raum der Erkenntniß, der Gutes und Böses in einen ewigen Raum des Lebens verwandelt.

Wenn der Mensch Verstellungskräfte hat, die nicht auf den Bau einer Hönigzelle und eines Spinnwebes bezirkt sind, und also auch den Kunstfähigkeiten der Thiere in diesem Kreise nachstehen, so bekennen sie eben damit weitere Ausücht. Er hat kein einziges Werk, bei dem er also auch unverbesserlich handle, aber er hat freien Raum, sich an vielem zu üben, mithin sich immer zu verbessern. Jeder Gedanke ist nicht ein unmittelbares Werk der Natur, aber eben damit kann es sein eigenes Werk werden.

Wenn also hiermit der Instinct weggelassen muß, der blos aus der Organisation der Sinne und der Bezirke der Vorstellungen folgte, und keine blinde Determination war; so bekennet eben hiermit der Mensch „mehrere Helle.“ Da er auf keinen Punkt blind fällt und blind liegen bleibt, so wird er freistehend, kann sich eine Erzähre der Bespiegelung suchen, kann sich in sich bespiegeln. Nicht mehr eine unsehbare Maschine in den Händen der Natur wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung.

Das Hauptgut wollen wir ja nicht vergessen, das uns die tiefere Betrachtung der Menschennatur für alle Zeiten erworben hat; es ist die Erkenntniß unsrer Kräfte und Anlagen, unsres Berufes und unserer Pflicht. Eben in dem, wodurch der Mensch von Thieren sich unterscheidet, liegt sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung. Er kann sich davon so wenig als von der Menschheit selbst lossagen. Dies ist das wahre *studium humanitatis*, in welchem uns Griechen und Römer vortrefflich vorgegangen sind. Schande, wenn wir ihnen nachbleiben wollten!

Der Mensch hat einen Willen; er ist des Gesetzes fähig; seine Vernunft ist ihm Gesetz. Ein heiliges unverbrüchliches Gesetz, dem er sich nie entziehen darf, dem er sich nie entziehen soll. Er ist nicht etwa nur ein mechanisches Glied der Naturkette, sondern der Geist der die Natur beherrscht, ist theilweise in ihm. Jener soll er folgen; die Dinge um ihn her, insonderheit seine eignen Handlungen soll er dem allgemeinen Principium der Welt gemäß anordnen. Hierin ist er keinem Zwange unterworfen, ja er ist keines Zwanges fähig. Er constituiret sich selbst; er constituit mit Andern, ihm gleich Gesinnten nach heiligen, unverbrüchlichen Gesetzen eine Gesellschaft. Nach solchen ist er Freund, Bürger, Gemann, Vater; Mitbürger endlich der großen Stadt Gottes auf Erden, die nur Ein Gesetz, Ein Dämon, der Geist einer allgemeinen Vernunft und Humanität beherrscht, ordnet, lenket.

Das Reich der geistigen Anlagen und ihrer Ausbildung ist die eigentliche Stadt Gottes auf der Erde, in welcher alle Menschen Bürger sind, nur nach sehr verschiedenen Classen und Stufen. Glücklich ist, wer zur Ausbreitung dieses Reichs der wahren inneren Menschenschöpfung beitragen kann; er beneidet keinem Gründer seine Wissenschaft und keinem König seine Krone.

Es liegt eine unnenkbare Kraft im Dasein eines Menschen, ich meine, wie sein handclndes Beispiel wirkt. Das innigste Nützte Gute in mir ist auf diese Weise mein worden, ohne Geräusch der Worte ging es in mich über.

Je enger der Kreis des Lebens und je bestimmter das Werk ist, in dem man Vollkommenheit sucht, desto eber wird diese erhalten.

Alles, was geschah, hatte seinen Grund; auch jede Verirrung des menschlichen Verstandes, jede falsche Anhänglichkeit des menschlichen Herzens. Naturbegebenheiten erklärt man; vor gefährlichen Naturbegebenheiten sucht man sich und Andere zu sichern; tadelnder Spott bewirkt keins von beiden.

Ein bescheidenes Gemüth wünscht wenig; es beschneidet der fernhin flatternden Phantasia die Flügel; die Wünsche aber, die es in seiner stillen Einsamkeit ausbrütet, sind um so gewisser erfreuliche Voten einer schönen Zukunft.

Stimme man nicht das alte Lied an: „Menschen sind Menschen! sie sind was sie waren, und werden bleiben was sie sind. Hat alle Moralphilosophie sie gebessert?“ — Denn diesem faulen trübsinnigen Wahn ſiehet mit nichts die Wahrheit zur Seite. Wenn wir auch nicht zum Ziele gelangten, müssen wir deshalb nicht in die Hembahn? Ja, wenn das Ziel der Vollkommenheit auch nicht zu erreichen wäre, und je näher wir ihm zu kommen ichienen, immer weiter von uns rückte, haben wir deshalb nicht Schritte gethan? haben wir uns nicht bewegt? Was wäre das Menschengeschlecht, wenn keine Vernunft, keine Moralphilosophie von ihm geübt wäre?

Humanität.

Humanität ist der Charakter unseres Geschlechts, er ist uns aber nur in Anlagen angeboren, und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unserer Tugenden, unser Werth sein; denn eine Angelitheit im Menschen kennen wir nicht; und wenn der Dämon der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserem Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Größter, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen gleichsam die Kunst unsres Geschlechtes. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß; oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück.

Sollte es nicht offenbaren Fortgang und Entwicklung, aber in einem höheren Sinne geben, als man es gewöhnet hat? Siehst du diesen Strom fortswimmen, wie er aus einer kleinen Quelle entspringt, wächst, dort abreißt, hier ansieht, sich immer schlängelt und weitet und tiefer bobret — bleibt aber immer Wasser! Strom! Tropfe! immer nur Tropfe bis er in das Meer stürzt — wenn es so mit dem menschlichen Geschlechte wäre? Oder siehst du jenen wachsenden Baum! jenen emporstrebenden Menschen! er muß durch verschiedene Lebensalter hindurch! alle offenbar im Fortgange! ein Streben auf einander in Continuität! Zwischen jedem sind scheinbare Ruheplätze, Revolutionen, Veränderungen! und dennoch hat jedes den Mittelpunkt seiner Glückseligkeit in sich selbst! Der Jüngling ist nicht glücklicher, als das unschuldige zufriedene Kind; noch der ruhige Greis unglücklicher, als der bestig strebende Mann; der Pendul schlägt immer mit gleicher Kraft, wenn er am weitesten ausholt und desto schneller strebt, oder wenn er am langsamsten schwanke, und sich der Ruhe nähert. Indessen ist es doch ein ewiges Streben! niemand ist in seinem Alter allein, er bauet auf das Vorige, dieses wird nichts als Grundlage der Zukunft, will nichts als solche sein — so spricht die Analogie in der Natur, das redende Vorbild Gottes in allen Werken! Offenbar so im Menschengeschlechte! Der Aegyptier konnte nicht ohne den Orientalen sein,

der Grieche baute auf jene, der Römer hob sich auf den Rücken der ganzen Welt — wahrhaftig Fortgang, fortgehende Entwicklung, wenn auch kein Einzelnes dabei gewänne! Es geht in das Große! es wird, womit die Hülfsengeschichte so sehr prahlet, und wovon sie so wenig zehlet. — Schauplatz einer leitenden Absicht auf Erden! wenn wir gleich nicht die letzte Absicht sehen sollten, Schauplatz der Gerechtigkeit, wenn gleich nur durch Doffnungen und Trümmern einzelner Zeilen.

Auch die Fehler der Menschen und der Gesellschaft find nicht ohne Grund; ihre Wurzeln erstrecken sich sehr weit und verschlingen sich ins Ganze. Wer Fehler nur ohne ihre Gründe sieht, bemerkt nur halb; sieht er sie aber in ihrem Grunde, so verwandelt sich sein Aerger ins zarteste Mitleid. Mitleid also ist die größte Arznei jener ägenden Rauche, die uns zuletzt die Menschheit selbst verleiden möchte. Wie schwach und fehlerhaft diese auch sein möge; wir sind einmal Menschen, vor der Hand nichts Anderes. Außer ihr kennen wir kein Glück, gleichweilige daß wir genießen könnten. All ihr Fehlerhaftes, zur höchsten Summe getrieben, kann uns nichts Anders als Doffnung und Uebung (Resignation) lehren, oder diese Caricatur der Menschheit macht — wahrhaftig.

Was in Sitten auf die Gesellschaft am meisten wirkt, ist nicht Lehre und Befehl, sondern Vorbild, Beispiel, Gewohnheit, Mode. Manche Dinge hielt man für unmöglich bis man sie sah; jede autonome Gesellschaft war zuerst eine Erscheinung, bis sie ihr Dasein bewährte. So auch die Sitten jeder dieser Gesellschaften; das Schwerste ward in ihnen leicht, das Unangenehme zur Lust, das Unmögliche möglich — wodurch? Durch Nachahmung, durch Gewöhnung. „Guter Sitten Stifter!“ ein edler Name! Schweigend durch sie auf die Nachwelt fortwirken, ein hohes Verdienst! Wie Laster und Unarten zur Mode werden können, warum sollte es nicht auch Fleiß, Wohlaufrichtigkeit, Zucht, Urbanität werden? zumal ihre Ausübung selbst sich empfiehlt und fortwährend lobnet. Gute oder schlechte Sitten sind wie die reine oder verpestete Luft; in dieser erstickt man, in jener athmet man frei. Angenehme Sitten kommen entgegen; widrige stoßen sich in jeder Gesellschaft.

Mißlingt das Werk der Vernunft und Tugend von außen, so hat nicht sie, sondern das Zeitalter daran den Schaden. Es wird gelingen, wenn seine Zeit kommt.

Gränzen und geschloße Gewalt ist die furchtbare Schwäche.

Ist die Menschheit überhaupt in einem jetzigen Zustande reiner Vollkommenheit fähig? Wirsel gränzt an Ibal. Um edle Spartaner wohnen unmenſchlich behandelte Heloten. Der römische Triumphator mit Götterröthe gefärbt, ist unsichtbar auch mit Blute getüncht; Raub, Frevel und Wellüste sind um seinen Wagen; vor ihm her Unterdrückung; Glend und Ar: muth zieht ihm nach. — Mangel und Tugend wohnen also auch in diesem Verſtande in einer menſchlichen Hütte immer beisammen.

Je weniger Vernunft, desto mehr hat und liebt man Willkür. Ich wollte den Mann kennen lernen, der, welches kleine Geſchäft des Lebens es auch sei, solches auf unzählige Arten gleich gut verrichten könnte, und es seiner blinden Wahl überlassen glaubte, welche von diesen Arten er vorziehen wolle. Der schönste und schwerste Zweck des männlichen Lebens ist, von Jugend auf Pflicht zu lernen: solche aber, als ob es nicht Pflicht sei, in jedem Augenblick des Lebens auf die leichteste beste Weise zu üben, und also jedesmal den höchsten Punkt der Kunst, das Geſetz des einzigen Besten, der helden und schönen Nothwendigkeit zu erreichen. Diese ist nicht Zwang, nicht Nothdurft von innen oder von außen, ob sie gleich einem trägen uerſahrenen, muthwilligen Menſchen also dünket: ihr Joch ist ſauſt, ihre Last ist leicht, wenn man der:

selben einmal gewohnt. Wehe dem Manne, der in üblen Gewohnheiten hart ward: wohl aber jedem vernünftigen, thätigen Wesen, dem seine Pflicht und die schönste Art sie zu üben zur Natur, d. i. zur Nothwendigkeit ward. Er hat den Lohn der guten That in sich, von denen die Religion sagt, daß sie im Guten bekräftigt nicht mehr fallen können, noch fallen wollen, weil ihre Pflicht ihnen Natur, weil ihre Tugend ihnen Himmel und Seligkeit ist. Wir wollen uns auch bestreben, meine Freunde, den innern Lohn dieser seligen Wesen zu genießen: ja warum dürften wir bei ihnen stehen bleiben, da uns allenthalben in der Natur das Vorbild unseres Vaters selbst vorleuchtet, der im Kleinsten und Größten obn' alle schwache Willkür mit der ganzen Schönheit und Güte einer selbstständigen Vernunft, Wahrheit und Nothwendigkeit handelt. —

Nicht nur Was ausgerichtet ward, sondern auch wie es ausgerichtet wurde: die Erweckung des Geistes es auszurichten, ist der Zweck lebendiger Institute.

Nützlichkeit des sinnlichen Genusses ist ohne Zweifel eine kräftigere Methode zur Philosophie der Humanität, als tausend gelehrte künstliche Abstractionen.

Unglücklich ist ein künftiger Regent, dem in seiner Jugend der Quell verschlossen oder trübe gemacht wird, der ihm in seiner künftigen, ewig zerstreuenden und ermüdenden Laufbahn doch allein die schönste Erquickung geben kann und muß. Nur durch die Wissenschaften gewinnt ein Regent das Maß seiner selbst, eine Sammlung seiner Gedanken, ein geistiges Organ, die Dinge anzusehen und zu genießen. Ohne Liebe zur Wissenschaft bleibt er ein sinnlicher Mensch, dem bei aller seiner Thätigkeit von außen in entscheidenden Fällen dennoch das innere Auge, das wärmste Herz zu fehlen scheint.

Mit jedem Jahr des Lebens fällt uns ein beträchtlicher Theil des Klitterstaats nieder, mit dem uns von Kindheit auf, so wie in Handlungen, so auch in Wissenschaften, in Zeitvertreib und Künsten, die Phantasie schmückte. Unglücklich ist, wer lauter falsche Federn und falsche Edelsteine an sich trug, glücklich und dreimal glücklich, wenn nur die Wahrheit Schmuck ist, und der Quell einer theilnehmenden Umvindung im Herzen quillet. Er fühlt sich erquickt, wenn andere, blos Menschen von außen, rings um ihn winseln und darben; im allgemeinen Gut, im Fortgange der Menschheit findet er sich gestärkt, seine Brust breiter, sein Dasein größer und freier.

Wie weit wären wir gelangt, wenn über alle Fehler und Tugenden der Menschen, in Beziehung auf ihre Folgen nur so klar und unbewunden gesprochen werden könnte, als wir bei uns gedenken. Was die falsche Bescheidenheit oder gar eine demüthige Heuchelei hier verschweigt, das entdeckt und übertreibt dort eine feste Lasterzunge desto ärger. So wird endlich der Sinn der Menschheit verrückt und das moralische Auge geblendet. Alles scheint uns natürlich, nur die Natur des Menschen nicht, deren Weisheit und Thörichtheit mit ihren klaren Folgen unaussprechliche Dinge, unaussprechliche Räthsel bleiben sollen. Und doch, welche Natur von außen und innen läge uns näher als die Natur des Menschen?

Die Natur hat ihre Gaben verschieden ausge-theilt; auf unterschiedlichen Stämmen, nach Klima und Pflanze wachsen verschiedene Früchte. Wer vergliche diese unter einander? oder erkennete einem Holzapfel vor der Traube den Preis zu.

Vielmehr wollen wir uns wie der Sultan Selvmann freuen, daß auf der bunten Wiese des Erdbodens es so mancherlei Blumen und Vögel gibt, daß diesseit und jenseit der Alpen so verschiedene Blüthen blühen, so mancherlei Früchte reifen!

Wir wollen uns freuen, daß die große Mutter der Dinge, die Zeit, jezt diese, jezt andere Gaben

aus ihrem Hüllhorn wirft und allmählig die Menschheit von allen Zeiten bearbeitet.

Denn es scheint sowohl geistige als physische Nothwendigkeit zu sein, daß aus der Menschennatur mit der immer veränderten Zeitfolge alles hervorgeleitet werde, was sich aus ihr hervorlocken läßt. Within müssen mit der Zeit Contrariedades ans Licht kommen, die sich endlich doch auch in Harmonie auflösen.

Offenbar ist die Anlage der Natur, daß wie Ein Mensch, so auch Ein Geschlecht, also auch Ein Volk von und mit dem andern lerne, unaufhörlich lerne, bis Alle endlich die schwere Lection gefaßt haben: „kein Volk sei ein von Gott einzig auserwähltes Volk der Erde; die Wahrheit müsse von Allen gesucht, der Garten des gemeinen Bestens von Allen gebauet werden. Am großen Schleier der Minerva sollen alle Völker, jedes auf seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne stolze Zwietracht wirken.“

Ausretten lassen sich die Kriege nicht oder schwerlich; vermindert aber werden sie unwidertreiblich, wenn man die Ursachen zu ihnen vermindert. Nicht anders als durch Gesetze, durch Statuten der Vernunft, durch anerkannte Verträge zum gesammten Wohl aller Nationen kann dies geschehen; wer sie aufheben oder durchlöchern wollte, würde als ein Gesamtfeind nicht nur der Europäischen Republik, sondern der Mensch-

vernunft behandelt. Denn wer zu unseren Zeiten vor oder nach erhaltenem Rechtspruch einem Tribunal das Böse als die beste Auskunft, als das solideste Rechtsmittel antrüge, wie würde er angesehen werden?

Der Strom der Zeiten fließt sanderbar zwischen seinen Ufern; er schlängelt sich wie alle Ströme, und selbst das große Weltmeer, hie und dert hin in entgegenstehenden Winkeln. Bald ist der Boden für Erkenntniß, bald für Empfindung, und allemal blühen sodann die Pflanzen am besten, die aus dem Naturboden dieses Welkes dieser Zeit sprossen. Zu einer Zeit gaffen die Weisen alle empor, sehen gen Himmel und zählen die Sterne, übrigens nirgend weniger als in ihrem Vaterlande, in ihrer Stadt zu Hause. Bald thut man Kreuzzüge nach dem goldenen Nisch der Toleranz, allgemeinen Religion und Menschenliebe vielleicht eben so abenteuerlich als die Kreuzzücher des heil. Grabes und des Systems fremder Welten. Dieser arbeitet, das Menschengeschlecht zu jenem Bilde mit goldenem Haupte zu machen, das aber auf Füßen von Eben ruhet: einem andern soll's Unglückener, Greis und Erblinz werden. Die Gerechtigkeit läßt sie arbeiten und weiß eine Waggchale durch die andere zu lenken: Empfindung durch bessere Kenntniße, Kenntniß durch Empfindung.

Ueber wie viele Verurtheile sind wir wirklich hinweg, vor denen eine andere Zeit die Anie beugte! Einige milde Lichtstrahlen aus der edlen Seele göttlicher Menschen zeigte sie zuerst mit Schimmer in Morgenämmerung. Die Finsterniß waynete sich und stritt lange; aber da ging die herrliche Sonne auf, und die dunkle Nacht mußte hinwegrollen. — Verzage nicht, lieber Morgenstern, oder ihr schönen einzelnen Strahlen der Morgenröthe, ihr macht noch nicht Mittag; aber hinter euch ist die Fackel der Allmacht; unwiderstehlich wird sie ihren Lauf anfangen und enden.

Wie alles unter dem Monde, so gehet auch der Drang und die Noth der Zeiten vorüber, mithin das, was Weistern Bedürfniß und Kerm gab, was sie in Kampf, Gefahr, Arbeit verflocht, was ihre Verdienste und Thaten weckte. Da kommt uns nun so oft federleicht vor, was jenen Schmerz verursachte: was sie als Chaos versanden, ist uns entwickelt; warum sie kämpften, darum mögen oder dürfen wir keinen Finger regen — und statt, daß wir ihnen nun danken sollten, uns in die Beaglichkeit gesetzt zu haben, verkennen wir ihr Verdienst, und Beurtheilen sie nach der Leichtigkeit, die wir jetzt haben, ihnen nachzusprechen, nachzulassen, nachzuguteeln.

Wo Weis des Herrn ist, da ist Freiheit. Je tiefer, reiner, göttlicher unser Erkennen ist, desto reiner, göttlicher und allgemeiner ist auch unser Wirken, mithin desto freier unsere Freiheit. Leuchtet uns aus Allem nur Licht Gottes an, wallet uns allenthalben nur Flamme des Schöpfers; so werden wir im Willen seiner, Könige aus Sklaven und bekommen, was jener Philosoph suchte, in uns einen Punkt sie mit allem, was sie hat zu bewegen. Wir stehen auf höherem Grunde, und mit jedem Dinge auf seinem Grunde, wandeln im großen Sensorium der Schöpfung Gottes, der Flamme alles Denkens und Empfindens, der Liebe.

Völker-Nationalität.

Wie unser Gang ein beständiges Rollen ist zur Rechten und zur Linken, so der Fortschritt der Völker zur Kultur.

Einem Nation auf den ganz ungeänderten Stamm ihrer Empfindungen eine neue Lehre und Denkart aufzwingen wollen, ohne daß sich jene mit dieser im mindesten mische, ist meistens unnütz, oft auch schädlich. Die Denkart eines Volks ist die Blüthe seiner Empfindungsweise; in diese muß man einfließen oder jene ist welkend. Einem wilden Volke plötzlich das Resultat der feinsten Abstractionen aufbürden, wozu es weder Kopf noch Herz, weder Analogie von Lebensart noch Sprache hat, wird allemal ein wunderbarer Mischmasch. Was ward Aristoteles in den Händen der Araber? was ist das Parästhum in Sina werden? Jeder ein Muselman, dieses ein lebendiger Confucianismus.

Leitbarkeiten zeigen am meisten die Sitten des Volks; zu Bildung und Mißbildung derselben tragen sie viel bei; weder unsittliche also noch unverständige sollte eine vernünftige Menschengesellschaft dulden. Das einzige Theater erforderte hier eine lange Rede, der ungeheuren Macht wegen mit der es wirkt. Die Griechen, wenigstens Anfangs wußten, wozu sie ihre Stücke schrieben und gaben; wie wenige es seitdem gewußt haben mögen, seitdem man sich an Allem, am Uebertriebenen und Schlüpfrigen sonderlich, nur amüßet, ist eine andere Frage. Vollends die Gesellschaftstheater, und daß man in der Gesellschaft fast von nichts anderem als vom Theater zu sprechen weiß, oder zu sprechen wagt — letzteres zeigt entweder einen so gebundenen oder so hoblen und leeren Sinn, daß man oft fragen möchte: „ist denn die Welt, ist unser Leben diese Preterbude?“ — Und wie spricht man darüber?

Wenn Leibniz den menschlichen Witz und Scharfsinn nie wirksamer erklärt, als in Zielen, wahrlich so ist das menschliche Verstand und die volle Einbildungskraft nie wirksamer, als in den Naturgesängen wilder Völker. Sie öffnen das Herz, wenn man sie höret, und wie viele Dinge in unsrer künstlichen Welt sichtbar und mauern es zu.

Jede vermehrte sittliche Aufklärung erleichte den bürgerlichen Regierungen die Sorge für öffentliche Glückseligkeit.

Das menschliche Geschlecht ist zu einem Fortgange von Szenen, von Bildung, von Sitten bestimmt: wehe dem Menschen, dem die Scene mißfällt, in der er auftreten, handeln und sich verleben soll! Wehe aber auch dem Philosophen über Menschheit und Sitten, dem seine Scene die einzige ist, in der die erste immer auch als die schlechteste, verkennet. Wenn alle mit zum ganzen fortgehenden Schauspiel gehören: so zeigt sich in jeder eine neue sehr merkwürdige Seite der Menschheit.

Heut und hierin hat dieser, gestern und dort hat jenes Volk, jene Sprache triumphirt. Wer ist an eine Zeit, gehöre sie Frankreich oder Griechenland an, ichartlich ichlicht, das Zeitmüthige ihrer Namen für ewig hält, und sich aus seiner lebendigen Natur in jene Scherbenzeitgestalt hineinwäbnet, dem bleibe jene unerreichbare lebendige Idee fern und fremd das Ideal, das über alle Völker und Zeiten reicht

Die Vorsehung selbst ist die beste Lehrerin der Völker, sie ändert Zeiten, Denkart, Sitten, wie sie Himmel und Erde, Kreise von Empfindungen und Umständen ändert. Man vergleiche Deutschland mit dem, was es zu Karls des Großen oder Hermanns Zeiten war. Würden diese es erkennen, wenn sie wieder erschienen? Die größte Veränderung in der Welt ist „dieser Fort- und Umlauf im Reiche der Geister nach veränderten Empfindungen, Bedürfnissen und Situationen.“ Die Geschichte der Völker setzt ihm nach, wer weiß aber bei den verwinkelten Gängen des Schicksals Zweck und Ziel?

Es gibt Zeiten des Schlafes, Zeiten des Aufwachens der Nationen; beide wechseln mit einander, wie Tag und Nacht; beide sind aufhaltbar, doch am Ende laun hintertreiblich.

Wie weit schreitet der Geist der Gutverder vorwärts? wie fern zurück bleibt ihre Handlungsweise? Ein böser Genius hat sie erfaßt, indem sie andern Völkern Verderben bringen, sich selbst Verderben zu bereiten; steht ein guter Genius hinter ihm, der unsichtbar dieß Gift in Arznei umwandelt? Kein Zweifel; nur Generationen gehen darüber zu Grunde.

Was diese Nation ihrem Gedankenkreise unentbehrlich hält, daran hat jene nie gedacht.

Unter allen Stelzen halte ich den Nationalstolzen, so wie den Geburts- und Adelsstolzen für den größten Narren.

Was ist Nation? Ein großer ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut. Wer wollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern, so wie von Vertrefflichkeiten und Tugenden ohne Unterscheidung annehmen? und wenn es eine kleine Meinung von Seelenkräften oder Verdiensten gibt, für diese Dulcinea gegen andere Nationen den Ewer brechen? Lasset uns, so viel wir können zur Ehre der Nation beitragen, auch vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut; sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbsttruhm ohne Wirkung.

Das innere Leben.

Unser Denken hängt ab vom Empfinden. --- Die Innigkeit, Tiefe und Ausbreitung, mit der wir Leidenschaft empfangen, verarbeiten und fortzupflanzen, macht uns zu den flachen oder tiefen Gefäßen die wir sind. Oft liegen unter dem Zwischfell Ursachen, die wir sehr unrichtig und mühsam im Kopfe suchen; der Gedanke kann dahin nicht kommen, wenn nicht die Empfindung vorher an ihrem Orte war. Wie fern wir an dem, was uns umgibt, Theil nehmen, wie tief Liebe und Haß, Mitleid und Abscheu, Verdruß und Wollust ihre Wurzel in uns schlagen, das stimmt das Saitenspiel unserer Gedanken, das macht uns zu denen Menschen, die wir sind.

Welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne den Geist des Menschen in ihm? und auch dieser kennt sich nur, so wie wir unser Gesicht kennen, anschauend aber nicht deutlich. Mit einem lebendigen, aber verworrenen Bewußtsein unser selbst, gehen wir

einher wie in einem Traum, von welchem uns nur bei Gelegenheit ein oder das andere Stück einfällt, abgerissen, mangelhaft ohne Verbindung. Selbst geben wir oft nicht auf unsere Gedanken Acht; allein den Augenblick erkennen wir uns, wie in der platonischen Erinnerung aus dem Reiche der Geister, wenn ein Anderer vorzeigt, die unsrer Seele entwandt scheinen. Selbst können wir nicht vollständig darauf antworten wie die Gestalt unsres Antlitzes sei, wohl aber werden wir aus uns erfahren, wenn uns ein Bild unsrer selbst, ein zweites Ich aufstehe. So fand sich Socrates getroffen! da der Weichtsdeuter in seiner Seele las; er schüttelte aber den Kopf da er sah, was Plato in ihm finden wollte. Ich übergebe den ganzen dunkeln Grund unsrer Seele, in dessen unabsehbarer Tiefe unbekante Kräfte, wie ungeborne Könige schlafen, in welchem, wie in einem Urdreiche, das mit Schnee und Eis bedeckt ist, der Reim modert zu einem Frühlinge paradiesischer Gedanken; in welchem wie in dunkler Nische der Fülle zu großen Leidenschaften und Erlebens glimmte. Wie erhebt sich hier auf einmal die Idee, in der ich mir das Bild der Gottheit gedente; er, der die Morgensterne und die Geister mit Namen ruft, den Gedanken von Aetne kennt, ehe er geboren wird; nur Er, der Schöpfer kennt eine von ihm erschaffene Seele.

Es ist kein Bösewicht auf der Erde, den nicht, wenn sein schuldloser oder gar edler Gegner mit hingestreckten Armen daliegt, und die Todtenglocke über ihm ertönt, das, wodurch er ihm im Leben wehe that, jetzt im Herzen stehe und nage. Die Schlangen der Rache, des Neides, des Undankes entschlafen am Grabe des Todten und wenden sich gegen den lebenden Verbrecher.

Wer ins Tollhaus gehet, findet oft Narren auf verschiedene Art, jeden in seiner Welt, rasen: so rasen wir alle sehr vernünftig, jeder nach seinen Säf-ten und Launen. Der tiefste Grund unseres Daseins ist individuell, sowohl in Empfindungen als Gedanken. Bemerkt nur in einzelnen Fällen, aus wie sonderbaren Aeimen und Samenkörnern jenem und diesem die Saat seiner Leidenschaften wachse? wobei der eine kalt bleibt, dabei glüht der Andere; alle Thiergattungen unter einander sind vielleicht nicht so verschieden, als Mensch vom Menschen.

Würde ein Mensch den tiefsten individuellen Grund seiner Liebhabereien und Gefühle, seiner Träume und Gedankenfahrten zeichnen können, welcher ein Roman? Jetzt thun es nur etwa Krankheiten und Augenblicke der Leidenschaft; und oft welche Augenbeuer und blaue Meerwunder wird man gewahr?

Aus Leidenschaften wird die Tugend geboren, sagt Archytas: wiederum bestehet sie auch mit ihnen, wie eine wohlklingende Modulation aus scharfen und tiefen Tönen, wie ein gesundes Temperament aus Hitze und Kälte, wie das Gleichgewicht aus dem Schweren und Leichten. Man muß also nicht Leidenschaften aus der Seele ausröthen wollen! Dieß wäre auch nicht nützlich, harmonisch zuordnen muß man sie dem Verhältnisß dessen, was sich gebührt, dem Mittelmaße.

Hätte ein einzelner Mensch die Aufrichtigkeit und Treue, sich selbst zu zeichnen ganz wie er sich kennt und fühlt, hätte er Muth genug in den tiefen Abgrund platonischer Erinnerung hinein zu schauen und sich nichts zu verschweigen; Muth genug, sich durch seinen ganzen belebten Bau, durch sein ganzes Leben zu verfolgen, mit allem was ihm jeder Zeigefinger auf sein inneres Ich zuwinket; welche lebendige Physiognomik würde daraus werden, ohne Zweifel tiefer als aus dem Umriß von Stirn und Nase; kein Theil glaube ich, kein Glied wäre ohne Pettraz und Deutung. Er würde uns sagen können: „hier schlägt das Herz matt; hier ist die Brust platt und ungewölbt; dort der Athem kraftlos; hier leucht die Lunge, dort dunstet der Geruch. Hier fehlt lebendiger Athem, Gesicht, Ohr, dämmert der Rörer, distürt mir

hier schwach und verworren, so muß also auch die oder da meine Seele schreiben. Das fehlt mir, da ich jenes und aus solchem Grunde habe.“ — Verfolgte der treue Geschichtschreiber sein selbst dieß sodann durch alle Folgen, zeigte, daß keine Kraft und kein Mangel an Einem Orte bleibe, sondern fortwirke und daß die Seele nach so gegebenen Formeln unvermuthet fortzuschleife: zeigte wie jede Zersplitterung und Kälte, jede falsche Combination und schlechte Regung nothwendig immer verkommen und in jeder Wirkung manden Abdruck seines ganzen Ich mit Kraft und Mangel liefern müsse — welche lebende Gremmel wären Beschreibungen von der Art! Das werden philosophische Zeiten sein, wenn man solche schreibt: nicht da man sich und alle Menschengeschichte in allgemeine Formeln und Wortnebel einhüllt.

Wer vergeißt sich nicht vieles, sobald man sich Eins vergehen hat? und wie so manche Täuschungen gibt's, mit denen uns der Wahn unentbehrlich zu sein, die Hoffnung mit der Zeit nützlicher zu werden, die Sucht zu geizeln, die Furcht vor einem Aergern, als das Jenseits schon ist, endlich die Liebe zur Gewohnheit, die Anhänglichkeit an Gtre, Rang, Freunde, Bekannte, an uns selbst und alle Publietinnen unseres Herzens und Lebens von Tage zu Tage sanft und unsanft hindurchen?

Bei mancher Gedankenteile, die auch unser ganzes Leben durchläuft, können wir uns kaum selbst vom ersten Moment oder der Wurzel ihres Daseins Rechenschaft geben. Viel zu unbeachtet ist die Wirkung der Mitlebenden auf zarte Gemüther. Wir finden Beispiele, daß Menschen lebenslang in der Weise und Art, ja Kraft einer fremden Person handelten, ohne daß sie es wußten; welche sonderbare Reizung nur in Krankheiten, in unvorhergesehenen Zufällen, am meisten im Alter an den Tag kommt; denn das Alter ist eine zweite schwächere Kindheit.

Was wir Ueberleben unserer selbst, also Leben nennen, ist bei bessern Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen, eine Abirrunnung des Vogels zu neuem Gebrauche. So ruhet der Ader, damit er desto reicher trage; so erübt der Baum im Winter, damit er im Frühlinge neu treffe und treibe. Den Guten verläßt das Schicksal nicht, so lange er sich nicht selbst verläßt und unnützlich an sich verzweifelt. Der Genius, der von ihm gewichen schien, kehrt zu rechter Zeit zurück und mit ihm neue Thätigkeit, Glück und Freude. Ist in ein Arcum ein solcher Genius, oft ist es ein unerwarteter Wechsel der Zeiten. Seyere diesem Genius, auch wenn du ihn nicht siehst; heße auf das zurückkehrende wiederkehrende Glück, wenn du es gleich entfernt glaubst. Ist die linke Seite dir wund,

lege dich auf die rechte; hat der Sturm dein Bäumchen hierher gebeugt, suche es dorthin zu beugen, bis es wieder seine aufstrebende Mitte erreiche. Du hast dein Gedächtniß ermattet; bilde deinen Verstand. Du hast dem Scheine zu eifrig nachgetrebet, und er hat dich betrogen; suche das Sein für dich selbst; es kann dich nicht trügen. Unverdienter Ruhm hat dich verwöhnet, danke dem Himmel, daß du sein los bist und suche den, der dir nicht geraubt werden kann, in eigenem Werthe. Nichts ist ehrenwürdiger und edler als ein Mensch, der trotz des Schicksals in seiner Pflicht beharrt, und wenn er von Außen nicht glücklich ist, es wenigstens zu sein verdiente; er wird es zu seiner Zeit gewiß werden. Die Schlange der Zeit wechselt oft ihre Häute und bringt dem Manne in der Höhle, wo nicht den fabelhaften Juwel auf ihrem Haupte, oder die Rose in ihrem Munde, so doch Kräuter der Arznei zur Vergessenheit des Alten und zur Biederernewerung.

Obwohl gewöhnlicher Weise keine Grab- und Leichschrift zu bemerken pflegt, wie lange ein Mensch sich selbst überlebt habe, so ist dieß doch leider eine der größten und nicht seltenen Merkwürdigkeiten menschlicher Lebensläufe. Je früher das Ziel unserer Wahn- und Leidenschaften anfängt, je rascher es fortgesetzt und durch äußere Zufälle auf mancherlei Weise

bestürmt wird; desto häufiger wird man Fälle gewahr von jenen frühen Ermattungen der Seele, von Niederlagen der Kämpfer ohne Tod und sichtbare Wunde, vom männlichen oft schon jugendlichen höchsten Alter. Lange kann ein Mensch wie die Gestalt seines Grabmonuments mit lebendigem Leibe umhergehen; sein Geist ist von ihm gewichen, er ist der Schatten und das Andenken seines vorigen Namens.

Vielertlei Ursachen können zu diesem frühen Tode beitragen. Eigenschaften des Geistes und des Herzens, zu große Wirksamkeit und zu träge Geduld, Erschlaffung sowohl als Ueberspannung, zu schnelles Glück und zu lange dauerndes Unglück. Denn überhaupt ist ja Gesundheit, Munterkeit, Vergnügen und Jugend allezeit die Mitte zweier Extreme. Sowohl am schroffen als am seichten Ufer des Stromes können Fahrzeuge ihren Untergang finden; mitten im Stromes schiffet es sich leicht und fröhlich.

Schwer sind die Augenblicke abzulauern, da sich die Seele entkleidet, und sich uns wie eine Schöne in bezaubernder Nacktheit darstellt; daß wir uns an die Denkart des Andern anschmiegen und wie durch einen Kuß Weisheit lernen. Winzige Züge von der Art, wo man unmittelbar lernen kann, sind nützlicher als große Gelehrsamkeit, die wir aus dem todtten Buchstaben fürs Gedächtniß lernen, und dabei in

unserer eigenen Seele alt und grau werden. Daher hören wir so gerne Gründer und Denker und Originalkörse von der Methode reden, in der sie denken, sollten sie uns auch nur Embryonen von Begriffen, unausgebildete, halbentwerfene Gedanken liefern: daran liegt mir nicht, was Pacc ausgedacht hat; sondern wie er dachte. Ein Bild von der Art ist nicht todt, es bekommt Leben, es redet in meine Seele. —

Das Gute.

Alles Gute theilt sich mit: es hat die Natur Gottes, der nicht anders als sich mittheilen konnte; es hat auch seine unfehlbare Wirkung.

Je reiner die Gedanken der Menschen sind, desto mehr stimmen sie zusammen.

Ich glaube, und bins gewiß, daß Tugend die Menschen aufs innigste gleich mache: denn wir leben weniger im Geiße als im Charakter. Gleich brave Charaktere schätzen und achten sich als Brüder; sie finden sich nicht nur auf einer Stufe, sondern in einem Mittelpunkt, der inneren Quelle des Lebens, dem Gemüth mit einander. Da verschwindet alle Rücksicht auf Unterschiede der Meinungen, des Ranges, Standes, der Nation und Kleidung. Tugend macht gleich und vereint zum friedlichsten Wettstreit.

Warum blickt die messende Nemesis in den Augen?
Da ist ihr Maßstab, das Gefühl des Anstandes gegen
sich, des Mitleidens und der Mitsfreude mit Andern.
Auch das Erlaubte sollen wir nie zu weit treiben,
auch bei dem Lößlichsten darf uns keine stolze Selbst-
gefälligkeit überschleichen. Selbst im Lobe, im Be-
wundern andrer sollen wir Maß halten; unsere Ueber-
macht über sie sollen wir zügeln; Nemesis ist da! sie
ist in uns!

Das Wahre.

Ein wahrer Kaufmann betrügt nicht; weil Betrug nie bereichert; so wenig ein wahrer Gelehrter mit falscher Wissenschaft groß thut, oder ein wahrer Rechtsgelehrter wissenschaftlich ungerecht sein wird, weil alle diese damit sich nicht zu Meistern, sondern zu Lehrlingen ihrer Kunst bekennen. Wenn so gewiß wird auch eine Zeit kommen, da auch der Staatsunvernünftige sich seiner Unvernunft schämt; sobald man nämlich klar einseht, daß jede Staatsunvernunft mit einem falschen Einmaleins rechnet und keinen Vortheil bringe. Dazu ist die Geschichte geschrieben, damit nach allen Anordnungen der Mensch endlich lerne, daß die Wohlfahrt seines Geschlechts nicht auf Willkür, sondern auf einem ihm wesentlichen Naturgesetz: Vernunft und Billigkeit ruhe.

Wahrheit und Gerechtigkeit, die Ordnerinnen der Welt, als sie sich ein inneres Verhältniß suchten, fanden sie es auf Erden nirgend, als im Geiste, in der

Bruſt des Menſchen. Da wohnen ſie noch, da tönt ihre Stimme wieder.

In tauſend Farben bricht ſich der Strahl und hängt an jedem Gegenſtande anders. Alle Farben aber gehören Einem Licht der Wahrheit. In vielen melodischen Tönen wandelt der Ton auf und nieder; und doch in nur Eine Harmonie auf Einer Tonleiter der Weltbegebenheiten und des Verhältniſſes der Dinge möglich. Was jetzt mißlingt, löſet ſich auf in einem anderen Zeitalter.

Hypotheſen ſind Träume, und bei jedem Traume, ſei er himmliſch oder irdiſch, ſei er durch die ſchwarze oder weiße Vorſtellung zu uns geſchlürft, bleibt für den Menſchenſinn die bildendſte Kenntniß zu wiſſen, wie der ward? wie ſein Kinde oder Dichter dazu gekommen?

Auch bei dem Irrthum iſt Wiſer für die Wahrheit ſchätzbar; die Leidenschaft, die dabei entſteht, daß man keiner Leidenschaft, keinem Trug unterworfen ſein will, iſt beobachtungswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieſer warmen Kälte, zu dieſer leidenschaftlichen Leidenschaft für Wahrheit und für alles, was zu ihr führt.

Nicht alles ist Wahn und Traum im Gebiet der Menschheit; es gibt für uns insbesondere im Praktischen wie im Moralischen eine gewisse sichere Wahrheit. Ihre Stimme spricht auch mitten im politischen Werrausch, sie spricht für jeden, der sie hören will, in seinem innersten Herzen und strafft jede Sirenenstimme gefälliger Meinungen Lüge. Auch in den dunkelsten Zeiten schien ihr Licht in reinere Seelen; auch in der größten Verwirrung der Weltbündel war sie dem Unbefangenen ein sicheres Richtmaß.

Freidenker sollen wir alle sein, d. i. wir sollen dem Recht und der Wahrheit frei nachstreben, ihnen nachzueifern, frei von allen Fesseln des Ansehens und Vorurtheils, mit ungetheilter Seele. Wenn aber ein wilder Geist sich einen Freidenker nennt, und einen anderen bescheidenen Mann zum Deckmantel seiner Frechheit mißbraucht, wenn dann ein Dritter, ein ohnmächtiger Sklave des Vorurtheils Jenem diesen Ehrennamen als Kelnamen nachwirft, sind sie im gleichen Falle? Der Name, Freidenker, wie verschiedenen Denkern ist er gegeben, die fast nichts mit einander gemein haben!

Freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten ist das einzige Mittel gegen den Wahn und Irrthum, von welcher Art sie sein mögen. Lasset dem Wahnenden seinen Wahn, dem andern Meinenden seine Meinung vertheidigen; das ist ihre Sache. Würden beide auch nicht gebessert, so entspringt für den Unbefangenen aus jedem bestrittenen Irrthum gewiß ein neuer Grund, eine neue Ansicht der Wahrheit. Daß man doch ja nicht glaube, Wahrheit könne je durch bewaffneten Wahn gefangen oder gar ewig im Gefängniß festgehalten werden! Sie ist ein Geist und theilt sich Geistern mit, fast ohne Körper. Ist darf ihr Ton an einem Weltende geregt werden, und er erklingt in entlegenen Ländern; immer aber läutert sich der Strom des menschlichen Erkenntnisses durch Gegensätze, durch starke Contraste. Hier reißt er ab, dort setzt er an; und zuletzt gilt ein lange und vielgeläuteter Wahn den Menschen für Wahrheit.

Ein Mensch, der sich um Wahrheit bemühet, ist immer achtenswerth; wer bei unschuldigen Bestrebungen nur Zwecke hat, ist nie verächtlich, gesetzt, daß diese auch bei weitem nicht Endzwecke wären. Denn ist was Endzweck in der Welt? wo liegt das Ende? Jedres gute Bestreben aber hat seinen Zweck in sich. Mögen die Philosophen alter und neuer Zeiten keine

einzigste Wahrheit ausgemacht haben (welches doch ohne Wertspiel nicht behauptet werden kann), genug, sie bestreben sich um Wahrheit. Sie erweckten den menschlichen Verstand, hielten ihn im Gange, führten ihn weiter; alles was er auf diesem Gange erfunden, geübt hat, haben wir also der Philosophie zu danken, wenn sie gleich selbst nichts hätte erfinden können und mögen. Der philosophische Geist ist schätzbar; die ausgemachte Meister- und Kunstphilosophie bei weitem nicht so sehr, ja sie ist dem Fortdringenden oft schädlich.

Im menschlichen Leben sollte nicht eben dies Gesetz walten, das innern Naturkräften gemäß, aus dem Chaos Ordnung schafft? . . . Kein Zweifel! Wir tragen dieß Princip in uns, und es muß und wird seiner Art gemäß wirken.

Alle Irthümer des Menschen sind ein Nebel der Wahrheit; alle Leidenschaften seiner Brust sind wildere Triebe einer Kraft, die sich selbst noch nicht kennt, die ihrer Natur nach aber nicht anders als aufs Reizere wirkt. Auch die Stürme des Meeres, oft zertrümmernd und verwüstend, sind Kinder einer harmonischen

Weltordnung und müssen derselben, wie die säuselnden Sphäre dienen.

Geben durch sie und an ihnen hat unser Weichlecht seine Vernunft geschärft und tausend Mittel, Regeln und Künste erfunden, sie nicht nur einzuschränken, sondern selbst zum Beisten zu lenken, wie die ganze Geschichte zeigt. Ein leidenschaftloses Menschengeschlecht hätte auch seine Vernunft nie ausgebildet; es läge noch irgend in einer Troglodytenhöhle.

Wahn und Wahnsinn sind überhaupt nicht so weit von einander, als man glaubt. So lange der Wahn sich in einem Winkel der Seele aufhält und nur wenige Ideen angreift, behält er diesen Namen; verbreitet er seine Herrschaft weiter und macht sich durch lebhaftere Handlungen sichtbar, so nennt man ihn Wahnsinn. Wer kann nun jederzeit das mehr und weniger bestimmen? zumal sowohl bei einzelnen Menschen als bei ganzen Völkern nach Umständen und Verieden nichts als Conventien die Wage in der Hand hat und Namen vertheilet. Die größten Veränderungen der Welt sind von Halbwahnsinnigen bewirkt worden, und zu mancher rühmlichen Handlung, zu manchem scharf verfolgten Geschäfte des Lebens gehörte wirklich eine Art bleibenden Wahnsinnes.

Nur wenigen sehr hellen und reinen Seelen ist gegeben, über die wichtigsten Striche ihrer Denkart sich unparteiisch zu prüfen, Wahrheit und Irrthum, Vorurtheil und Gewißheit in ihnen streng zu unterscheiden, und sodann dem unschuldigen oder gar nothwendigen Wahn zwar sein Gebiet zu lassen, mit nichten ihn aber zum Richter jeder fremden Denkart und Sinnesart zu erheben.

Diese seltenen, vom Himmel privilegierten Seelen sind diejenigen, die man allein tolerant nennen kann, sie schonen den Wahn des Andern auch in Fällen, in denen er ihrem eigenen liebsten Wahn entgegensteht. Sie sind die duldsamsten Freunde, die lehrreichsten Gesellschafter, denn auch über die verwickeltsten Aufgaben der Menschengeschichte läßt sich mit ihnen ohne Haß und Zorn disputiren. Der gemeine Haufen der Menschen ist nur so lange Freund gegeneinander, als sein Lieblingswahn gefördert, oder wenigstens nicht beleidigt wird.

Der Mensch ist nie so vergnügt, als wenn er nach Wahn handeln kann, zumal nach einem von andern verdamnten, von ihm selbst geformten, Lieblingswahne. Da lebt er recht in seinem Elemente und ist seiner Kunst Meister.

Menschen, die sich einander nicht mittheilen dürfen, denen die Sprache selbst einen Zwang, ein Ceremoniel auflegt, daß die freie Wahrheit, sie, die nicht anders als unmittelbar von Seele zu Seele, vom Herz zum Herzen sprechen will und kann, immer Umwege nehmen und unter niedrigen Schlagbäumen durchkriechen muß, Menschen, denen Beruf und Standesmäßig ein Schloß am Munde hängt, oder gar die Zunge am Gaumen klebet: sie kennen keine andere, als Eiserne Gitter-Wahrheit.

Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung oft unvermerkt aus Gefälligkeit durch das bloße Zusammensein mit dem Wahnenden, durch Theilnehmung an seinen übrigen guten Gesinnungen, auf guten Glauben an. Wahn theilt sich mit, wie sich das Wahnen mittheilt, wie Gesichtszüge und Stimmungen in uns übergehen, wie Eine Saite der andern harmonisch antwortet. Kommt nun noch die Bestrebbarkeit des Wahnenden dazu, uns die Lieblingsmeinungen seiner Ichheit als Kleinode anzuvertrauen, und er weiß sich dabei recht zu nehmen; wer wird einem Freunde zu Gefallen nicht gern zuerst unschuldig mitwähnen, bald mächtig glauben, und auf Andere mit eben der Bestrebbarkeit seinen Glauben fortflanzen? Durch guten Glauben hängt das Menschengeschlecht aneinander.

der; durch ihn haben wir wo nicht alles, so doch das Nützlichste und Meiste gelernt: und ein Wahnender, sagt man, ist deshalb ja noch kein Betrüger. Der Wahn, eben weil er Wahn ist, gefällt sich so gern in Gesellschaft; in ihr erquicket er sich, da er für sich selbst ohne Grund und Gewißheit wäre. Zu diesem Zweck ist ihm auch die schlechteste Gesellschaft die beste.

Das Beste kann zuerst mißbraucht werden, eben weil an ihm etwas zu mißbrauchen ist; ja die Wahrheit, die nicht auf der Gasse liegt, muß sich eben vom Sprachgebrauch manchmal entfernen. Nur ist noch keinem Astronomen eingefallen, seine Theorie vom Welt-system deshalb zu ändern, weil der Sprachgebrauch anders redet. Kann ers erklären, warum der so reden mußte? so ist alles gethan und seine Gründe gelten.

Wenn das Bessere daſtehet, ſchämt ſich das Schlechtere, und ſo ſehr es der falſche Geſchmack feſthalten will; es verſchwindet. Verzeiße Niemand an der Macht des Wahren und Schönen; ſo wie die Sonne hinter Wolken, ſchaft es ſich Raum und leuchtet. Verzeiße Niemand an der Macht der Natur im Winter; der Frühling kommt und das alte dürre Laub fällt.

Das einzige Mittel, wie man dem Wahn beikommen kann, ist: daß man ihm nicht beizukommen scheine. Man schütze sich vor ihm und lasse ihn seines Weges wandern, oder man zerstreue ihn und bringe ihn ohne gewaltthame Ueberredung unvermerkt auf andere Gedanken. Die Zeit allein kann ihn heilen. Man hat mehrere Beispiele, daß mitleidige Krankenküster von der Krankheit selbst angesteckt wurden; nichts aber theilet sich leichter mit, als Krankheiten der Seele. Wer gesund ist, suche gesund zu bleiben. Alle Ansteckungen werden nur dadurch eingeschränkt, daß man sie isolirt.

Durch Waffen werden Irrthümer weder bestritten noch ausgerottet; der schlechteste Wahn hingegen dünkte sich eine Märtyrer-Wahrheit, sobald er mit Blute gefärbt dasteht. Eben durch dergleichen gewaltthame Schleimittel sind Irrthümer, die sich selbst bald überlebt hätten, Meinungen, von denen die Betroffenen in Kurzem zurückgekommen wären, schädlich verewiget worden. Nie hat die reine Wahrheit mit schlauer Politik etwas zu schaffen gehabt, so wenig die Politik es je zum Zwecke gehabt hat, reine Wahrheit zu befördern. Jede geht ihren Gang und nur Kinder lassen sich von politischen Wahrheitsphrasen dieser oder jener Partei, oder wie die Griechen sagen, von der Suada mit der Geißel in der Hand täuschen.

Das Vermögen zu fehlen, konnte oder wollte die Gottheit uns nicht nehmen; — sie legte es aber in die Natur des menschlichen Fehlers, daß er früher oder später sich als solchen zeigen und dem rechnenden Geschöpfe offenbar werden mußte. Wir haben daher die Gottheit zu preisen, daß sie uns bei unserer fehlerhaften schwachen Natur Vernunft gab, einen ewigen Lichtstrahl aus ihrer Sonne, dessen Wesen es ist, die Nacht zu vertreiben und die Gestalten der Dinge, wie sie sind, zu zeigen.

Viel sind der Wege, auf denen wir von der frühesten Kindheit an zu Meinungen gelangen, mit denen wir uns Leib und Seele überkleiden, viele davon halten sehr fest und die albernsten haben wir meistens hinter unsere innerste, neunte Haut verborgen, wo sie ja niemand antaste! Unglücklicherweise tastet sie die Zeit dennoch an, oft mit sehr rauben Händen; und wer nun, um sein Leben, die Vernunft, Ruhe und das Selbstgefühl eines inneren Werthes zu retten, dem antastenden Satanas nicht Haut und Haare von Meinungen lassen kann, der ist in übeln Händen. Denn was bloße oder gar falsche Meinung ist, geht im scharfen Feuer der Läuterung gewiß unter. Ist es nicht aber etwas Besseres, was dagegen empor kommen soll? Statt der auf Autorität, oder gar, wie

Franklin erzählt, aus Höflichkeit angenommenen Meinungen soll Wissen aus Ueberzeugung, Vernunft durch eigene Prüfung bewährt, und eine selbst erungene Glückseligkeit unser Theil werden. Der alte Mensch in uns soll sterben, damit eine neue Jugend empor keime.

Das Schöne.

Die Schönheit der Welt ist nur für den ruhigen Genuß geschaffen. Mitteln seiner allein theilt sie sich dem Menschen mit und verkörpert sich in ihm.

Schönheit hat von Schauen, von Schein den Namen, — und am leichtesten wird sie auch durchs Schauen, durch schönen Schein erkannt und geschätzt. Nichts ist schneller, klarer, überleuchtender als Sonnenstrahl und unser Auge auf seinen Flügeln; eine Welt außer und neben einander wird ihm auf einem Blick offenbar. Und da diese Welt nicht wie Schall vorübergeht, sondern bleibt und gleichsam selbst zur Beschauung einladet, da der seine Sonnenstrahl so schön färbt und so deutlich zeigt; was Wunder, daß unsre Seelenlehre am liebsten von diesem Sinne Namen vergißt? Ihr Erkennen ist Sehen, ihr bestes Angenehme Schönheit.

Die Wohlgestalt des Menschen ist kein Abstraktum aus den Wolken, keine Composition gelehrter Regeln oder willkürlicher Einverständnisse; sie kann von Jedem erfaßt und gefühlt werden, der was Form des Lebens, Ausdruck der Kraft im Gefäße der Menschheit ist, in sich oder in anderen fühlt. Nur die Bedeutung innerer Vollkommenheit ist Schönheit.

Ein bonetter Mann thut nichts Häßliches, wenn es den Augen der Welt auch verborgen bliebe; er kann es nicht thun, denn es ist Häßlich! Er müßte sich ja vor sich selbst schämen. Ein Edelgesinnter thut, was ihm sein Herz gebietet, sein selbst d. i. der Gesinnung wegen, die im Gefühl der höchsten Convenienz ohn' alle Rück- und Seitenblicke sich ihrer Pflicht ganz und froh hingibt. Nehmet der Jugend diesen Reiz, den Stachel der Liebe; wie eine hölzerne Braut steht euer Sittengesetz da, weder geliebt, noch fähig geliebt zu werden. Unternähme die Hölzerne gar, mit eisernem Arm Gehorsam zu fordern, so wird sie verlacht, gehaßt, verachtet.

Bildung. Erziehung.

Stärke und Schwäche unsrer Augen ist eine Gabe der Natur; aber zu welchen Ausichten, zu welcher Nähe, zu welchem Schwinke! wir uns gewöhnen, von welcher Seite und sogar oft in welcher Farbe wir die Gegenstände erblicken wollen; dieß kommt auf die frühe Bildung an.

Verzweifelte nicht im Hesen des Zeitalters, was dich auch bedrohe und hindere, erziehe! Erziehe um so besser, sicherer, fester, — für alle Stände und Trübsale, wohin er geworfen werde! für Stürme die auf ihn warten! Unthätig sein kannst du doch nicht; böse oder gut erziehen mußt du; gut — und wie größere Tugend! wie größerer Lohn, als in jedem Paradiese leichter Zweck und einförmigerer Bildung. Wie nöthiger hat jezt die Welt einen der simpeln Tugend Erzogenen, als sie es jemals hatte! Wo alle Sitten gleich und alle gleich eben, recht und gut sind — was braucht es Mühe! Gewohnheit erzieht und Zu-

gend verliert sich in bloße Gewohnheit. Aber hier! Ein leuchtender Stern in der Nacht! Demant unter Haufen Erde und Kalksteine! Einen Menschen unter Schaaren Affen und politischer Larven — wie viel kann er weiter bilden durch das stille göttliche Beispiel! Wessen um und nach sich verbreiten vielleicht in die Zukunft! zu dem denke, wie reiner deine Tugend und edler! mehrere und größere Hülfsmittel der Erziehung von gewissen Seiten, je mehr dir und deinem Jünglinge äußere Triebfedern auf der anderen Seite fehlen! denke, zu welcher höhern Tugend du ihn erziehest, als zu der Vulgar und Plato erziehen konnten und durften! — das schönste Zeitalter für die stille, verschwiegene, meist verkannte aber so hohe, sich so weit verbreitende Tugend!

Eine Menschenseele ist ein Individuum im Reiche der Geister; sie empfindet nach einzelner Bildung, und denkt nach der Stärke ihrer geistigen Organe. Durch die Erziehung haben diese eine gewisse eigene, entweder gute oder widrige Richtung bekommen, nach der Lage von Umständen die da bildeten oder mißbildeten. So wird also unsre Denkart geformt zu einem ganzen Körper, in welchem die Naturkräfte gleichsam die specifische Masse sind, welche die Erziehung der Menschen gestaltet. Nach gewissen Jahren der Formung

kann ein späteres Lernen selten, wie ich glaube, eine neue Schöpfung verursachen, selten Gestalt und Masse umändern, aber desto kenntlicher kann es durch vielfache Erscheinungen auf der Oberfläche wirken, Anstrich, Gewand und Miene und Anstand geben und nehmen und auszeichnen.

Es war eine Zeit, da alles auf Erziehung stürmte — und die Erziehung wurde gesetzt in schöne Realkenntnisse, Unterweisung, Aufklärung, Erleichterung, ad captum, und ja in frühe Verfeinerung zu artigen Sitten. Als wenn alles das Neigungen ändern und bilden könnte! Ohne an ein einziges der verachteten Mittel zu denken, wie man gute Gewohnheiten, selbst Vorurtheile, Uebungen und Kräfte wieder herstellen oder neu schaffen und dadurch allein „bessere Welt“ bilden könnte. — Der Aussatz, der Plan wurde abgesetzt, gedruckt, vergessen! ein Lehrbuch der Erziehung, wie wir Tausende haben! ein Codex guter Regeln, wie wir noch Millionen haben werden, und die Welt wird bleiben, wie sie ist.

Der Mensch staunt alles an ehe er sieht; kommt nur durch Verwunderung zur hellen Idee des Wahren und Schönen; nur durch Ergebung und Gehorsam zum ersten Peßge des Guten — so gewiß

auch das menschliche Geschlecht. Hast du je einem Kinde aus der philosophischen Grammatik Sprache beigebracht? aus der abgezogensten Theorie der Bewegung es gehen gelernt? hat ihm die leichteste oder schwerste Pflicht aus einer Demonstration der Sittenlehre begreiflich gemacht werden müssen? und dürfen? und können? Gottlob eben! daß sie es nicht dürfen und können! Diese zarte Natur, unwissend und damit auf Alles begierig, leichtgläubig und damit alles Eindrucks fähig, zutrauend folgsam, und dadurch geneigt auf alles Gute geführt zu werden; alles mit Einbildung, Staunen, Bewunderung erfassend, aber eben damit auch alles um so fester wunderbarer sich zueignend — „Glaube, Liebe und Hoffnung in seinem zarten Herzen, die einzigen Samenkörner aller Kenntnisse, Neigungen und Glückseligkeit“ — tadelst du die Schöpfung Gottes? oder siehst du nicht in jedem deiner Fehler Vehiculum, einziges Vehiculum alles Guten? Wie thöricht, wenn du diese Unwissenheit und Bewunderung, diese Einbildung und Ehrfurcht, diesen Enthusiasmus und Kindesinn mit den schwärzesten Teufelsgestalten deines Jahrhunderts, Betrugerei und Dummheit, Aberglauben und Sclaverei brandmarken, dir ein Heer von Priester-teufeln und Tyrannengespenstern erdichten willst, die nur in deiner Seele existiren!

Wie wir sind, sind unsere Kinder; Niemand kann was Besseres als sich selbst der Nachwelt geben. Zu früh erschöpfte Lebensgeister, von Weichheit, Nervigkeit und Müßiggang welcke Zibern pflanzen sich fort: denn kein Abfluß springt höher als seine Quelle. Die berühmtesten Speculanten und Empfindler werden also schon geboren. In dieß zähe Mark, in dieß verfließende Wachs, was kann hinein gedruckt werden, das da bleibe, das fortwirke? wie Schleim und Gallert entchlüpft das Geschöpf den Fäden seiner Bildung.

Also erzogen wächst es auf. Die Lehrer thun alle, als ob, was sie ihm sagen, nicht wahr wäre; ihnen ist auch meistens nicht wahr, denn sie haben's eben so gelernt, und in ihrem Leben nichts davon gespürt und empfunden. So sind Väter und Lehrer, Kanzeln und Katheder. Das Kind und der Knabe hört überall Geschwätz, Lüge, wo wenig fehlt, daß man nicht mitten in der Rede inne halte und sage, was jener über die Höllestrafen sagte: „Fürchte dich nicht, liebes Kind, ich muß dir das nur sagen. Glaube nichts davon, denn ich glaube selbst nichts, wie du siehest.“ Die große Stimme des Beispiels sagt ihnen dieß laut und unaufhörlich.

Erwachsen also unter lauter Wortkrämerei und thätiger Lüge lernt der Knabe nur Eine Wahrheit erkennen, die er auch von ganzem Herzen glaubt, nämlich: „krieche wie die, so vor dir sind, durchs Leben,

genieße und schwäche viel; thue aber wenig, alles nur für dich, damit du dir nichts abbrecheist und fröhne deinen Lüsten.“ Aus jeder weichen, bösen Gewohnheit, aus jeder würzigen, süßen Lasse und warmen Schüssel, von jedem wallenden Busen und liebäugelnden, artigen Gesichte duftet und fliegt ihm die Lehre zu: er übt sie früh und wird sie lebenslang üben.

Wie gibt das nun seine Empfindungen und Speculationen? Ihr warmen Stuben, ihr weichen Polster, ihr artigen Gesellschaften, und du lieber Wohlstand stummer und lauter Sünden, welche wilde Leidenschaften habt ihr vertilgt, welche schöne Romane von Empfindungen und Speculationen habt ihr geboren! Das Auge ist verlöscht, der Körper weh, der Blick unnütz, das Hirn sich selbst verzehrend. Es wackelt auf und sinkt nieder: keine Eindrücke, weder Geliebte noch Freund haften. Am Wirklichen kein Geschmack, keine Hoffnung und keine Kraft mehr zu genießen; desto mehr romantische Träume und Pläne im Kopfe, Empfindungen; Systeme, Speculationen mit einer lebenswürdigen Flüchtigkeit und Reinheit, an die kein Mensch weniger als ihr Urheber glaubt. Wie sollte er auch? Er kann an nichts mehr glauben, nichts anerkennen, nichts durchempfinden.

Wohl dir, unschuldiger Jüngling, aus keuschem Stamm, aus edlem Samen, eine gesunde, festgeschlossene Knospe. Nicht zu früh blühend und entfaltet, um bald zu verwelken, nicht üppig dich wiegend im

Sauche lauer Fervire! lieber von rauhen Binden geschüttelt, in Noth, Gefahr und Armuth erwachsen, damit deine Erkenntnisse That, deine blöden, leuschen, verschlossenen Empfindungen Wahrheit, Wahrheit auf's ganze Leben werden. —

Sage jemand, daß Erziehung wenn sie rechter Art ist, nichts fruchte! Der Mensch ist ja alles durch Erziehung; oder vielmehr er wird's, bis ans Ende seines Lebens. Nur kommt es darauf an, wie er erzogen werde? Bildung der Denkart, der Gesinnungen und Sitten ist die einzige Erziehung die diesen Namen verdient, nicht Unterricht, nicht Lehre.

Die Natur hat der edlen Keime genug: nur wir kennen sie nicht und zertreten sie mit den Füßen, weil wir das Genie meistens nach Unförmigkeit, nach zu früher Reife oder übertriebenem Wuchs schätzen. Ein wohlgebildeter, gesunder, kräftiger Mensch, lebend auf seiner Stelle, und daselbst sehr innig wirkend, zieht unsere Augen nicht so auf sich, als jener andere mit Einem übertriebenen vorgebildeten Zuge, den ihm die Natur (in Gnade oder im Zorne) verlieh, und den von Jugend auf binzuwallende überflüssige Säfte nährten. So wie, wenn ein Auge fehlt, das andere etwas schärfer siehet, wie sich am Holzbauer und Last-

träger seine Arbeitsmuskeln am meisten stärken, wie es endlich Krankheiten gibt, da ein Glied, der Kopf z. B. aufschwillt und zum Riesen wächst, indeß die anderen Glieder verderren, so ist mit dem was die Pöbelsprache Genie nennt. Hier ein übertriebener Bihling ohne gesunden Verstand und Herzenstreue, dort ein fliegendes Sennentrog und verbrennet die Erde. Hier ein Speculant ohne die mindeste Anschauung und Handlung, der mit den wichtigsten Dingen, wie mit unbedeutenden Zahlen spielt; ein Held mit Leidenschaft bis nahe der Verrückung; ein guter Kopf endlich, wie man's nennt, d. i. ein Sprudler und Schwärmer über Dinge, von denen er kein Wort versteht, über die er aber mit den Redesformeln spielt. Ist das Genie? wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern, und wehst und tanzt gleich einem Irrlichte auf sumpfigen Wiesen, oder rollest als ein schädlicher Comet daher: vor dir Schrecken und hinter dir Pest und Leichen. Ist das Genie, wer wollt's haben? wer nicht lieber wünscht, daß die Natur außerordentlich selten solche Höcker und Ungeheuer bilde!

Jede edle Menschenart schläft, wie aller gute Same im stillen Reime: ist da und erkennt sich selbst nicht. Was in Absicht auf Seelenkräfte Genie heißt, ist in Absicht auf Willen und Empfindung Charakter.

Woher weiß der arme Keim, und woher soll er wissen, welche Reize, Kräfte, Düfte des Lebens ihm im Augenblick seines Werdens zufließen? Das Siegel Gottes, die Decke der Schöpfung ruhet auf ihm er ward gebildet im Mittelpunkt der Erde.

So viel sehen wir, daß ein Kind, wie die Gestalt seines Körpers und Angesichts, auch die Züge seiner Art zu denken und zu empfinden mitbringt; es ist ein gebildeter ganzer Mensch, obgleich im Kleinen. Du kannst kein Glied hinzuthun das ihm fehlt; keine Leidenschaft, keinen Hauptzug hinwegthun, der da ist. Wer das zarte Saitenspiel junger Kinder und Knaben zu beobachten, wer nur in ihrem Gesichte zu lesen weiß: welche Bemerkungen von Genie und Charakter d. i. einzelner Menschenart wird er machen! Es klingen leise Töne, die gleichsam aus einer andern Welt zu kommen scheinen; hier und da regt sich ein Zug von Nachdenken, Leidenschaft, Empfindung, der eine ganze Welt schlafender Kräfte, einen ganzen lebendigen Menschen weißsagt, und es ist, dünkt mich, die platteste Meinung, die je in einen Papierkopf gekommen, daß alle menschlichen Seelen gleich, daß sie alle als platte leere Tafeln auf die Welt kommen. Keine zwei Sandkörner sind einander gleich, geschweige solche reiche Keime und Abgründe von Kräften, als zwei Menschenseelen, oder ich hätte von dem Worte Menschenseele gar keinen Gedanken. Auch das Leibnizische Gleichniß von Marmorblöden, in denen der

Herder.

Umriß zur künftigen Bildsäule schon dalegt, dünkt mir noch zu wenig, wenigstens zu spät. Im Rinde ist ein Quell von mancherlei Leben, nur noch mit Dufte und Nebel bedeckt. Eine Knospe in der der ganze Baum, die ganze Blume eingebüllt blühet.

Nicht zu früh reiße sie auf, diese lebensschwange Knospe, laß sie sich ins Laub der Weidenheit und erst Dumpsheit, wie wir sagen, verstecken. Es ist ein unerseglcher Schade, wenn man die liebe jungfräuliche Blume aufbricht, daß sie lebenslang welke. Zählst du die Freuden der Morgentröthe, ihren lieben ersten Dämmerungsstrahl nicht? Warte; die große Sonne wird schon hervorsichreiten.

Keum vermag der Anschauende den Andern auf den Weg zu führen, auf dem Er zu seinen unermessbaren Schönen gelangte, und muß es ihm selbst und seinem Genius überlassen, in wie fern auch Er dieser Anschauungen theilhaftig werde.

Es sind dem jungen Schiffer schon unterm An-geht der Morgentröthe Stürme beschieden. Er ver-schlägt, kommt ins Land der Ungeheuer und Riesen oder geräth in die Gärten der Armida. Glück-lich wenn ihm die Göttin mit dem Spiegel der Wahrheit bald erschiene, daß er sich selbst sehe und wieder er-

manne! Hiedann, wenn er zeitig genug entkommi, waren ihm die Stürme und Wallfahrten sehr nützlich, die sein unverrichtes Schiff übten. Jeder edle Widerstand, jedes tiefe und stille Leiden prägt treffliche Züge uns in Gesicht und Seele: die ersten Triumphe unserer Jugendzeit werden das *punctum saliens* unseres ganzen leidigen Lebens. Jammer aber, wenn der Jüngling unterliegt, wenn er brüskenden oder hinüberziehenden Gegenständen zu nahe weiset! Er verbildet sich, wird hart und dürr, oder weich und lüßern und verbaucht sein Leben im Lenz der Jahre. Zu früh geliebkostet, liebkostet er wieder und verücht nichts anderes. Zu früh und zu lange befeindet, überzieht er alles mit Menschenhaß und Galle: so sind viele gute Menschen ganz oder halb verloren.

Der erwachende Jüngling findet sich an der Weggabelung seines Lebens, wenn sich Knaben- und Jünglingsalter trennen; oft erscheint ihm da ein Genius und zeigt ihm Weg und Höhen seiner Zukunft; aber nur — in dunkeln Traume. Indessen auch einem Weisse am letzten Tage seines Lebens ist der Traum der Jugend der erste Pulsschlag all seines künftigen Lebens, prophetische Enttäuschung.

Wer zu seinem künftigen Werk und Wesen nur wenig Entwicklung braucht, findet seinen Entwickler auch leicht. Ein Wuchler, eine Uhr, ein Gemälde,

ein Blatt unbekannter Ziffern weckte Manche auf, als ob's Apollo selbst mit der Leier wäre: für Andere ist viel Gefahr, Erfahrung, oft ein Rubicon nöthig. — Cäsar an Alexanders Bildsäule, Alexander an Achilles' Grabe weinend — welch' ein weissagender rührender Anblick! Da schläfst in der Seele, oder vielmehr es schläft nicht mehr, kann aber jetzt nur in Thränen heraus, einst wird's anders heraus strömen.

Wer der Vernunft dient, kommt der Nothwendigkeit zuvor.

Jeder einzelne Mensch trägt, wie in der Gestalt seines Körpers, so auch in der Anlage seiner Seele das Uebernmaß, zu welchem er gebildet ist und sich selbst ausbilden soll, in sich. Es geht durch alle Arten und Formen menschlicher Existenz von der kräuflichsten Unförmlichkeit, die sich kaum lebend erhalten konnte, bis zur schönsten Gestalt eines griechischen Gottmenschen. Durch Fehler und Verirrungen, durch Erziehung, Noth und Übung sucht jeder Sterbliche dieß Uebernmaß seiner Klasse; wem' dazü' alle's, der vollste Genuß seines Daseins liegt. Nur wenige Glückliche aber erreichen es auf die reinste, schönste Weise.

Das ist eben die größte und gute Einrichtung der menschlichen Natur, daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Keim da ist und nur auf seine Entwicklung wartet. Erschließet sich die Blüthe nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da, jedem Gift ist nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichen Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extreme liegen in unsrer engheschränkten Natur so nahe, so dicht bei einander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerringdruck ankommt, aus dem Zufalls- den Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältniß einander gleich sind. Gedanken zu hemmen; dieß Kunststück hat noch keine irdische Politik erfunden, ihr selbst wäre es auch sehr unzutraglich. Aber Gedanken zu sammeln, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen, dieß ist ihr für alle Zeiten hinaus, unabsehblich großer Vortheil.

Der Enmy'ar'w'et'et'et' oder Anfangs' ist nicht weiß, wie weit er kommen werde, dafür aber jeden Umstand, den ihm die Zeit gewährt, nach festen Maßregeln gebraucht.

Alles zieht dich, Du kannst der allgewaltigen Kette nicht entweichen. Wohl dem, der willig folgt: er hat den süßen tausenden Lehn in sich, daß er sich selbst bildete, obwohl ihn unablässig Gott bildet.

Wie einst die Pythagoräer, so sollte jeder Mensch am Abend sich selbst fragen, was er, vielleicht unter vielem Nichtswürdigen, heute wirklich Nützliches gelesen und bemerkt habe? — Jeder gebildete Mensch wird sich auf diesem Wege in kurzem nach einem andern sehnen, dem er sein Merkwürdiges mittheile; denn das einsame Lesen ermattet, man will sprechen, man will sich austreten. Kommen nun verschiedene Menschen mit verschiedenen Wissenschaften, Charakteren, Denkarten, Gesichtspunkten, Liebhabereien und Fähigkeiten zusammen, so erwecken, so vervielfachen sich unzählbare Menschengedanken. Jeder trägt aus seinem Schatz, vom Bucher seines Tages etwas bei, und in jedem Andern wird es vielleicht auf eine neue Art lebendig. Geselligkeit ist der Grund der Humanität und eine Gesellung menschlicher Seelen, ein wechselseitiger Darleih erworben. Gedanken und Verstandeskkräfte vermehrt die Masse menschlicher Erkenntnisse und Fertigkeiten unendlich. Nicht Jeder kann alles leien; die Frucht aber von dem, was der Andere bemerkte, ist oft mehr werth als das Gesehene selbst.

Gelehrsamkeit und Menschenhinn.

Unter Gelehrsamkeit und Büchern wäre sie längst erlegen die menschliche Seele, wenn nicht durch mancherlei gerührende Revolutionen die Vorsehung unserm Geiste wiederum Lust verschaffte.

Schwach und kindisch wäre die schaffende Mutter gewesen, die die ächte und einzige Bestimmung ihrer Kinder: „glücklich zu sein,“ auf die Kunsträder einiger Zwillinge gebaut und von ihren Händen den Zweck der Erdeschöpfung erwartet hätte. Ihr Menschen aller Welttheile, die ihr seit Aeonen dahin-
gingt, ihr hättet also nicht gelebt, und etwa nur mit eurer Asche den Boden gedüngt, damit am Ende der Zeit eure Nachkommen durch europäische Cultur glücklich würden? Was fehlt einem Gedanken dieser Art, daß er nicht Beleidigung der Naturmajestät heiße? Wenn Glückseligkeit auf der Erde anzutreffen ist, so ist sie's in jedem sühlenden Wesen, ja sie muß in

ihm durch Natur sein, und auch die helfende Aunit muß in ihm zum Genuß Natur werden. Hier hat nun jeder Mensch das Maß seiner Seligkeit in sich; er trägt die Form an sich, zu der er gebildet werden, und in deren Umriß er allein glücklich werden kann. Oben deswegen hat die Natur alle ihre Menschenformen auf der Erde erschöpft, damit sie für jede derselben in ihrer Zeit und an ihrer Stelle einen Genuß hätte, mit dem sie den Sterblichen durchs Leben hindurch täuschte.

Ist es nicht sonderbar, daß in alten und neuen Zeiten die höchste und fruchtbarste Weisheit immer aus dem Volke entsprungen, immer mit Naturkenntniß, wenigstens mit Liebe zur Natur und Ansicht der Dinge verbunden, immer von ruhiger Unbefangenheit des Geistes, von heiterem Scherz begleitet gewesen und am liebsten unter der Rose gewohnt hat? Doch warum nenne ich dies sonderbar, da es Natur der Sache selbst ist. Nur wer die Menschen kennt, kann für sie sorgen; nur wer durch das Bedürfniß geweckt, durch Noth gereizt in mancherlei Verhältnissen umhergetrieben, die süße Frucht der Mühe schmeckte, kann diese auf die bequemste Art ändern zu seinen Gunsten. Er hat sich die schwere Arbeit leicht gemacht; so macht er sie auch ändern angenehm und süßlich.

Es ist ein Unterschied zwischen der Cultur des Gelehrten und der Cultur des Volks... Ist nicht die Algebra noch jetzt eine geheime Wissenschaft? es verstehen sie wenige in Europa, obwohl es keinem verboten ist, sie versuchen zu lernen. Nur haben wir zwar, unnütz und schädlich, beide Kreise verwirrt; die alten Staats-Richter dachten hierin menschlicher, Klüger. . . Hat eine Nation gute Sitten und Künste, hat sie die Begriffe und Tugenden, die zu ihrer Arbeit und dem gänzlichen Wohlfeyn ihres Lebens hinreichen; so hat sie die Aufklärung, die ihm genug ist; gesetzt, es wüßte sich auch nicht eine Mondfinsterniß zu erklären, und erzählte darüber die bekannte Drachengeschichte. Vielleicht erzählte sie ihm sein Lehrer deßhalb, damit ihm über die Sonnen- und Sternensabnen kein graues Haar wüchse. Unmöglich kann ich mir vorstellen, daß alle Nationen in ihren Individuen dazu auf der Erde seien, um eine Metaphysik von Gott zu haben.

Der Weltweise Europa's kann keine einzige Seelenkraft nennen, die ihm eigen sei. . . . Bei manchen Wilden ist Gedächtniß, Einbildungskraft, praktische Klugheit, schneller Entschluß, richtiges Urtheil, lebhafter Ausdruck, in einer Blüthe, die bei der künstlichen Vernunft europäischer Gelehrten selten gedeiht. Eine süßende Nervenmaschine wäre sie das Urbild

menschlischer Vollkommenheit? Der Wilde, wenn er sich in Wortziffern keine unsterbliche Seele erweisen kann, und glaubt dieselbe, so geht er mit glücklicherem Muthe, als mancher zweisehnende Wortweise in's Land der Väter.

Es ist beinahe unbegreiflich, wie unser Jahrhundert sich so tief in die Schatten, in die dunklen Verhöhlen des Kunstmäßigen verlieren kann, um das weite helle Licht der uneingekehrten Natur in andern Jahrhunderten auch nicht erkennen zu wollen. Aus den größten Heldenthaten des menschlichen Geistes, die er nur im Zusammenstoße der lebendigen Welt thun und äußern konnte, sind Schulübungen im Staube unserer Lehrkeller; aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst und Beredsamkeit Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrasen lernen und Regeln klauen. Wir haschen ihre Formlichkeiten und haben ihren Geist verloren; wir lernen ihre Sprache, und fühlen kaum die lebendige Welt ihrer Gedanken.

Das Göttliche in uns wird geboren: Gelehrsamkeit, Bücher und Steine bringen's nicht hinein, wo es nicht von Natur war. Wie viel Cicero haben Alterthümer beschaut und gewiesen! wie viele vielleicht mit ungleich größerer Gelehrsamkeit und Minutienkennt-

nitz, als Winkelmann haben konnte oder wollte? Wie wenige aber unter ihnen mochten, nach dem was er war, Winkelmann sein oder werden? Mit keiner Kunst und Wissenschaft gehts anders: denn woher in der Welt wären sonst die Liebhaber des Vortrefflichen, die Kenner und Künstler der höchsten Schönheit in jeder Wissenschaft und Kunst so selten? Unzählig viel Maler liebten Farben und sahen was Raphael sah; aber ohne sein Auge, ohne seine Empfindung; sie mußten also wohl sein lassen, Raphael zu werden, so strenge und genau sie übrigens das Mechanische der Kunst lernten, und in einzelnen Theilen derselben ihn über- treffen konnten. In der Idee, die Raphael, wie er sagte in sich trug, und zu der er nur Beiträge aus Gegenständen um sich her that — in dieser konnte und wird er nur von einem zweiten Raphael über- troffen werden.

We bist du hin, Kindheit der alten Welt, ge- liebt, süße Anabeneinfalt, in Bildern, Werken und Gestalten? Du bist hinweg mit deinem Traume voll angenehmer Wahrheit; und keine Stimme, kein heißer Wunsch des Liebhabers kann dich erwecken aus dei- nem Staube. Auf's Rad der Zeiten geflochten, rol- len wir unaufhörlich weiter — wohin? und kommen nie auf die vorige Stelle wieder.

Will man uns Nationalformen oder gar gelehrte
Uebereinkommnisse über Produkte eines Erdwinkels
für Gesetze Gottes und der Natur aufbürden: sollte
es da nicht erlaubt sein, das Marienbild und den
Gefel zu unterscheiden, der das Marienbild trägt?

Literator.

Man sollte jedes Buch, als den Abdruck einer lebendigen Menschenseele betrachten können; je lebendiger und wahrer der Abdruck ist, je weniger der Verfasser hörte und ein elendes Allgemeingeschwätz zwischen den vier Wänden des Landes gab; wie sonderbar und einzeln dünkt es uns öfters! Oft ist's ein Räthsel ohne Auflösung, eine Münze ohne Umschrift: die flachsten Leser und meistens die hohlesten, daher auch die lautesten von allen, die respect. Kunstrichter, messen nach ihrem unmaßgeblichen wenigen Selbst, schreiben und verdammen. Der bescheidene Weise urtheilt, wie Socrates über Heraclits Schriften, suchet mehr im Geiste des Urhebers, als im Buche zu lesen: je mehr er dahineindringt, je lichter und zusammenhängender wird alles. Das Leben eines Autors ist der beste Commentar seiner Schriften, wenn er nämlich treu und mit sich selbst eins ist, nicht einer Heerde an Wegscheidern und Landstraßen nachblöket.

Unsere classische Literatur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf die deutsche Erde.

Einem großen Manne kleine Fehler abzulauern, und höckerigte Auszüge seiner Gedanken zu geben, ihn wie durch ein Vorurtheil seines Namens zu preisen; freilich das sind leichte und rühmliche Verrichtungen die aber nichts helfen und öfters schaden. Was kann es einem Leser helfen, daß er durch solch einen regelmässigen oder krüppelhaften Auszug durchwischen? Der Geist des Autors ist weg aus diesem Gerippe! Was kann es helfen, daß ich meinem Autor ein Paar eigene Gedanken ansehe, und sie ihm wie Höcker aufbürde? Muß es nicht äußerst schaden, das Auge eines Zeitlings daran zu gewöhnen, daß er zuerst Fehler sucht; sein Gefühl für die Schönheiten zu verbärten und seine Seele damit zu verstümmeln, daß er tadelt, statt nachzueifern? Muß es nicht schaden, wenn wir, geleitet vom Vorurtheile des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich und gute Gedanken in mittelmässigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe, dieß sind die Vortheile unserer Gelehrsamkeit aus Journalen! Wir laufen durch Auszüge hin; sehen viel und nichts ganz und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich leer

lassen; so wie der Schein des Mondes leuchtet aber nicht erwärmt. Wir lernen Fehler finden statt Schönheiten zu sehen, und erreichen es also, gelehrt zu sein zu können, ohne ein Feind der Weisheit zu sein. In der That, so wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang sich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commercium menschlicher Geister und Herzen merklich geschwächt hat; so geben sich unsre Kunst-richterseelen auch alle Mühe, durch ihre Gelehrsamkeit und Scharfsinn die süßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geist des Andern sehen und uns nach ihm bilden.

Man achtet die Verlässlichkeit eines vortrefflichen Schriftstellers oft zu wenig, wenn man die Schätze desselben mit seiner Urne einscharret. In der gelehrten Geschichte stellt man ein mageres Skelet seiner Lebensumstände auf, und verschlingt die Titel seiner Schriften und die Anekdoten seines Lebens wie trockene und unverdauliche Schalen. Darüber vergißt man, daß seine Schriften einen Abdruck seines Geistes enthalten, und die schätzbarste Reliquie sind, die wunderbar sein könnte, uns zu seinen Schülern und Nachahmern zu machen. Man vergißt an sie als an eine Quelle zu eilen, aus welcher man sich Stärke in die Nerven und Heiterkeit ins Auge trinken könne.

Wenn überdem solche Männer aus unvollendeten

Planen gerissen werden, so wie jener wilde Römer den Archimedes niederstieß; alsdann sollte auf ihrem Grabe die himmlische Stimme schallen, die andere aufriefe zu vollenden diese verlassenen Entwürfe und da in die Laufbahn einzutreten, wo sie dem Andern abgefürzt wurde, um mit einem Male näher dem Ziele zu sein. Ein Salbdöhl sollte man aus ihren Schriften ziehen, das uns zu ihren Nachfolgern einweibete; so hat man von ihnen das große Erbtheil, daß ihr Geist auf uns ruhe. Denn das glaube ich, ist die wahre Metempsychosis und Wanderung der Seele, von der die Alten in so angenehmen Bildern träumen, wenn uns ein Genius oder ein Socraticher Dämon daran zu erinnern scheint, daß der Geist dieses verstorbenen Weisen uns belebe; wenn uns wie dort, dem Agamemnon, ein Traum vom Jupiter, in Gestalt des weisen Nestor, erscheint, noch wachend seine Stimme in unserm Ohre tönet, und uns aufruft, in ihre Fußtapfen zu treten; wenn alsdann unser Herz schlägt und in unsern Adern ein Feuerfunken sprühet, wie sie zu sein! Dieß glaube ich, ist das einzige Mittel, dem Tode zu trotzen, wenn er die Blüthen eines Landes zuerst abschlägt, damit stets neue hervorkommen, und er doch endlich sagen müsse, was der Tyrann Liberius bei einem andern Falle sagte: siehe! der ist mir doch entronnen.

In Zeiten da man viel hörte, viel erzählte und wenig las; schrieb man am besten; so ist noch in allen Materien, die aus lebendiger Ansicht menschlicher Dinge entspringen müssen und dahin wirken. Schrift und Rede ist bei uns oft zu weit von einander getrennt; daher sind Bücher oft Leichname, oder Mumien, nicht lebendig, beseelte Körper. Griechen und Römer, auch unter Galliern und Britten die ersten Schriftsteller, waren sprechende oder gar handelnde Personen; der Geist der Rede und Handlung athmet also auch in ihren Schriften. Ueberhaupt äußert sich in den entscheidendsten Fällen der wahre Geist der Humanität mehr sprechend und handelnd als schreibend. Wohl dem Menschen, der in lothwüthiger und angenehmer lebendiger Geschichte lebet.

Warum wollen wir der Natur widerstreben und nicht jede Kunst thun lassen, was sie allein und am besten thun kann?

Eine Gespöde, worin Allegorien handeln, und ein Drama, worin Abstractionen agiren, und eine Geschichte, worin sie pragmatisch tanzen, und ein Staat, worin sie idealisch ordnen, sind herrliche Meisterstücke; kaum aber herrlicher als eine bildende Kunst, die sie in Fels gebauen, blüthelt, damit sie doch ja nicht aus der Welt verschwinden.

Am meisten ist nöthig, daß man von einem Autor abzieht, was seiner Zeit oder der Vorwelt zugehört, und was er der Nachwelt übrig läßt. Er trägt die Kesseln seines Zeitalters, dem er sein Buch zum Geschenke darbreut: er steht in seinem Jahrhundert, wie ein Baum in dem Erdreiche, in das er sich gewurzelt, aus welchem er seine Gliedmaßen der Entreebung entdecket. Je mehr er sich um seine Welt verdient machen will, desto mehr muß er sich nach ihr bequemen, und in ihre Denkart dringen, um sie zu bilden. Ja, da er selbst nach diesem Geschnade geformt ist, und sich die erste Form nie ganz zurückbilden läßt, so muß ein jeder große Schriftsteller die Muttermable seiner Zeit an sich tragen. Du Kuntrichterlicher Iher! der du sie ihm rauben willst, du nimmst ihm Züge seiner Eigenheit, Stücke seiner Schönheit, Narben seiner Verdienste.

„Den Gästen soll mein Gericht schmecken, nicht dem Koch gefallen!“ so sagt ein Schriftsteller der sich auf sich selbst verlassen kann. Erzeugen will ich dem Andern Gedanken: aufrufen in ihm Bilder: in ihm Ideen schaffen: in ihm Empfindungen aufregen — nicht aber ihm meine Gedanken bloß erzählen, meine Bilder verframen, meine Empfindungen vergaukeln. Genie's will ich wecken, Leser lehren, nicht Kuntrichtern genügen! Wenn ich einen Autor von dieser

Art einmal in die Hände bekomme, so danke ich der Muse feierlich; dieser Mann lehrt mich vergessen, daß ich Runktrichter bin! Er hat nicht jenen regelmässigen festen Stuhl, bei dem ich schleichen und jeden Schritttritt bemerken muß. Freilich hier sind Auswüchse; aber Dank seinen Freunden, daß sie ihm diese Auswüchse nicht raubten, ihm seine Gestalt ließen, wie sie ist.

Genauigkeit (Präcision), Ordnung, Klarheit sind die Eigenschaften eines guten Geschmacks, denen sich das Verborgene der Unmuth unmittelbar aufschließt. In jedem Aufsatz, was er auch betreffe, in jeder Gedankensolge reizet uns nichts so sehr als: Genauigkeit, Ordnung, Klarheit.

Geschichte.

Ein politischer Weissager steht auf dem unsicheren Grunde, er möge aus Weltklugheit oder Eingebung Prophet sein; je mehr er Eingebung (auch nur im mindesten moralischen oder politischen Verstande) hineinmischet, desto mehr hat er Klugheit nöthig, und gerade auf der Stufe höret meistens alle Klugheit auf.

Im Schimmer der Morgenröthe und bei jedem Schritte der steigenden Sonne gibt es Regungen und Schönheiten in der Natur, die bei der höchsten Mittagshöhe nicht sind; durch jene muß das Auge auf diese bereitet und fortgeführt werden. Warum, warum ließ uns Gott diesen ganzen Gang einer lebendigen Geschichte? etwa weil sie unnütz war? und sollte sie unnütz sein, weil dieser und jener sie nicht benützen mag, und dessen für werth findet? Bezieht sich nicht alle Folge auf die Vorzeit, so wie die Vorzeit auf die Folge und alle Theile eines Gebäudes auf einander?

Die Geschichte ist Naturlehre der Succession; in der Naturlehre moralisirt man aber nicht, wie das Thier nach unserm Keyse sein sollte, sondern wie? woher? und wozu es da ist? Und dann siehet man hinten nach, daß kein absolutes Gift in der Natur existire, das nicht im Ganzen auch Arznei und Balsam sein müsse.

Eigennannte historische Romane sind gemeiniglich die langweiligsten Romane, historische die schläferigsten Dramen; und überhaupt gibt es dem Gemüthe eine unangenehme Empfindung, wenn ohne Erreichung einer Kunstidee das Geschehene und die Dichtung dergestalt vermenget werden, daß man nicht weiß, was man liest. Die reine historische Exposition eines Zeitraums, eines gesellschaftlichen Verhältnisses als eines charakteristischen Sittengemäldes, wenn sie gleich nicht so lebhaft als ein Roman oder Drama sein kann und sein soll, wird dem ruhigen Leser dennoch unterhaltend und lehrreich sein; sie belohnt ihre mindere Lebhaftigkeit durch einen reineren Umriss der Wahrheit.

Nur durch den Geist, den wir in die Geschichte bringen, und aus ihr ziehen, wird uns Menschen- und Völkergeschichte nützlich. Geistlos zusammengestellte Facta stehen unsichtbar da; auch die Entwicklung

historischer Umstände kann keinen andern Zweck haben, als Evidenz, Wahrheit. — Was uns in der Geschichte zunächst antrifft, sind Sitten und Charaktere, sowohl der Völker als einzelner Menschen. Diese ins Licht zu stellen, sie durch Erweite und Vergleichen sprechend zu machen, ist der edle Zweck einer pädagogischen Geschichte. Welche Nation dieß am besten that, die bearbeitete das Feld der Pädagenarbeiten aufs nutzbarste, aufs angenehmste.

„Culturgeschichte der Völker,“ in welchen Traum versetzt uns dies Wort, oder vielmehr, in welche unendliche Laufbahn! Wie viel und wie wenig ist in ihr geschehen! und auf welchen Wegen ist manches bewirkt worden! Völker blühten und verblühten; mancherlei war ihre Frucht im großen Garten. Sie pflanzten sich fort, sie mischten sich untereinander, auch jener blühende Dorn, auch jene stehende prächtige Distel. Und dort und da wie ungeheure Wüsteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfen betauet, ihnen entgegen glänzende Giebtürme, in deren Klüften nur Flehen wächst. — Ueber die gesamte Culturgeschichte der Menschheit haben wir nichts zu verantworten; aber jeder an seiner Stelle, wohlauf, laßt uns eilen!

Mit jedem Denkenden über jede seiner Meinungen streiten, ist weder der Weg zur Erforschung dieser Meinung, noch zu Festnehmung denkender Charaktere. In diese sich zu versetzen, als ob jede Meinung uns selbst gehörte, dies ist die unerlässliche Pflicht eines Geschichtschreibers, zumal der Geschichte der Menschheit; die Fähigkeit sowohl als der Trieb und Wille dazu sind sein Genies, ohne welchen er nichts vermag. Wie sich der Dichter jeder Gattung, in welcher Charaktere sprechen und handeln, von Aesop an bis zu Sophocles und Homer in jeden dieser Charaktere setzt, ihn sprechen und handeln läßt, sich aber vergißt und läugnet; so und noch angelegentlicher der Geschichtschreiber der Menschheit, denn er ist Richter. Er darf keiner Meinung Unrecht thun; nicht entzweien muß er die Streitenden wollen, sondern vereinen. Nie gabs eine redliche Meinung, die ganz falsch, vielleicht selten eine, die ganz wahr war; im Sinne derer die sie hatten, war jede wahr, sie drückten sich nur unrecht aus oder waren getäuscht.

Wie wir uns vor allem der Jünglingszeit mit Lust und Freude erinnern, Kräfte und Glieder bis zur Blüthe des Lebens ausgebildet, unsere Fähigkeiten bis zur angenehmen Schwachheit und Freundschaft entwickelt; alle Neigungen auf Freiheit und Liebe, Lust und Freude gestimmt, und alle nun im

erhen süßen Lenz — wie wir die Jahre für das goldene Alter und für ein Glisium unserer Erinnerung halten, (denn wer erinnert sich seiner unentwickelten Kindheit?) da am glänzendsten ins Auge fallen, eben im Aufbrechen der Blüthe alle unsere künftigen Wirksamkeiten und Hoffnungen im Schoße tragend — in der Geschichte der Menschheit wird Griechenland ewig der Platz bleiben, wo sie ihre schönste Jugend und Brautblüthe verlebt hat. Der Knabe ist der Hütte und Schule entwachsen und steht da — edler Jüngling mit schönen gesalbten Gliedern, Liebling aller Grazien und Liebhaber aller Musen, Sieger in Olympia und allem anderen Spiele, Geist und Körper zusammen nur eine blühende Pflume!

Es ist das große Unterscheidungszeichen, das die Biographen alter und neuer Zeit himmelweit von einander absondert; jene zeigen uns ihren Mann in Thaten und Handlungen, die bis auf die kleinsten Nuancen, Verräther seiner Seele sind; die neueren malen uns selbst seinen Charakter, der oft ein Roman ihrer, öfter ein Roman ihres Autors ist. Ich weiß sehr wohl die Ursachen, warum die Alten eher als wir haben Biographen der Seele sein können, allein, schrieb ich ein Leben, so würde ich ihnen entweder nachzelnern, und statt selbst zu reden, Handlungen reden lassen; oder wenn ich ihnen ja nachbliebe,

so würd ich getrost von mein Werk hinschreiben: „einige Begebenheiten von dem Leben, so wie ich sie weiß und der Charakter desselben, wie er die Gestalt und Schwäche meiner Augen bekommt.“

Was wird nicht zu einem Biographen erfordert, der das wahre Bild seines Autors weder verschönert noch entstellt, noch unähnlich an seinem wahren Ort im Reiche der Geister sehen will? Wie Rousseau den Sohn seiner Phantasie, den wunderbaren Emil vor der Geburt und im Ehebetto kannte, so müßte er seinen Freund durch alle Scenen seines Lebens begleitet haben, und der Vertraute seiner Geheimnisse geworden sein, und immer müßte er ihn doch fremd, wie ein müßiger Zuschauer beobachten können, um jeden Augenblick mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Unparteiisch, wie ein Richter der Töden müßte er urtheilen; und — doch gehört nicht fast ein kleiner Grad von verliebter Schwärmerci dazu, seinen Mann so sehr der Phantasie einzuprägen, daß man sein Bild nachher wie aus dem Kerse entwerfen kann? Und soll dieß Bild aus dem Kerse entworfen werden, wie leicht können alsdann aus der Kammer des Herzens Käste heraufwallen, um es zu tuschen und auszumalen? Es wird in unsrem Geiße geprägt, und siehe da! unser Gepräße drückt sich von unten ein, und trifft in die Nase des andern.

Aus Geschichte wird unsere Erfahrung, aus Erfahrung bildet sich der lebendigste Theil unserer vrac-
tischen Vernunft. Wer nicht zu hören versteht,
versteht auch nicht zu bemerken; und aus dem Erzählen
zeigt sich, ob jemand zu hören gewußt habe.

Wer bemerkt hat, was für eine unaussprechliche
Sprache mit der Eigenheit eines Menschen sei, das
Unterscheidende unterscheidend sagen zu können, wie
er fühlt und lebt? wie anders und eigen ihm alle
Dinge werden, nachdem sie sein Auge siehet, seine
Seele mißt, sein Herz empfindet? — welche Tiefe
nur in dem Charakter nur Einer Nation liege, die,
wenn man sie auch oft genug wahrgenommen und an-
gesehen hat, doch so sehr das Wort flucht, und im
Worte, wenigstens so selten einem jeden anerkennbar
wird, daß er versteht und mitsüßle — ist das, wie?
wenn man das Weltmeer ganzer Völker, Zeiten und
Länder übersehen, in einen Blick, ein Gefühl, ein
Wort fassen soll! Mattes halbes Schattenbild vom
Worte! Das ganze lebendige Gemälde von Lebens-
art, Gewohnheiten, Bedürfnissen, Landes- und Him-
melseigenheiten müßte dazu kommen, oder verberge-
gangen sein; man müßte erst der Nation sympathi-
siren, um eine einzige ihrer Neigungen und Handlun-
gen, alle zusammen zu fühlen, ein Wort finden, in seiner
Hülle sich alles denken — oder man liest — ein Wort.

S p r a c h e.

Sprache ist das Band der Seelen, das Werkzeug der Erziehung, das Medium unserer besten Veranlagungen, ja aller gesellschaftlichen Unterhaltung. Sie verknüpft Eltern mit Kindern, Stände mit Ständen, den Lehrer mit seinen Schülern, Freunde, Bürger, Genossen, Menschen. In allen diesen Augen und Gelenken sie auszubilden, sie richtig anzuwenden, diese Aufgabe schließt viel in sich.

Gangen nicht unsere abstractesten Gedanken an Worten? Sind diese schlecht erfunden, bezeichnen sie halb oder gar nicht was man durch sie bezeichnen wollte; oder versteht man sie unricht und glaubt an Worten Sachen zu haben, da sie doch nur Zeichen der Sachen oder unserer Gedanken von ihnen sind; in welcher Dede irret der Verstand umher! Bald ein Verführter, bald ein Verführer.

ist die Sprache eines Menschen, einer menschlichen Gesellschaft, schleppend, hart, verworren, kraftlos, unbestimmt, ungebildet, so ist es gewiß auch der Geist dieser Menschen; denn sie denken ja nur in und mit der Sprache.

Das war gleichsam der letzte mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, daß sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: „empfinde nicht für dich allein, sondern dein Gefühl töne!“ Und da dieser letzte schaffende Druck auf Alle von einer Gattung einartig war, so war dieses Gesetz Segen: „deine Empfindung töne deinem Geschlechte einartig, und werde also von allen wie von einem, mitführend vernommen!“ Nun rühre man es nicht an, dieses schwache empfindsame Wesen! So allein und einzeln und jedem feindlichen Sturme des Weltalls es ausgesetzt scheint; so ist es nicht allein; es steht mit der ganzen Natur im Bunde. Es ist zart besaitet; aber die Natur hat in diese Saiten Töne verborgen, die gereizt und ermuntert, wieder andere gleich zart gebaute Gehörse wecken und, wie durch eine unsichtbare Kette einem entfernten Herzen Funken mittheilen können, für dieses ungeschene Gehör zu fühlen. Diese Seufzer, diese Töne sind die Sprache.

Man sollte denken, daß ein einsamer Mensch ohne dringende Bedürfnisse, mit aller Gemächlichkeit der Lebensart, vielmehr Sprache erfinden, ja daß seine Muße ihn dazu antreiben werde, seine Seelenkräfte zu üben, mithin immer etwas neues zu erdenken. Allein das Gegentheil ist klar. Er wird ohne Gesellschaft immer auf gewisse Weise verwildern und bald in Unthätigkeit ermatten, wenn er sich nur erst in den Mittelpunkt gesetzt hat, seine nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er ist immer eine Pflume, die aus ihren Wurzeln gerissen, von ihrem Stamme gebrochen, da liegt und welket. Setzt ihn aber in Gesellschaft und in mehrere Bedürfnisse; er habe für sich und Andere zu sorgen; man sollte denken, diese neuen Lasten nehmen ihm die Arbeit, sich empor zu heben, dieser Zuwachs von Peinlichkeiten nehme ihm die Muße zu erfinden; aber gerade umgekehrt. Das Bedürfniß strengt ihn an, die Peinlichkeit weckt ihn, die Rastlosigkeit hält seine Seele in Bewegung; er wird desto mehr thun, je wunderbarer es wird, daß er es thue.

Zu jeder Rede gehören zwei, der Redende und der zu dem ich rede. Verbindet dieser mit meinem Wort nicht ganz und im genauesten Umriß meinen Begriff, warum sollte ich, um ein schlaffes Mißverständniß zu vermeiden, nicht lieber das fremde Wort nützen, mit dem er meinen Gedanken denket? Zwingt

ich ihn aber in meiner Sprache mit mir zu denken, so daß ihm diese nicht nur verständlich, sondern auch lieb wird, gern wird er der fremden entbehren. Manche Nation erschlaßte, wenn nicht zuweilen ein fremdes Gedankenmaß an sie gelegt, ein fremdes Gedankenziel ihr vergeistet würde, strebe sie jetzt nach ihm in ihrer eigenen Denkart.

In der gemeinten Rede sprechen wir alle, ohne daß wir es bemerken, Metaphysik; daß wir die rechte und recht sprechen, daß wir mit klaren Begriffen in einer natürlichen Ordnung dieß allenthalben ohne Zwang thun, dieß ist die wahre Philosophie, vor der jene dunkle Metaphysik, die sich selbst kaum verüebet, wie die Nacht vor dem Tage zurückweicht.

Das Lied.

Das Wesen des Liedes ist Gesang, nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, den man mit dem alten treffenden Ausdruck: Weise nennen könnte. Fehlt diese einem Liede, hat es keinen Ton, keine poetische Modulation, keinen gehaltenen Gang und Fortgang derselben; habe es Bild und Bilder, und Zusammensetzung und Niedlichkeit der Farben, so viel es wolle, es ist kein Lied mehr. Oder wird jene Modulation durch irgend etwas zerstört, bringt ein fremder Verbesserer hier eine Parenthese von malerischer Composition, dort eine niedliche Farbe von Beiwert u. s. hinein, bei der wir den Augenblick aus dem Ton des Sängers, aus der Melodie des Gesanges hinaus sind, und ein schönes aber hartes und nahrungsleeres Farbenkorn sauen: hinweg Gesang! hinweg Lied und Freude! In gegenwärtig in einem Liede Weise da, wohlangeklingene und wohlgehaltene lyrische Weise, wäre der Inhalt selbst auch nicht von Belange, das Lied bleibt und wird ge-

lungen. Ueber kurz oder lang wird statt des schlechteren, ein besserer Inhalt genommen und darauf gebaut werden; nur die Seele des Liedes, poetische Tonart, Melodie ist geblieben. Hätte ein Lied, von guter Weise einzelne merklliche Fehler; die Fehler verlieren sich, die schlechten Strophen werden nicht mitgesungen; aber der Geist des Liedes, der allein in die Seele wirkt und Gemüther zum Ohr regt dieser Geist ist unsterblich und wirkt weiter. Lied muß gehört werden nicht gesehen; gehört mit dem Ohr der Seele, das nicht einzelne Sylben allein zählt und mißt und wägt, sondern auf Fortklang beruht und in ihm fortzuschwimmt.

Alle unpolizirten Völker singen und handeln; was sie handeln singen sie, und singen Abhandlung. Ihre Gesänge sind das Archiv des Volks, der Schatz ihrer Wissenschaft und Religion, ihrer Theogenie und Cosmogonien, der Thaten ihrer Väter und der Begebenheiten ihrer Geschichte, Abdruck ihres Herzens, Bild ihres häuslichen Lebens in Freude und Leid, beim Brautbett und Grabe. Die Natur hat ihnen einen Trost gegen viele Nebel gegeben, die sie drücken, und einen Gries vieler sogenannten Glückseligkeiten, die wir genießen: d. i. Arbeitsliebe, Müßiggang, Laumel und Gesang. Da maken sich alle, da erscheinen

Alle, wie sie sind. Die kriegerische Nation singt Thaten, die gärtliche Liebe. Das scharfsinnige Volk macht Räthsel, das Volk von Einbildung Allegorien, Gleichnisse, lebendige Gemälde. Das Volk von warmer Leidenschaft kann nur Leidenschaft, wie das Volk unter schrecklichen Gegenständen sich auch schreckliche Götter dichten.

Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur; wir dichten nicht über und in lebendiger Welt, im Sturm und im Zusammenstrom solcher Gegenstände, solcher Empfindungen; sondern erkünsteln uns entweder Thema, oder die Art, das Thema zu behandeln, oder gar beides — und haben uns das schon so lange, so oft, so von früh auf erkünstelt, daß uns jetzt kaum eine freie Ausbildung mehr glücken würde, denn wie kann ein Lahmer gehen? Daber also auch, daß unsern meisten neuen Gedichten die Festigkeit, die Bestimmtheit, die runde Contour so oft fehlet, den nur der erste Entwurf verleihet, und kein späteres Nachzirkeln ertheilen kann. Einem Homer und Ossian würden wir bei solchem poetischen Fleiß gewiß nicht anders vorkommen, als einem Raphael oder Apelles, der durch einen Unriss sich als Apelles zeigt, der schwachhändig, kriegelnde Lebrlnake.

Mußt auch in wortlosen Tönen hat ein Erba-
benes das keine andere Kunst hat, als es sie eine
Sprache der Genien, nur unmittelbar an unser In-
nerstes, als einen Mitgeist der Schöpfung spräche.

Kunst (bildende).

Die bildende Natur haßet Abstracta, sie gab nie Einem Alles und jedem das Seinige auf die feinste Weise. Die bildende Kunst, die ihr nachzueifern, muß es auch thun oder sie ist ihres Namens nicht werth. Sie bildet nicht Abstracta, sondern Personen; legt die Person in dem Charakter, und den Charakter in jedem Gliede und in Ort und Stellung, als ob sie nur der Zauberstab berührt und lebend in Stein gesenkt hätte. Es ist nicht die abstracte Liebe die da steht, sondern der Gott, die Göttin der Liebe; nicht die Frau Gottheit und die Jungfrau Jugend, sondern Minerva, Juno, Venus, Apollo und wie die höchstbestimmten Namen, Gebilde und Personen ferner lauten. Dem müßigen Kopf, der den Redner, den Dichter, den Maler allegorisiert, kann ichs vergeben; der mir aber hier bei der Bildsäule, wo im höchsten Grad alles substantiell, wahr und bestimmt ist, Aledermäuse hascht, die nicht Kunst sind noch Dichtkunst, weder Seele noch Körper; dem mag's von den allegorisierten Göttern selbst vergeben werden.

Wenn ich einem Menschen seine Begeisterung ver-
 gebe, so ist's dem Liebhaber der Kunst, dem Künstler;
 denn ohne sie war kein Liebhaber, kein Künstler. Der
 elende Itevf, der vorm Modell sitzt und alles platt
 und flach siehet, der Arme, der vor der lebenden Person
 steht und nur ein Farbenbret an ihr gewahrt wird,
 sind Kleider, nicht Künstler. Sollen die Figuren vor
 der Leinwand vortreten, wachsen, sich beseelen, sprechen,
 handeln, gewiß, so mußten sie dem Künstler auch so
 erscheinen und von ihm gefühlt sein. Phidias der den
 Donnergott bildete, als er im Homer lag und vom
 Haupte Jupiters, von seiner fallenden Locke ihm Kraft
 herabsank, dem Gotte näher zu treten und ihn zu
 umfassen in Majestät und Liebe: Arollentus Nesto-
 rides der den Hercules machte und den Riesenbezwin-
 ger in Bruß, in Hüften, in Armen im ganzen Körper
 fühlte: Agassas als er den Fächer schuf und in allen
 Sehnen ihn tastete und in allen Kräften ihn hingab,
 wenn diese nicht begeistert sprechen durften, wer darf's
 denn? Sie sprachen durch ihr Werk und schwiegen.
 Der Liebhaber fühlt, schafft ihnen nach, und stammelt
 im Umfang, im Meere von Leben, was ihn ergreift. —
 Ueberbaupt je näher wir einem Gegenstande kommen,
 desto lebendiger wird unsere Sprache, und je leben-
 diger wir ihn von fernher fühlen, desto beschwerlicher
 wird uns der trennende Raum, desto mehr wollen wir
 zu ihm. Wehe dem Liebhaber, der in behaglicher
 Ruhe seine Gelichte von fern als ein flaches Bild

ansicht und genug hat! wehe dem Apollon, dem Herculesbildner, der nie einen Wuchs Apollos umschlang, der eine Brust, einen Rücken Hercules auch nur im Traume fühlte. Aus Nichts kann wahrlich nichts anderes als Nichts, und aus dem unfühlenden Sonnenstrahl nie warme schaffende Hand werden.

Trauriges Schicksal der schönen Künste, wenn sie am Willen oder an der Lust eines Einzigen haften! In seiner Jugend spielen sie um ihn her; aus dem Frühlinge begleiten sie ihn etwa bis in den Sommer des Lebens; im Herbst, im Winter wo sind sie? Der Nachfolger führt eine andere Jugend herbei.

So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in dem die schöne regelmäßige Bildung Natur ist, so gab Gott einem Volke dieses Erdstrichs Raum und Zeit und Ruhe, in seiner Jugend und Lebensfreude das Werk das aus seiner Hand kam, ganz und rein und schön sich zu ertönen und in dauernden Denkmälern für alle Zeiten und Völker zu bilden. Diese Denkmäler sind die klassischen Werke ihrer Hand, wie ihre Schriften des feinsühlenden menschlichen Geistes; im stürmigen Meer der Zeiten stehn sie als Leuchttürme da, und der Schiffer der nach ihnen steuert, wird nie verstragen. Es ist traurig und ewig unersetzlich aber

vielleicht gut, daß die Barbaren viel von ihnen gelernt haben. Die Menge könnte uns irre machen und unterdrücken, so wie in der Stadt, die noch jetzt die meisten befügt, es vielleicht den wenigsten Geist gibt, der ihrer werth sie umfange und verneut. Auch sollen sie nur Freunde sein nicht Gebieter: nicht unterjochen, sondern was auch ihr Name sagt, Vorbild sein, uns die Wahrheit alter Zeiten lebhaft darstellen und uns in Uebereinstimmung und Abweichung auf die Lebensgestalten der Unseren weisen.

Wie weit ist mit der Kunst gekommen, wenn sie keine lebhafte Wahrheit mehr hat; wenn sie statt des großen einen, Seelendurchwehten Ganzen nach einem Schmetterlinge von Wig, von Bedeutung haßt, der um, oder neben, oder über ihm schwebt! Und den sie doch auch, so klein der Preis wäre, nicht einmal zu erreichen, nicht auszudrücken vermag.

Liebe.

Es ist wunderbar, welchen Blick in allem die beiden Geschlechter gegen einander haben, wie tief der Mann das Weib und das Weib den Mann kennet. Jedes kann seinem Geschlechte Unrecht thun und thut ihm oft, nicht eben aus Neid, Unrecht; aber sein Urtheil über das andere ist, wo es nicht Leidenschaft verblendet, sondern Leidenschaft warnet, furchtbar streng. Die Liebe holt das wahre Ideal, den Engel; Haß den Teufel aus uns hervor, der in uns liegt, und den wir oft selbst nicht zu sehen oder zu finden vermögen. Die Ursache ist klar. Zum allgemein menschlichen Gefühl kam noch ein Geschlechtsgefühl hinzu, das wir ja auch bei den erhabensten Urtheilen über das was Mensch ist, nicht ganz verläugnen. Der Mann muß immer, er mag dichten oder regieren, Menschen oder Statuen schaffen, als Mann, das Weib immer als Weib fühlen.

Wie zwei Lichter am Himmel, so hat Gott auf der Erde zwei Geschlechter geschaffen, die im Schwunge der Empfindungen sich einander das Gegengewicht leisten sollen. Eins ersetzt dem andern, was dem an Zartheit, diesem an Stärke abgeht, und im Reich der Liebe ist Zartheit mächtiger als Stärke. Die Schwachheit des Weibes erlittete und umbüllte Gott mit Reizen. Wo er des Bedürfnisses wegen von den Regeln abgeben mußte: da schlang er den Gürtel der Liebe um sie, begabt mit dem Verlangen, das, wie jene Göttin sagt, alle Stärke überwindet. — Auch in der Freundschaft ist ein Theil immer der thätige, der andere mehr behelfend und leidend: jener männlich, dieser weiblich; oft umgekehrt nach Geschlechtern. Einklang ist in dieser Ehe der Seelen weder angenehm, noch nützlich, noch möglich. Gemeinsame Töne müssen es sein, die die Melodie des Lebens und des Genusses geben, nicht unisone; sonst verliert sich die Freundschaft bald in bloße Gesellschaft.

Mütterliche Zärtlichkeit war das Pfand der Liebe, womit die Natur gleichsam aus ihrem Herzen die Schmerzen der Mutter belohnte. Nichts geht über die Angst, womit die Mutter ein verlorenes Kind sucht, und nichts über die Freude, womit sie's nach langem Suchen, nach vieljähriger Entfernung wieder findet, und wie neugeboren umarmet. Das Verlangen der

Mutter nach Kindern ist die schönste Zehnsucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja aus der bei allen reinen Weibesherzen, er eigentlich ganz gewebt scheint. Sie sind die Priesterinnen am heiligen Feuer der Begeisterung, und wehe dem verachteten Geschöpf, das statt dieser Flamme von einer anderen glühet! Nur die Spitze seines Pfeils hat Amor mit Verlangen gesalbt; unglücklich, wenn der ganze Pfeil davon glühet.

Es ist unbegreiflich, was oft eine menschliche Seele in die andere für dunkle Wirkung, Abnung und Zug hat, wie man oft an den sonderbarsten Proben einstimmiger Gemüther, Luste und Kräfte siehet. Sympathie und Liebe, Wollust und Ehrgeiz, Neid und Eifersucht enträthseln durch Blicke, durch geheime Winke, was unter sieben Decken in der Brust verborgen liegt, wittern gleichsam aus lauter kleinen sichtbaren Anzeigen das tief verborgene Geheimniß. — Dieß sind kleine verzerrte Proben von dem, was eine reine menschliche Seele mit Affect, Liebe und Wartung über den andern und wie weit sie in ihn hindrindringen vermöge! — eine Tiefe, von der man noch bisher weder Grund hat, noch zu Grunde zu kommen ein Zerkblei weiß.

Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daß wir unser Dasein nicht in uns, sondern nur durch Reaction gleichsam in einem Gegenstande außer uns fühlen sollen, nach dem wir also streben, für den wir leben, in dem wir doppelt und vielfach sind. Die Menge anziehender Gegenstände, die die Natur um uns legte, sind also von ihr in so mancherlei Entfernungen gesetzt, und mit so verschiedenen Arten und Graden der Anziehungskraft begabt, daß eben hierdurch ein reiches und zartes Spiel der Empfindungen von vielerlei Tönen und Modis in uns möglich ward, und unser Herz und Leben gleichsam eine Harmonika des Verlangens, das Kunstgebilde einer immer reinern unerfättlichen, ewigen Sehnsucht wurde.

Das weibliche Geschlecht, das die Liebe überhaupt zarter als das uniere behandelt, fühlt, wie viel die Flamme derselben mit jedem Genuß verliere, wie sie der Natur aller anderen Flammen zuwider, erstickt, wenn sie ausbricht, und durch jede Aeußerung ihre innere Kraft und Seligkeit schwächt. Aeuß und heiligt sucht also das Geheimniß selbst im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiß ist; und nichts macht sich gewisser als dieses. Das Geheimniß wird gleichsam entweicht, wenn es nur die Lippen berührt; es erfüllt auf gewisse Weise schon im ersten Kusse, im ersten Zeußer. Aber da wir

einmal Körper sind, so verliert Binde freilich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmlischen Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt. Ist es Wunder, daß sie sich so lange, und mit so vieler Mühe noch täuschen will, daß sie nicht den Körper, sondern nur das, was ihrer Natur ist, die Seele des Geliebten liebe? gleich als ob sie sich ihrer Erniedrigung schäme, und die kurze Dauer des Genusses, den sie sucht, verheißelte.

Ich weiß nicht, welche Mythologie irgend eines asiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums so eintheilt, daß die Menschen (damals noch paradiesische Wesen) sich Jahrtausende zuerst durch Blitze, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Verührung geliebt hätten, bis sie in langen Zeiträumen endlich zu den niedrigen Arten des Genusses allmählig hinabgesunken wären. Der Augenblick geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick, setzt uns gleichsam in diese Zeit zurück und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir zurückwühlend, was wir so lange suchten, und uns selbst nicht zu sagen wagten; in ihm genießen wir vereempfindend alle Freuden der Zukunft, nicht abend, sondern habend, ja wenn man so sagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genusses bei jedem Genusse.

Jener Augenblick ist der, da Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lang verschleiert liebte: ach, warum, Unglückliche, ließeß du den Funken fallen? und endetest damit auf so lange, lange Zeit alle deine Freuden.

Die Natur fängt immer vom Einzelnen an, und nur wenn sie die Reizungen des Individuums in seinem kleinen Kreise geordnet und befriedigt hat, leitet sie mehrere an einander und ordnet ihre Empfindungen zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit. Aus glücklichen Familien besteht das Wohl des Staats; oder seine Glückseligkeit ist eine Scheingröße. Nachdem in einem Menschen sinnliche und geistige Freuden, Freundschaft und Liebe, Vatergärtlichkeit und eigene Tugend wohlgeordnet und wohlgevaart sind, nachdem ist er für sich und andere glücklich. Unmöglich kann er also wie Neereßschleim mit allem zusammenfließen, unmöglich alles in gleichem Grade lieben, loben und gutheißen, oder jeden Staub in einen Sonnenstrahl verwandeln wollen, damit er doch auch das Staubkorn als einen Sonnenstrahl liebe. Er schadet damit dem Guten so sehr als dem Bösen, und verliert zuletzt ganz sein Urtheil und seinen Standpunkt. Wer nicht zurückstehen kann, kann auch nicht anziehen: Beide Kräfte sind nur ein Pulsschlag der Seele —

Unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen ist das Band der Geschlechter und Familien das zarteste das die Geschichte entwickeln kann und festhalten sollte; denn auf ihm beruht nicht nur der ächte Ruhm einer Nation, sondern auch ihr innerer dauernder Wohlstand. Kriegstugenden sind nur abwehrende Tugend; we sie angreifen, erobern, zudringlich und überlästigt werden, hören sie auf, Tugenden zu sein, und werden erst andern, dann der Nation selbst fürchterliche Dämonen. Indem sie den häuslichen Wohlstand fremder zerrütten, bringen sie durch Ueberspannung der Bedürfnisse, der Reizungen und Kräfte eine Unform zuwege, in der sich die Mutter aller häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit, die Zerbrosene am wenigsten erkennt.

Der Mensch ist ein Tyrann des Weltalls; aber wie bald ist auch dieser kleine Tyrann, wenn er in den Kräften der Natur bleiben will, vom Haube gesättigt! Jeder sinnliche Genuß ist eigentlich nur ein mildgemachtes Bedürfniß, we die Zerstörung des Gegenseitigen aufhört, fängt erst ein freier schönerer Genuß ein fröhliches Nebeneinandersein vieler Geschöpfe an, die sich wechselseitig einander suchen und lieben. Ein Tyrann der alles allein sein, der alles verschlingen will, wie Saturn seine Kinder, ist weder zur Freundschaft noch zur Liebe, selbst nicht einmal zur Vaterzärtlichkeit fähig. Er drückt und unterdrückt;

neben ihm kann nichts wachsen, geschweige, daß es mit ihm zusammenwache zu Einer gemeinschaftlichen Krone.

Sobald mehrere Geschöpfe milde neben einander sind, und sich einander wechselseitig genießen wollen: so folgt, daß keines auf den alleinigen also auch nicht auf den höchsten Genuß ausgehen müsse, oder es zer-
 rört um sich her. Es muß geben und nehmen, leiden und thun, an sich ziehen und laßt aus sich mittheilen. Dieß macht zwar allen Genuß unvollständig, es ist aber der wahre Tact und Pulsschlag des Lebens, die Modulation und Haushaltung des Verlangens, der Liebe und aller Süßigkeiten der Zehnsucht.

Nur auf unserem eigenen Dasein und Bewußt-
 sein ruht die Existenz Anderer, so fern sie durch Liebe und Zehnsucht mit uns verknüpft sind; verloreu wir jene, so hätten wir auch von dieser keinen Genuß mehr. Nothwendig wird unsere Existenz von Stufe zu Stufe immer freier und wirkender werden: unser Genuß tr- weniger verderben und zerören: wir werden immer mehr Freuden schmecken lernen, indem wir geben und thun, als indem wir nehmen und leiden. Indessen scheint das gegenseitige Verhältniß nie ganz aufhören zu können, das die Summe dieses ganzen Glücks macht. Um zu geben, müssen immer Gegen-
 stände sein, die da nehmen; um zu thun, Andere, für

die man thut; Freundschaft und Liebe sind wie möglich, als zwischen gegenseitigen freien, consonen, aber nicht unisonen, geschweige identificirten Geschöpfen. Und was endlich den Genuß des höchsten Wesens anbetrifft: o da bleibt immer „Hyperbel mit ihrer Asymptote,“ wie unser Autor sagt, und muß es bleiben. Die Hyperbel nähert sich der Asymptote, aber sie erreicht sie nie; zu unserer Seligkeit können wir nie den Begriff unseres Daseins verlieren, und den unendlichen Begriff, daß wir Gott sind, erlangen. Wir bleiben immer Geschöpfe, wenn wir auch die Schöpfer großer Welten würden. Wir haben uns der Vollkommenheit, unendlich vollkommen aber werden wir nie. Das höchste Gut, was Gott allen Geschöpfen geben konnte, war und bleibt eignes Dasein, in welchem eben Er ihnen ist und von Stufe zu Stufe mehr sein wird Alles in Allem.

Freundschaft.

Einzelu ist der Mensch ein schwaches Wesen, aber stark in Verbindung mit Andern. Einsam mühet er sich oft umsonst. Ein Blick des Freundes in sein Herz, ein Wort seines Rathes, seines Trostes wecket und hebt ihm den niedrigen Himmel, rückt ihm die Decke des Trauens hinweg.

Ein geselliger Mensch ist leicht und wohlgestimmt; er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Dasein, er vereuzt keinen; und so ist jedermann gern um ihn — man ist auch in einem gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut, aber Freundschaft — welches ein anderes heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpfst sie zu einem gemeinschaftlichen Zweck zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren

vortiegt: da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die alle wie Einer siegen oder starben; jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter Allen Nationen Hebräern und Griechen, Syrern und Römern aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menschlichen Herzen so wohlthun, wodurch waren sie Freunde? Ein gemeinschaftlicher Zweck verband sie. Gefahr zog den Knoten zusammen, erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ist, was jener Freund von seinem Freunde singet: deine Liebe war mir mehr als Brautliebe! Die Schöpfung kennt nichts edleres als zwei freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig zusammengewordene Herzen und Leben. Gleichviel ob diese beiden Hände männlich oder weiblich oder beiderlei Geschlechtes sind: es ist ein stolzes aber ungereimtes Vorurtheil der Männer, daß nur sie zur Freundschaft taugen. Ist ein Weib zu ihr zarter, treuer, feister und goldreiner, als eine Reihe schwacher, süßloser unreiner Männerseelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtfinn stattfindet, da ist Freundschaft für beide Geschlechter unmöglich. Auch Ehe soll Freundschaft sein und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit sein wollte! Es ist einem edlen

Herz,

Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und er sich in ihr, sie sich in ihm wirksam, fröhlich, bonett, geschägt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter beide süß beselbt. Als zwei verschlungene Bäume stehen sie da und werden dastehen umringt vom Kranze jugendlich gründer Bäume und Zweige. — Ueberhaupt ist ein gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft: Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und innere Belohnung. Was für zarte Webeimnisse gibt's in der Freundschaft. Delicateffen, als ob die Seele sich in des Andern Seele unmittelbar fühle und vorabnehm seine Gedanken so richtig erkenne, als ob's ihre eigenen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des Andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen. Es gibt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindeste äußere Veranlassung, die zu z. die Psychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es gibt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in

eine andere Seele zu wirken, wo könnte es natürlicher sein als bei der Freundschaft? Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger als die Liebe; denn wenn die Liebe sich zur Stärke und Dauer einer Wirklichkeit erheben will, muß sie zuerst von der groben Sinnlichkeit geläutert, echte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden freissenden Flammen, und Beide, das Liebende und das Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da. Aber die Glut der Freundschaft ist eine reine erquickende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf einem Altar sitzen in einander, heizen und tragen friedlich und einig, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie süßlich und einig ins Land der reinen Vereinigung, der treuesten untrennbaren Freundschaft liegend empor!

Die Natur hat schmale Grenzen um jedes Einzelne gezogen; und es ist der gefährlichste Traum, sich unumfchränkt zu denken, wenn man eingeschränkt ist, sich Decket des Weltalls zu glauben, wenn man von nichts als einzelnen Atomen lebet. Die ganze Schöpfung mit Liebe zu umfassen, klingt schön; aber vom Einzelnen, dem Nächsten fängt man an; und wer sich nicht tief, innig, ganz liebet, wie sollte er, was ent-

fernt ist, was aus einem fremden Gestirn nur schwache Strahlen auf ihn herab wirft, lieben können? — so, daß es auch nur den Namen der Liebe verdiente. Die allgemeinsten Cosmopoliten sind meistens die dürftigsten Bettler: sie, die das ganze Weltall mit Liebe umfassen, lieben meistens nichts, als ihr eigenes Selbst. —

Charakter. Ehre.

Was ist seltner in unseren Tagen, als einen menschlichen Charakter zu erfassen, wie er ist, ihn treu und ganz zu halten und fortzuführen? da muß uns immer die liebe Vernunft und Moral, wie das Licht und die Farbe zu Hülfe kommen, weil er auf seinen Füßen nicht stehen will und sich von Seite zu Seite, wie ein Gespenst, verändert. Das macht, wir sehen so viel, daß wir gar nichts sehen, und wissen so viel, daß gar nichts mehr unser d. i. etwas ist, was wir nicht gelernt haben konnten, was mit Tugenden und Fehlern aus unserem Ich entsprang.

Die Philosophie ist reich an Mitteln, die uns über erlittene Unfälle trösten sollen; unütreitig aber ist das beste Mittel dagegen, wenn sie uns stärkt, neue Nebel zu ertragen, und uns ein festes Veruben auf uns selbst mittheilt. Der meiste Wahn, der unsere Seelenkräfte schwächt, kommt von außen; nun aber sind wir nicht die Gegenstände um uns her. Traurig

ist es freilich, wenn einem Menschen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und Nothbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch seine Traube und Blume derselben anrühren mag; sie zerfallen ihm unter der Hand zu Asche, wie jene Sodom's-Ärnbte. Indessen ist es doch nicht die Lage; er liebe wie die Schildkröte die Glieder ein und sei was er sein kann und soll. Je mehr er vom Erfolge seiner Handlungen wegfieht, desto mehr ruhet er in der Handlung; dadurch wird die Seele stärker und belebet sich wie eine neu auffringende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom fließen, welche fremde Theile er annehmen, und wo er endlich verfließen werde; sie strömt aus eigener Fülle in unaufhaltbarer Bewegung. Was Andere uns von uns selbst zeigen, ist nur der Schein; er hat immer einigen Grund, und ist nie ganz zu verachten; es ist aber nur der Widerschein in ihnen, der von ihrer eigenen oft zerbrochenen und düsternen Gestalt zurückgespielt wird, nie unser Wesen. Laß das kleine Gewürm um und über dich kriechen; und sich äußerlich bemühen, daß man dich für todt halte; sie wirken in ihrer Natur, wirke du in der deinen und lebe. Ueberhaupt hält uns unsere Brust, unser Charakter vielmehr und länger aufrecht empor, als alle Zirkumstanzlichkeit des Kopfes und jede Verischlagenheit des Geistes. Im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken. Meinungen Anderer können ein günstiger oder feindlicher Wind in unsere Segel sein. Umstände können uns,

wie das Meer die Schiffe, hier festhalten, dort gewaltig fördern; Schiff und Segel, Compaß, Steuer und Ruder sind aber doch unser. Vergräue also nie, wie der alte Lithon, im Wahn, daß deine Jugend dahin sei; vielmehr fahre mit neu erweckter Thätigkeit täglich aus deinen Armen eine neue Aurora.

Was Andere nicht thun, thue jeder an sich in Betracht der fehlenden Menichheit; er werde sein eigener Arzt. Insonderheit suche er den Grund der Krankheit in sich zu heilen, der gewöhnlich Annahme (Präsumtion) ist. Man traue sich zu, was Andere recht oder unrechtmäßig uns nicht zutrauen; man fordere tiefere Beugung vor sich, höhere Achtung seiner. Thörichte Forderung, wenn sie auch mit Grunde geschehe. Niemand kann höher achten, als er Gefühl für's Vorzügliche hat; über flache Tellerseelen ergießt sich alles gleichartig. Zudem ist eine erzwungene Achtung noch unaufständiger und unbefriedigender als eine erzwungene Liebe. Der Achtungswürdige muß der Achtung entbehren können, ja sich in ihr als einer unnöthigen Thatbat selbst betroffen fühlen; sobald er sie sucht und nach ihr läuft, sie erkaufend, trogend, erkünnelnd, wird er verächtlich. Kränt er sich über ihren Verlust, sofern er sie nicht durch eigene Schuld verloren, so zeigt er sich klein, schwach, erbärmlich.

Treu' und Glaube ist der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu' und Glauben sind Freundschaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle andere Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund, alles wankt und stürzt; alles fällt auseinander.

Es gibt keine einseitigen Pflichten und einseitige Rechte. Pflichten und Rechte gehören zusammen, wie die obere und untere, wie die rechte und die linke Seite. Was hier convex ist, ist dort concav; und bleibt dieselbe Sache, derselbe Körper.

Lasset Staaten, lasset Stände gegen einander Treu' und Glauben verlieren; wer seinen Pflichten entsagt, verliert seine Rechte, die der Pflicht ankleben; er täuscht und wird getäuscht; er handelt einseitig, so wird man auch gegen ihn handeln.

Wahre Ehre, was ist sie? Ein rühmliches Bewußtsein seiner selbst, bonnet zu sein, sich gegen den Auspruch des Rechts, der Billigkeit und der Wahrheit nichts zu erlauben, jeder seiner Pflichten Genüge zu thun, vor sich, dem schärfsten Richter. Ohne diese innere Ehrlichkeit (Conscientät) findet keine wahre Ehre und Ehrliche statt. Behängt den Niederträchtigen mit Erdensbändern, gebt ihm das lauteste Gellatich um ihn her und den freundlichsten Blick seines Monarchen zur unabtreunlichen Begleitung; ist es in seiner Brust

übel bestellt, thut er seinen wesentlichen Pflichten gegen die Menschheit und den Staat mit Beifall seiner Uebersetzung und der Uebersetzung aller Guten nicht Genüge, so habt ihr einen lahmen Krüppel mit Ehre d. i. mit dem Zeugnisse bekränzt, daß er für den schönsten Tänzer gelte. Bemerkt ihr nicht, daß alle eure Ehrenbezeugungen ihn lächerlich auszeichnen? Ehre kann nur gentessen, wer Bewußtsein des Verdienstes in sich hat; sonst wird ihm, bei einiger Ehrlichkeit gegen sich und andere, die äußere Ehre unerträglich.

Geist.

Was Geist ist, läßt sich nicht beschreiben, nicht zeichnen, nicht malen; aber empfinden läßt es sich; es äußert sich durch Worte, Bewegungen, durch Anstreben, Kraft und Wirkung. In der sinnlichen Welt unterscheiden wir Geist vom Körper, und eignen jenem alles das zu, was Leben in sich hält und Leben erwecket, Kräfte an sich zieht und Kräfte fortzulanzet. In den ältesten Sprachen also ist Geist der Ausdruck unsichtbarer, strebender Gewalt; dagegen Leib, Fleisch, Körper, Leichnam entweder die Bezeichnung todter Trägheit oder einer organischen Wohnung eines Werkzeuges, das der einwohnende Geist als ein mächtiger Künstler gebraucht.

Eine große Lebhaftigkeit, die immer neue Gedanken hervorbringt, ist selten mit der Stätigkeit verbunden, die einen einzigen Gedanken bis in seine Tiefe verfolgt. Eine fruchtbare Seele gebärt Ideen; diese aber zu erziehen und auszubilden, wird andern überlassen; eine starke sinnliche Aufmerksamkeit paaret sich

selten mit der Abstraction, die sich wie Democritus die Augen blenden muß, um nicht von außen gehört zu werden, sondern ein Einziges zu zergliedern; der philosophische Scharfsinn scheint oft gegen den ästhetischen Will, ein entgegengesetzter Pol zu sein.

Ueber Grundsätze können sich nur Geister einander erklären. Die Zusammenkunft ist sehr entbehrlich, wenn sie nicht zugleich auch meistens sehr zerstreuend und verführerisch wäre. Im Umgange mit Geistern auf Hauts Mantel bleibt meine Seele frei; sie kann jedes Wort, jedes Bild prüfen.

Geist der Zeiten.

„Was ist der Geist der Zeiten?“ Allerdings ein mächtiger Genius, ein gewaltiger Dämon. Wenn Avertos glaubte, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Seele habe, an welcher jedes Individuum auf seine Weise bald thätig bald leidend Theil nehme, so würde ich diese Dichtung eher auf den Geist der Zeit anwenden. Wir stehen alle unter seinem Gebiet, bald thätig, bald leidend.

„Ist er ein Schall der Aeolsharfe? ein Lusthauch der Mode?“ Die flüchtige Mode ist seine unächte Schwester; er ist ihr nicht gewogen; lernt aber auch von ihr, und hat mit ihr zuweilen lehrreichen Umgang. Desto entschiedener haßet er seinen wahren Feind und Verläumder, den Geist des Aufruhrs, der Zwietracht, den unreinen abgeschmackten Pöbelsinn und Wahnwitz. Wo dieser sich hören läßt, in welchen Gesellschaften und Kreisen er ihn auch nur vermutet, flüchtet er vor ihm und verachtet selbst die Lehre aus seinem Munde. Die Stimme des geläuterten Zeitgeistes ist verständig überredend, sanft freundlich.

„Wohin will er?“ Wohin er kommen kann. Er hat aus den vorigen Zeiten gesammelt, sammlet aus den jetzigen und dringt in die folgenden Zeiten. Seine Macht ist groß aber unsichtbar; der Verständige bemerkt und nützt sie; dem Unweisen wird sie, meistens zu spät, nur in erfolgten Wirkungen glaubhaft. „Muß der Geist der Zeiten herrschen oder dienen?“ Er muß beides an Stelle und Ort. Der Weise gibt ihm nach, um zu rechter Zeit ihn zu lenken, wozu aber eine sehr behutsame, sichere Hand gehört. Indessen wird er offenbar gelenkt, nicht von der Menge, sondern von wenigen, tiefer als Andere blickenden, standhaften und glücklichen Geistern. Oft leben und wirken diese in der größten Stille, aber keiner ihrer Gedanken, den der Geist der Zeiten auffaßt, bringt ein ganzes Chaos der Dinge zur Wohlgestalt und Ordnung. Glücklich sind die, denen die Vorsehung solch' einen erhabenen Platz gab, in welchem Stande sie auch leben. Selten wird dieser Platz durch Mühe erstrebt, selten durch lautes Geräusch angekündigt, meistens nur in Folgen bemerkt; oft müssen die großen Lenker auch viel wagen, viel leiden.

Alle Stände und Einrichtungen der Gesellschaft sind Kinder der Zeit. Diese alte Mutter gebär, nährte, erzog sie; sie schmückte, stattete sie aus, und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt sie sie, wie sie sich

selbst begräbt und wieder verjüngt. Wer also sein Daseyn mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechselt, macht sich selbst unnöthige Plage; was vor Dir war, wird auch hinter Dir sein, wenn es sein soll. Handle so viel an Dir ist, klug und weise; ihren großen Gang wird die Zeit geben und das übrige vollenden. Du für deine Person sei mehr, als dein Stand ist: so wirst du in ihm, er altere wie er wolle, für dich selbst und für Andere stets jung sein; ja in der dunkleren Nacht wirst Du als ein helleres Gestirn glänzen. Wer sich nicht über die Brustwehre seines Standes erhebt, ist kein Held in demselben; hinter ihr mag er kriechen, sitzen oder liegen. Der Stand als solcher macht nur Puppen. Persönlichkeit macht Werth und Verdienst. Je mehr jene träge todte Hülle, die den keiten wie den schlechtesten Kern verbirgt, dahin sinkt, desto entschiedener wird der schönere reifere Kern sichtbar.

Wir hoffen auf Zeichen und Zahlen, wir knirschen Wünsche an ein Phantom, ein kommendes Jahrhundert. Kinder des Verigen, nehmen wir es nicht in uns mit? in unserem Gemüth, in unserer Gewohnheit? In uns, in uns ist der Zecpter und Maß, am Verigen lasset uns lernen. Das neue Jahrhundert schaffen Wir: denn Menschen bildet die Zeit und Menschen schaffen Zeiten.

Nicht nur einzelne Personen überleben sich; sondern noch vielmehr und länger, sogenannte politisch-moralische Personen, Einrichtungen, Verfassungen, Stände, Corporationen. Oft steht Jahrhunderte lang ihr Körper zur Schau da, wenn die Seele des Körpers längst entflohen ist; oder sie schleichen als Schatten umher zwischen lebendigen Gestalten. Um sich hiervon zu überzeugen, gehe man in eine Juden-Synagoge, oder lese Anquetil's Zend-Avesta, und die heiligen Bücher der Bramanen. Es ist kein Zweifel, daß alle diese Religions-Institute einst sehr nützlich waren, und daß in jeder dieser Hüllen Keime zu einer großen Entwicklung lagen. Mehr oder minder hat sie die Zeit entwickelt, den einen Keim glücklicher, so daß man in ihm vielleicht mehr suchte, als da war, den andern unvollkommen und kraftlos; wie es im großen Laufe der Natur zu geschehen pflegt. Alles indeß hat sein Ziel, und der Rabbi, der Deitur und Mobed, vielleicht auch der Bramane hat sich im großen Ganzen selbst überlebet.

Wenn im Kreise der Menschheit etwas sich nicht überleben sollte, müßte es Wissenschaft und Kunst sein, sie, die ewiger Natur sind, der reinsten Wahrheit und einer Erweiterung ins Unermeßliche fähig; auch ist es gewiß, daß das eigentliche Wesen der Kunst und Wissenschaft nie erirrt und sich nie ändert. Desto sterblicher aber sind ihre Formen, da diese vor allem an-

deru an ihrem Gründer und Meister zu hängen, mit ihm zu entsprossen, zu blühen und unterzugehen scheinen. So lange der Gründer lebt, so lange der Meister lehret und anweist, schöpft man aus seinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geschlechte durchwandert man schon nachlassende oder nachlassende Schulen; das Bild des Meisters steht todt da; seine Wissenschaft und Kunst hat sich nicht in seinen, sondern in seiner Nachfabrer Werken selbst überlebt.

Was geboren ward, muß sterben, sagt der Bramane, und was etwa durch Kunstmittel seinen Ginzang aufhält, hat sich, indem es hierzu greift, schon selbst überlebt. Im Anfange des Frühlings siehet man das erstorbene Laub und Gras des vorigen Jahres noch häufig; manches davon hält sich fest an; in Kurzem aber ist alles verschwunden, und ein neues Gewand deckt Bäume sowohl als den Schooß der Erde.

Die Socratiche Ironie, das Attische Salz, Horazischer Scherz, Cervantes ehrbare Lustigkeit, von der er am Ende des Lebens als seiner besten Freundin schied; diese Genien, Sylphen und Sylphiden sind nicht gemeine Gäste. Wen sie besuchen, wem sie gefällig folgen, er wird sie nicht verschwärzen, sondern mit ihnen Andere erfreuen und seinen Umgang durch sie beleben. Denn wie sollen wir mit einander umgehen? Unverständlich, geistlos, schwerfällig, slavisch? oder verständig, frebhinig, geistig, artig?

Der Iherbeit, und nur der unverbesserlichen seinen oder groben Iherbeit gebühret Spott; welcher Mensch von seinen Sinnen wird ihn, der immer an Verachtung gränzet, auf's Heilige und Ehrwürdige, auf das wirklich Große und Schöne anwenden? Gesundes Lachen ist ein körperlicher Zustand des Wohlbehagens; die mit ihm verbundene Disposition der Seele ist eine Mischung ein Uebergang, in dem sich ohne Gefahr und

Sich den Kontraste, die man nicht zusammenzufinden glaubte, angenehm verbinden, angenehm lösen. Daß Scherz und Spott also nicht Einerlei, daß beim Gebrauche beider Beurtheilung nöthig sei, wo und in welchem Maß jedes seine Stelle finde, daß ein ungezeitigt angebrachter Scherz, ein ungeeigneter Spott das Widrigste, das Abgeschmackteste sei, das im Umgange der Geister mit einander je statt finde; dieß alles sind so gemeine Erfahrungen, daß über sie eine stumpfe Belehrung lieber schweiget.

Daß aber auch jede Ueberanstrengung nur gehoben werden kann, wenn man die Saiten nachläßt, daß man Ideenverbindungen, die in Krämpfe des Gehirns übergegangen, nur durch ein Spiel anderer benachbarten Fiebern sanft löst, daß man dem eingeschlossenen Kranken frische Luft, dem über Einen Gegenstand Hinbrütenden andre Gegenstände, dem Blinden nach und nach Licht, dem Betrübten Löhne und Situationen des Frohsinns zu ihrer Heilung oder Aufbeiterung gebe, dieß wollen Aerzte nicht nur, sondern der gesunde Verstand selbst, in Krankheiten dieser Art der beste Arzt der Seele.

Ueber Wig und Frohsinn sollte Niemand urtheilen, als der selbst Wig und Frohsinn hat. In einem fremden Lande, über eine unbekannte Sache, in einer unbekannten Sprache, wie will er richten?

Enthusiasmus.

Liebenswürdiger ist nichts als ein reiner und thätiger Enthusiasmus für Wahrheit und Menschen-güte, er umgibt die, denen er angehört, mit einem stillen Glanze. So treten aus der Nacht der Zeiten, o wie viele hervor, denen sterbend noch die Begeisterung auf den Lippen schwebte! denn nicht Sturm und Drang war diese Begeisterung, sondern fortwirkendes Leben. Die Gottheit streut, wohin sie will, solche himmlische Funken, läßt sie länger oder kürzer leuchten, mehr oder weniger zünden und aufheuern; aber Menschen solcher Art auch nur gekannt, mit ihnen gelebt zu haben, gibt die frohe Empfindung: „sie waren göttlichen Geschlechtes, himmlischer Abkunft.“

Sammle jede junge Seele, die des Enthusiasmus fähig ist, sich einen Almanach dieser Sitten nach eigener Empfindung und Erfahrung; merkwürdige Begebenheiten, Stellen oder Erinnerungen werden die Lage der Auszeichnung von selbst geben. Mit einem solchen Almanach lernt man durch's ganze Jahr, wie jenes östliche Volk im Tempel der Verfahren, höhere Tugend.

Die menschliche Natur ist des Enthusiasmus nicht nur fähig und bedürftig, sondern auch nach Zeit und Art und Sache gewärtig. Ohne Begeisterung schlafen die besten Kräfte unseres Gemüths oder sie regen sich matt und reinigen ihren Besizer, indem sie sich matt regen. Es ist ein Zunder in uns, der Funken will, eine Ideen- und Thatengebärende Kraft, die wenn sie nicht recht befruchtet wird, Ungeheuer gebiert, wie einst die Erde jene himmelsstürmenden Titanen. Die bekannteste Erfahrung zeigt, daß, wenn ein Acker nicht mit guter Frucht besäet wird, er Unkraut trage. Dieß ist der Grund der Geschichte aller guten und bösen Enthusiasten, so wie der Fanatiker, der Schwärmer. Todt ist kein Wesen in der Welt; das kraftvollste, edelste Wesen, der menschliche Geist kann, mag und will nicht todt sein. Nur darauf kommt es an, was seine Flamme entzündet? wohin sie wirke.

Man hat dem Enthusiasmus einen andern Grund angeben wollen, die Reizung des Menschen nämlich, sich selbst zu entziehen, und wenn es sein muß, aus sich gleichsam hinauszuerwerfen. „Ihm sei, sagt man, nicht wohl bei sich selbst, ihm werde unwohl, wenn er an sich haftet.“ Weßhalb aber wird ihm unwohl? Weil er Kräfte in sich fühlt, die auswärts streben, außer sich also ihr Ziel und Ende, ihre Veruhigung finden. Mit tausend Banden ist der Mensch an die Welt gebettet, mit sich selbst beschränkt findet er sich im engsten Gefängniß. Wer ihn also losmacht von

sich selbst, wer seinen Kräften ein freies munteres Spiel verschafft, der ist sein Gott, sein Erwecker. Und spielte er auf ihm wie auf einem Instrument: wenn die Flöte tönt, wenn seine innere Saite klingt, ist ihm wohl, er läßt sie spielen. Daher das Vergnügen des Volks, in Enthusiasmus gesetzt zu werden; daher der Trieb und die Freude enthusiastischer Geister, Andere zu begeistern, zu inspiriren.

Der Enthusiasmus, Andere in Enthusiasmus zu setzen, so blendend er hervorleuchtet, so große Bedachtsamkeit hat er nöthig. Zu bald verlockt er und gewöhnt an eine usurpirte Herrschaft über die Gemüther und Passionen anderer, schwächerer Menschen. Diese reißt der Taumel mit sich; in einer großen Versammlung wird die Begeisterung ansteckend; sie fliegt von Gesicht zu Gesicht; sie haftet an Stimmen, an Worten und an Werken. Frage der Verständigen sich selbst, was durch Erhebungen und Abkühlungen solcher Art daurend in ihm bewirkt werde?

Zimmerdar sich zu spornen, Andere zu treiben und von ihnen sich bedrängt zu fühlen, ist der Zustand eines Tagelöhners, gesetzt, daß wir ihn auch mit dem Titel eines Strebens nach höchster Vollkommenheit in unablässigem Eifer aus schmücken wollten. Die mensch-

liche Natur erliegt unter einer rastlosen Anstrengung; während der Ruhe, während des Spiels zwangloser Uebungen gewinnt sie Munterkeit und Kräfte. Selten geht der unablässige Eifer anders wohin aus, als auf Schwärmerei und Uebertreibung, die durch nichts zu recht gebracht werden kann, als durch eine Darstellung dessen, was sie ist, durch eine leichte fröhliche Nachahmung ihrer eigenen Charaktere. Da lacht der Iher, falls er noch lachen kann, über sich selbst; und im leichtesten Spiel findet man, wie Leibniz nennt, die ernsteste Wahrheit.

Wenn das bloße Gefühl von der Schönheit den Virtuosen, das bloße Gefühl für Menschheit und Zugend den Verdienstvollen bis zur Begeisterung erheben kann; so wird, wo sich diese drei Göttinnen vereinigen, die Begeisterung eine Art von Enthusiasmus selbst für die Wahrheit werden können.

Wenn ein Mensch nichts zu thun findet, grübelt er über sich selbst; übel daran ist er, wenn ein Enthusiasmus dazu kommt, der ihn zurück in sein Inneres drängt oder dieß Innere gewaltjam herauslehet. Der Mensch erschrickt für sich, wird über sich selbst verworren, dann schwach und folgt zuletzt seinem hochbeseelten, stark begeisterten Leiter. Wie traurige Geständnisse hätten wir, wenn bei reiferen Jahren mancher aufrichtig be-

kennen wollte, wie viel seiner Jugendkräfte von falschem Enthusiasmus geleitet an weifenlose oder unwürdige Gegenstände verschwendet worden! Indeß erlischt das Feuer der Jugend und das Herz bleibt zurück; eine ausgebrannte, leere Höhle. Sie glänzt nicht mehr, geschweige, daß sie wärme und anfeure, sie raucht.

Begeisterung, Enthusiasmus für alles Große, Wahre, Schöne und Gute in ein so treffliches Vermögen, eine so unentbehrliche Disposition der menschlichen Seelenkräfte, daß sie sich nicht etwa durch ihre Wirkungen, sondern ihrer Natur nach selbst rechtfertigt oder verteidigt. Unwillkürlich ziehet die Begeisterung an und theilt sich mit und reißt fort mit unwiderstehlichen Reizen; Mitbegeisterung, Bewunderung, Liebe, Nachahmung folgen ihr. Den kalten Spott stoßet sie hinweg; die schärfsten Pfeile des Witzes fallen vor ihr nieder.

Schwärmerei ist eine Krankheit, eine ansteckende Krankheit, vielleicht die ansteckendste, der unsre Menschennatur ausgesetzt bleibt, eben weil der Mensch ein geselliges, theilnehmendes, sympathisirendes Geschöpf ist. Starke Bewegungen in der Seele des Andern, in seiner Art Bilder, Phantasien oder Phantome zu erwecken, sich und Andern im Reich der Glückseligkeit einen Plan des Lebens zu entwerfen, geben sobald in

Andre über, und gerade die gewaltsamsten Bewegungen, wirkliche Krämpfe und Contorsionen am leichtesten, am stärksten. Ein mächtiger Wille gebietet, reizbare Naturen. Sinne, Triebe folgen. Sie folgen oft ungern und werden wider Willen gezogen, wie der betäubte Vogel ängstlich der Klaververschlange zuschliegt. Diese Verwirrungen menschlicher Gedanken zu entwickeln, diese Tendenzen menschlicher Kräfte und Abhängigkeiten in ihren Bahnen zu bestimmen, dazu ist die kälteste Vernunft, so wie das theilnehmendste Herz, kurz eine Semiotik nöthig, die viel fordert. Jedes Uebel muß der Arzt an Stelle und Ort, jeden Kranken in seiner Lebensweise nach seinen eigenthümlichen Symptomen kennen, und ja nicht über oder gegen ihn deklamiren.

Alles Uebertreibende und Uebertriebene gehet vorüber. Jede Bewegung sucht den Schwerpunkt, auf welchem sie ruhen möge.

Wenn wir das Wort groß aussprechen, so nennen wir sogleich das Werk oder Verhältniß, worin Jemand groß ist, um seine Größe auch schätzen zu können. Ein großer Länger, Weiger und Aldtenspieler jeder in seiner Kunst groß, ist schwerlich doch einem großen Aldberrn, Staatsmann gleich zu schätzen, der eine Nation rettet und ordnet. Wiederum nennt man an einem Künstler oder Aldberrn Das, worin und wodurch er in seiner Kunst groß ist. Man zerlegt sein Werk, man charakterisirt seine Seelenkräfte. Jener Maler z. B. ist in der Farbengebung groß, seine Zeichnung kann schlecht sein; dieser Dichter in der Versifikation, seine Gedanken sind schwach, seine Bilder unkräftig. Ein Aldberr vom kalten Verstande, von reifer Ueberlegung, nicht ohne Kriegeskunst, wohlberathen in Kundschasten, schlau und emsig, in Angriffen bedächtigt, wird, wenn er auf Gegner trifft, wie er sie sich selbst kaum wünschen möchte, ein sehr glücklicher Aldberr sein, er wird Geld gewinnen und Ruhm, auch der Sache für die er steht, sehr aufhelfen, ist er aber deßhalb der größte der Menschen? Das blutige

Schauspiel ist gespielt, der Vorhang fällt; ab legt der Held seine Rüstung, der Schauspieler seine Kleider, und beide sind in ihrem Hausrock oft die gewöhnlichsten Menschen.

Im Leben sowohl als in der Geschichte streifen uns zuweilen Menschen auf, die aus einer anderen Welt zu kommen, in eine andere Welt zu gehören scheinen; man nennt diese Seltenheiten der Natur romantische Charaktere. Sie lieben das Ungewöhnliche und es gelingt ihnen; gemeine Zwecke, gemeine Mittel sind nicht die ihrigen. Entweder denken sie von diesen geringe, oder denken an sie gar nicht; dagegen der Zweck, der ihnen im Sinn liegt, die Mittel, die sie, ihn zu erreichen für die nächsten und natürlichsten halten. Andern ist auch nur Hirngedanken, Geckhölze aus dem Munde scheinen.

Wie zu jeder, so muß auch zu dieser Menschen-gattung die Natur selbst die Anlage gemacht haben; gewöhnlich verräth schon ihre Bildung etwas Außer-ordentliches, Nicht-Gemeines. Sowohl schöne Gestalt als Unferm kann dieß Auszeichnende sein; in der Unferm selbst aber ist das, was sie ankündigt, nicht gemein, nicht häßlich. Manche trieb sogar der Umstand, daß sie sich als Vernachlässigte von der Natur ansahen und auf dem gemeinen Wege fortzukommen nicht getrauten, zu Erweckung eines Talentcs in ihnen an, das sie ungewöhnlich auszeichnen sollte. Platte Men-

schen versetzten sie, oder versagten ihnen auf dem gemeinen Fahrwege verächtlich die Mitfahrt; sie mußten sich also nach einem eigenen Wege umsehen, der auch nach Babylon führe.

Jede große und starke Seele hat auch Anlage, die tugendbastei zu werden. Wo diese Leidenschaft möglich war, war auch eine andere möglich, die ihr das Gegengewicht hielt, und überhaupt, welche Leidenschaft und Gyründung muß denn auf's Böse verwandt werden, daß man nicht anders könnte? Vielleicht haben Menschen von starker Seele mehr Mühe sich zu überwinden; sie haben aber auch mehr Kraft, und nur wenn sie den Sieg vollendet haben, sollte man sie große Menschen nennen, das ist, wenn sie gute Menschen geworden. Und alsdann ist doch wohl ohne Zweifel, daß ein Schiff, das mit großen Winden und wohlgerüsteten Segeln fährt, weiter kommt, als der träge, lede Kahn da am flachen seichten Ufer.

Tiefe Gyründungen müssen immer auch tiefe Kenntnisse gewähren können, die über jene herrschen, und sodann sind die stärksten Leidenschaften und Triebe wohlgeordnet, nur das sinnliche Schema der starken Vernunft die in ihnen wirkt. Selbst jede mißrathene große Seele beweist dieses in ihren besseren glücklichen Stunden. Wenn sie hinter Ausschweifungen und Leiden zu sich kommt, Neue und die gute Natur in ihr zurückkehrt; wie tiefer süßt sie dann das geistliche

Gute und Böse, als jene redseligen Schwäger, jene flachen Köpfe und Herzen! Blutbräuen möchte sie weinen, und das auch sollte bessere Erkenntniß wird gewiß in der Folge in ihr tiefer graben, stiller und mehr wirken, als das zerudelnde Weidwäg aller Zephyren in ihrem eigenen werthen Selbst, geschweige in Anderen gewirkt hat. Ich kenne in der Weidichte keinen verfallnen großen Mann, wo man nicht immer auch noch im Schutt den Tempel bewundern und senzen müßte: edler Palast, wie bist du zur Mördergrube worden.

Kein großer Geist, durch den das Schicksal Veränderung bewirkt, kann freilich mit Allem, was er denkt und fühlt, nach der Gemeinregel jeder mittelmäßigen Seele gemessen werden. Es gibt Ausnahmen höherer Gattung, und meist alles Werthwürdige der Welt geschieht durch diese Ausnahmen. Die geraden Linien gehen nur immer gerade fort, würden alles auf der Stelle lassen, wenn nicht die Gotttheit auch außerordentliche Menschen, Gemeten in die Zirkeln der ruhigen Sonnenbahn wüßte, fallen und im tiefsten Thale sich wieder erheben ließe, wohin kein Auge der Erde sie verfolgt. Auch thut es nur Gott oder unter Menschen ein Iher, daß er jede fernste moralische oder unmoralische Zwischenfolge einer Handlung auf die Rechnung des Verdienstes und der ersten Absicht des Handelnden setze! wer sünde sonst in allem im

der Welt mehr Anküßler als der erste und einzige Händler, der Zuhörer! — Aber meine Brüder, laßt uns ja die Pole nicht verlassen, um die sich alles dreht, Wahrheit, Bewußtsein des Wohlwollens, Glückseligkeit der Menschheit! Laßt uns am allermeisten auf der größten Höhe des Meeres, auf welcher wir jetzt schweben, im Irr- und Nebellichte, das vielleicht ärgert ist als ewige Nacht, laßt uns da fleißig nach diesen Sternen, den Punkten aller Richtung, Sicherheit und Ruhe hinschauen, und dann mit Treue und Gemüthlichkeit unsern Lauf steuern.

Es ist eine alte ewige Bemerkung, daß die würdigen Gekündeten und Besserer der Welt nicht sogleich wirkten, erst lebenslang verkannt wurden, und nach Jahrhunderten blühte erst ihr Ruhm hervor. Warum? Ihre Gedanken oder Grundungsgründe war dem Jahrhunderte zu fern und zu hoch. „Was will dieser Steinflumy sagen?“ sagten sie zum Fuß der Bildsäule, (denn höher hinauf langte ihr Blick nicht) und bewarfen das arme Testament, (nicht die Bildsäule, an die ihre Hand voll Muth nicht reichte) mit Noth, Nach Jahrhunderten, da besserer Tag war, rückte die Natur aus dem Nebel, und nun zeigte sich, daß im Dunkeln auch damals schon manches gewirkt hatte und besserer Zeit Platz machte. Ueberhaupt war nie ein wahrer Gedanke und eine gute Grundung verloren. Was

wahr und gut ist, hängt mit dem Zenorium der Schöpfung, dem großen Ganzen zusammen, an dessen Gewande nichts umkommt. Die Rose blüht spät aber herrlich, ein ganzer Garten in einem Baume! —

Die größten Wahrheiten, wie die ärgsten Lügen, die erhabensten Kenntnisse und die scheußlichsten Verthümer eines Volks, wachsen meistens aus Samenkörnern, die nicht dafür erkannt werden. Sie werden von Einflüssen belebt, die oft gerade für's Gegentheil dessen, was sie sind gelten. Der Arzt also, der Uebel heilen will, suche sie im Grunde; aber eben, wenn er da sucht, wird das Kind oder das kranke Jahrhundert ihm schlecht danken. Läßt er sich zu seinem lieben Siechtbum herab und sucht es mit Gesundheit zu überweken — wer ist größer und willkommener als er? Die Säule aller Wissenschaft und alles Ruhmes. Nun aber greift er nach unserem Verzen, nach unseren Lieblingsempfindungen und Schwächen, mit denen uns so wohl war — hinweg mit ihm, dem Verräther der Menschheit, dem Mörder unserer besten Kenntnisse und Arcuden! Wir wollten einen Bund mit ihm machen, drohen am Baum zu bleiben und wollten ihm darum daß dienen, nun gräbt er zur Wurzel, und schlägt die glatte Rinde auf — der Unankbarte!

Anhang.

Paraphrasen¹⁾.

Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe Tag fing an zu streiten.

Arme dunkle Mutter, sprach er, was hast du, wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Auren, wie mein geschäftiges rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühle eines neuen Daseins; was du erschläfftest, rege ich auf. —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheidene verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattet? und wie kann ich es anders, als meistens durch die Vergessen-

¹⁾ Der Leser wird es uns dank wissen, dass die Abhandlung nicht von einem andern, als dem Verfasser selbst verfasst ist.

heit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles, was ich erzeugte mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoos; sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alles dein Blendwerk, und neiget sein Haupt saunt nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Ithae. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gegen Himmel zu sehen wagte, entbülle ich, die verbüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Geb berührte der schwagende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt saul er selbst in ihren umbüllenden Schoos. Sie aber sah in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkronen, mit ewig ruhigem Anflige.

Die Rose.

„Alle Blumen rings um mich her sehe ich sterben und welken; und doch nennt man nur immer mich die verweiliche, die leichtvergänglichliche Rose. Undankbare Menschen! mache ich euch mein kurzes Dasein nicht angenehm genug? Ja auch selbst nach meinem Tode bereite ich euch ein Grabmal süßer Gerüche; Arzneien und Salben voll Heiligung und Stärkung, und doch höre ich euch immer singen und sagen: ach die verweiliche Rose, die leicht zerfallende Rose!“ So klagte

die Königin der Blumen auf ihrem Throne, vielleicht schon in der ersten Empfindung ihrer auch blüthelnden Schönheit. Das vor ihr stehende Mädchen hörte sie und sprach: „Wärme dich nicht über uns, süße Kleine! Kenne nicht Undankbarkeit, was höhere Liebe ist, der Wunsch einer zärtlichen Reizung. Alle Blumen um uns sehen wir sterben, und halten's für Schicksal der Blumen, aber dich, ihre Königin, allein wünschen und halten wir der Unsterblichkeit werth. Wenn wir uns also in unsrem Wunsche getäuscht sehn, so laß uns die Klage, mit der wir uns selbst in dir bedauern. Alle Schönheit, Jugend und Freude unsres Lebens vergleichen wir dir, und da sie wie du verblühen, so singen und sagen wir immer: Ach die verweßliche, die leicht zerfallende Rose!“

Die Echo.

Glaubet es nicht, gutherzige Kinder, glaubt nicht der Fabel des Dichters, daß die bescheidene Echo je eine ansprechende Publerin des eitlen Narcissus oder eine schwaghafte Verrätherin ihrer Göttin gewesen; denn nie zeigte sie sich ja einem Sterblichen, nie kam ein Laut zuerst aus ihrem Munde. Aber höret zu, daß ich euch die wahre Geschichte der Echo erzähle.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehilfin Jupiters bei seiner Schöpfung. Mütterlich gab sie aus ihrem Herzen jedem werdenden Wesen

einen Ton, einen Klang, der sein Inneres durchdringt, sein ganzes Dasein zusammenhält und es mit allen verschwisterten Wesen vereinet. Endlich hatte sie sich erschöpft, die gute Mutter, und weil sie ihrer Geburt nach nur halb eine Unsterbliche war, sollte sie sich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern scheiden. Wie ging ihr der Abschied so nahe! Bittend fiel sie vor dem Throne Jupiters nieder und sprach: „Gewaltiger Gott, laß meine Gestalt verschwinden unter den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus, und trenne mich nicht von denen, welchen ich aus meinem Herzen das Dasein gegeben habe. Wenigstens unsichtbar will ich um sie sein, damit ich jeden Fall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich sie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile!“

„Und was würde es dir helfen,“ sprach der Gott, „wenn du ihr Glend unsichtbar mit ihnen fühltest, und ihnen nicht beizustehen, ihnen auf keine Art sichtbar zu werden vermöchtest; denn das Letzte versagt dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schicksals?“

„So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unsichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz ist getröstet.“

Jupiter berührte sie sanft und sie verschwand, sie ward zur gestaltlosen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach; sie spricht aus jedem Geschöpfe, aus jedem brü-

derlichen Wesen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaute einer harmonischen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einsame Wald wird von ihr belebet, und o wie oft hast du mich, zärtliche Mutter, du scheue Bewohnerin der Einsamkeit und der stummen Gaine, mehr in ihnen erquickt als in dem äßen Kreise losloser Menschenherzen und Menschenseelen. Mit sanftem Mitleide gibst du mir meine Zeufzer zurück; so verlassen und unverstanden ich sein mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles durchdringende, alles verbindende Mutter mich erkennt, mich höret. —

Der Sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein?“ sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanze der schönsten Abendröthe: „beinahe ich allein im ganzen Reiche gefiederter Scharen. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Gänne und dem krächzenden Pflau beneide ich ihre Stimme nicht; aber dir, o sanfte Philomela! beneide ich sie, wenn ich, wie fest gehalten durch selbe, langsamer meine Wellen ziehe, und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldene Abendsonne! dein schönes Licht und meine Selligkeit singen, mich in den Sringel deines Rosenantlitzes nertauchen und sterben!“

* Still entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgen-sonne, der schöne Phöbus. „Goldes, liebliches Wesen,“ sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest, und die dir nicht eher gewährt werden konnte.“

Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Feler, und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückt durchdrang der Ton den Pegasus Apollo's; aufgelöst und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Zerst wie seine Gestalt war das harmonische Lied, lange Wellen zog er daher in süßen, entschlummernden Tönen, bis er sich — im Glühen wieder fand, am Fuße des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der saust seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört, und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's, und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich im süßen Gesange ihm nach zu Tode gellagel. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieb-

lingen an; das schöne Gefährt ihres Kutschwagens,
wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im
Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest,
gibt dir der Augenblick deines Todes.





Inhalt.

	Seite
Biographie	3
Natur	11
Menschenbestimmung	20
Humanität	31
Hilff, Rationalität	43
Das innere Leben	48
Das Gute	57
Das Wahre	59
Das Schöne	71
Bildung, Erziehung	73
Gefühlsamkeit und Menschenfönn	87
Literatur	93
Gefchichte	100
Sprache	107
Das Fied	111
Kunft (bildender)	115
Freie	119
Freundschaft	127
Charakter, Ehre	133
Reich	138
Reich der Zeiten	140
Fik	145
Enthusiasmus	147
Größe	153
Dararmthien	159

Druck von Carl Gerold & Sohn.

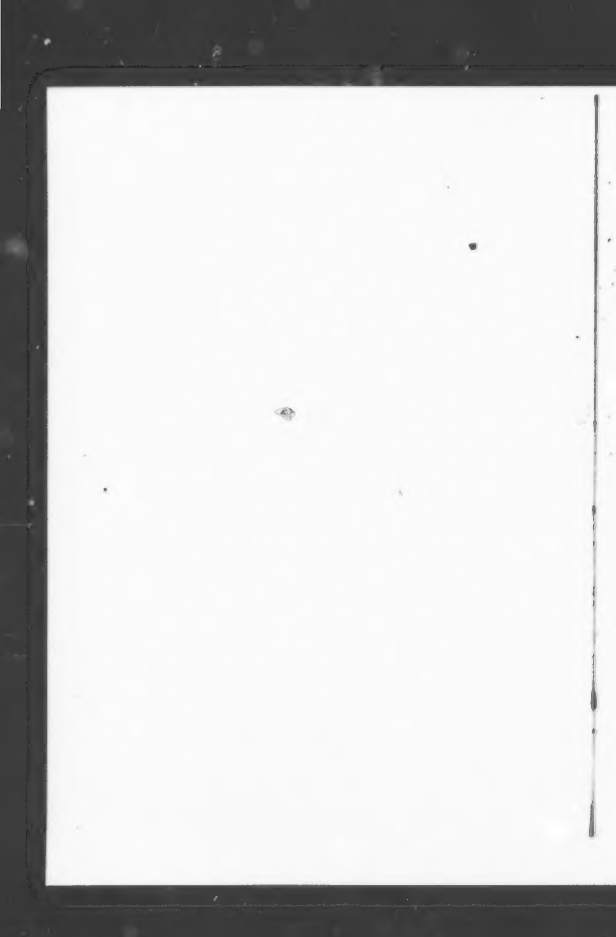
Geist deutscher Klassiker.

Eine Blumenlese
ihrer geistreichsten und gemüthlichsten
Gedanken, Maximen und Aussprüche.

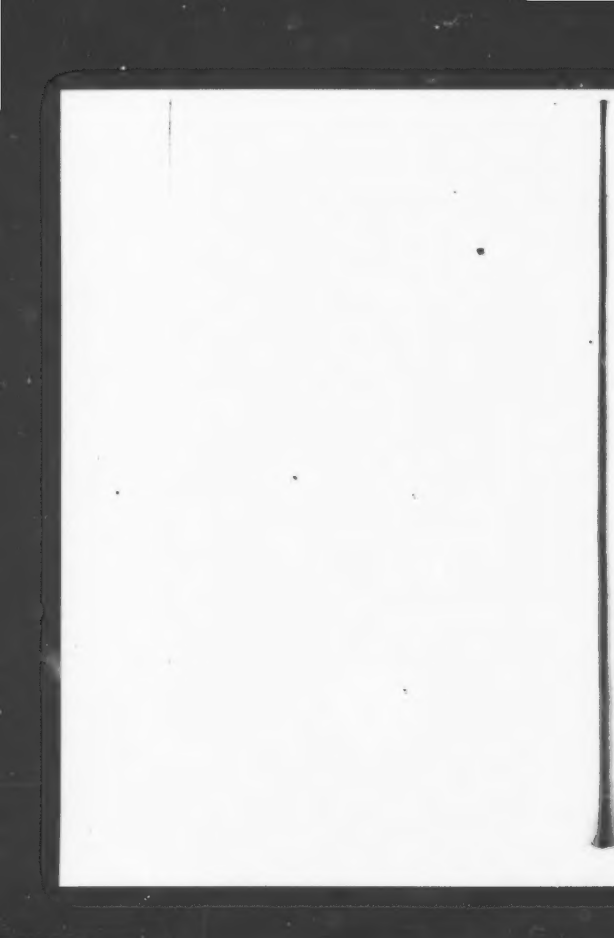
Herausgegeben
von
Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

Vierter Theil.
Wieland.

Wien und Leipzig.
Gartleben's Verlags-Expedition.
1851. •







Ch. M. Wieland.

Geboren 1733. Gestorben 1813.

Der liebenswürdigste deutsche Dichter war in der Nähe des Städtchens Ulm in Schwaben geboren. Die erste Erziehung durch seinen Vater, einen protestantischen Geistlichen, und der Unterricht in einer adelichen Anstalt entwickelten zuerst sein schönes, sanftes Naturell, und gaben ihm das Geleite einer lieblichen, platonischen Schwärmerei, welches seine frühesten Dichtungen charakterisirt. Im Hause des Mainzerischen Ministers Graf Stadion lernte er die Welt und ihre größeren Verhältnisse: Hof und Staat, näher in's Auge fassen, und — veredelt durch die frühe Sympathie mit dem griechischen Alterthume — verwandelte sich die idyllische Schwärmerei in seine Grazie. Er schuf jene lieblichen, kleinen Dichtungen, als deren Mutterbild „Mufarien“ gelten kann; Dichtungen, die an

Heiterkeit, Wig, Geist, Eleganz, Fantasie und unna-
 abmlicher Anmuth des Verses und Ausdrucks einzig
 sind, und seinen Ruhm zuerst begründeten. Die Her-
 zugin von Weimar berief ihn an ihren Hof, und rei-
 traute ihm die Bildung ihrer Zögling an. Hier be-
 währte sich die Klarheit seines Geistes und der tiefe
 Gehalt seines Charakters auf's Entschiedenste. Liebe,
 Achtung, Ehrfurcht umgaben sein schönes Wirken, und
 als sein Erziehungsgeſchäft vollendet war, bereitete ihm
 der wohlverdiente Dank seiner Fürstin ein beneidens-
 werthes Loß. Wieland's Leben glich dem jener glück-
 lichen Weisen, die er in seinen poetischen Gemälden
 so reizend ausstattet. Von der Quelle an, zwischen
 blumigen Weiden anmuthig hinrieselnd, sammelte es
 sich allmählig zu einem breiten, klaren, ruhigen Strome,
 in welchem sich Himmel und Erde freundlich abspie-
 geln, und der sich, nach einem langen, segensbringenden
 Laufe, still und majestätisch in den Ocean mündet.
 Ueber ein halbes Jahrhundert genoß er eines schönen,
 selten getrübbten, wirkungsreichen Daseins, erreichte ein
 nur wenigen Auserwählten erreichbares Alter, und
 erlebte keine Unselbst. Die sein Verdienst schmälert,
 eine freundliche Reizung zu der geistvollen Zerle-
 ta Noche schmückte seine Jugend, eine fast heiliges
 glückliche Ehe, die ihm nur durch den früheren Tod
 der zärtlich geliebten Gattin zur schweren Prüfung
 ward, verschönerte den langen Sommer seines Lebens,
 und rührende Zeichen der höchsten Anerkennung er-

freuten noch den Kreis. In Weimar, in freundschaftlichem Bunde mit den Helden unserer Literatur, wirkte er thätig zu jener Epoche mit, die wir mit Recht unser goldenes Zeitalter nennen. Hier setzte er durch das Meisterwerk „Überen“ seiner reizenden Muse die Krone auf, zauberte Lucian's, Horazens, Cicero's, Shakespears Genien in unser Vaterland, gab diesem durch den „deutschen Merkur“ ein Organ zeitgemäßer Fortbildung, lehrte im Gewande heitern Spieles eine tiefe, vom Ernste des Lebens durchdrungene Weisheit, nahm an allem Großen und Edlen, was damals die Zeit und die Menschheit bewegte, thätig Theil, und wirkte so unablässig bis an den Abend seines Lebens, wo er, nach einem Sturze aus dem Wagen mit seiner geliebten Tochter, auf dem Krankenlager ein bewundernswürdiges Beispiel der Duldsamkeit gab. Edel und ruhig schied seine Seele, im 81^{ten} Jahre des Lebens, von dieser Erde; vielleicht die schönste Seele, die auf ihr gelebt, — wenigstens glücklich gelebt hat!

Mieland's Persönlichkeit entsprach auf eine seltene Weise dem Bilde völlig, welches seine Schriften abspiegeln. Geistreich und heiter beweglich in der Konversation, bescheiden und leutselig, ernst und bildend gegen Jüngere, lebensfroh, wohlwollend, streng gegen sich selbst, nachsichtsvoll gegen Andere, an allem Menschlichen theilnehmend, fein und gewandt in der Höflichkeit, anspruchslos und gemüthlich in der engeren

Gesellschaft, verband er auf eine nicht gewöhnliche Art die angenehme Beweglichkeit des geistlichen mit der größten Selbstständigkeit des sittlichen Charakters. Menschen, die, selbst oberflächlich, nur nach der Oberfläche urtheilen, glauben, daß hinter grämlichen Worten die Weisheit, hinter einem düstern Gesichte der Gnuß verborgen sei. Wer tiefer blickt, findet es meist umgekehrt. In leichte Scherze hüllt sich gern die tiefste Wahrheit, in bescheidene Humuth der tiefste Gnuß. „Es hat — sagte sein Freund Goethe — keinen festern, sich immer gleichern Mann, keinen wahrern Charakter gegeben, als Wieland. Er spielte gern mit seinen Meinungen, aber niemals mit seinen Gesinnungen. So erwarb und erhielt er sich viele Freunde, und hat eigentlich nie einen Feind gehabt.“ — Wenn man die einzelnen Züge seines Lebens durchgeht, von dem Augenblick an, wo er mit dem jungen Goethe, der in jugendlichem Uebermuth eine muthwillige Farce über ihn schrieb, voll Freude über die Genialität dieses Werkchens Freundschaft schloß, bis zu jenem, wo er, auf Gefahr, die Ingnade seines Vönners Graf Stadion auf sich zu ziehen, die Rechte seiner Vaterstadt streng verttheidigte, so begreift man völlig jene Schilderung. Was an seinem Wesen am schönsten erscheint, oder was eigentlich die Schönheit desselben begründet, ist: die Harmonie seiner so vielseitigen Ausbildung. „Nicht zu wenig, nicht zu viel.“ — Diese Grundmaxime seiner Philosophie geht durch seine ganze Existenz. Der be-

rühmte Arantolog Wall sagte bei Besichtigung von Wieland's Schädel: es sei ihm nie eine solche Harnie wie der Anlagen vorgekommen. Charakteristisch war auch seine Handschrift; er schrieb sehr zierlich, immer gleich, Alles mit eigener Hand, und levirte, unermüdetlich im Verbessern, seine größten Werke selbst und wiederholt.

Wieland's Werth als Schriftsteller sollte keiner Erörterung bedürfen. Eine vorübergehende Milderung hat ihn geschmälert; wohl uns, wenn sie vorübergegangen ist! Geist und Form seiner besten Werke sind gleich bewundernswerth. Diese gesunde, kräftige, heitere Lebensansicht, dieser befreiende Humor, der sich auf's Erquickendste dem Leser mittheilt, und ihm die Welt schön und gut erscheinen läßt, diese freundliche Ironie, die, wohlwollend über die Schwächen der Menschlichkeit lächelnd, sich die eigenen nicht verbirgt, diese unnachahmliche Grazie des Vortrags, diese, den Deutschen so ungewöhnliche, edle Popularität, bei innerlich deutschem Geist, — wo finden wir alle diese Eigenschaften in so schöner Vereinigung wieder? Wenn irgend ein Muster gegen die Verschlimmerung des Geschmacks in Deutschland als Palladium heilig gehalten zu werden verdient, so ist es Wieland. Auch in der geschichtlichen Folge seiner Werke malt sich die Angewissenheit seines ganzen Wesens. Die des Jünglings bezeichnet eine edle Schwärmerci, die des Mannes eine

kräftige Sinnlichkeit, die des Greises eine ernste Würde
des Gedankens. Er hat ihm jedes Alter seine Früchte
gebracht, und jedes kann sich in ihm spiegeln, ihm zum
Vorbilde nehmen.

I.

Der Mensch.

Die nöthigste und nützlichste aller Wissenschaften, oder noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrigen eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft des Menschen.

Der Mensch ist aus zwei entgegengesetzten Grundneigungen zusammengesetzt, deren vereinigte Wirkung ihn zu dem macht, was er ist; Liebe zum Müßiggang und Liebe zum Vergnügen. Ohne diese würde ihn jene ewig in einer unüberwindlichen Unthätigkeit erhalten; aber so groß sein Abscheu vor Abhängigkeit und Arbeit ist, so ist doch sein Hang zum Vergnügen noch stärker. Um beide zu vereinigen, ist ein Zustand von Unabhängigkeit, worin er alles mögliche Vergnügen ohne einige Bemühung genießt, das letzte Ziel seiner Wünsche. Daher dieser unauslöschliche Hang zum Despotismus, der dem armseligsten Knechtsgehorchen eben so angeboren ist, als dem Knechten des größten Monarchen.

Der Mensch — auf der einen Seite den Thieren des Feltes, auf der anderen den höheren Wesen verwandt — ist eben so unfähig, ein bloßes Thier, als ein bloßer Geist zu sein: aber nur alsdann lebt er seiner Natur gemäß, wenn er immer entvorteilt. Jede höhere Stufe der Weisheit und Tugend, die er erröthen hat, erhöht seine Glückseligkeit: denn Weisheit und Tugend sind allezeit das richtige Maß, sowohl der öffentlichen als der Privatglückseligkeit unter den Menschen gewesen.

Man betrachtet den Menschen gewöhnlich als ein Wesen, das aus der thierischen und geistigen Natur zusammengesetzt ist. Aber irrig ist es, wenn man sich diese so ungleichartigen Naturen im Menschen als in ein Ganzes zusammengeschmolzt vorstellt; wie das Weib und das Mutterpferd in der berühmten Centaurin des Zeuxis. Der Künstler könnte durch eine geschickte Verschmelzung der Farben und den Ton des ganzen Stückes dem getäuschten Auge möglich scheinen machen, was der Natur selbst unmöglich ist. Denn wie wird es diese unternehmen, aus zwei so widerwärtigen Naturen ein reines gleichartiges Ganzes zusammenzusetzen. Geist und Körper, Sinnlichkeit und Vernunft, verhalten sich im Menschen zu einander wie die Sehkraft zum Auge und die Hand zum Willen. Ich betrachtete meine geistige Natur als mein eigen-

liches Ich; und meiner Natur gemäß leben, bleß mir, das thierische Leben dem geistigen dergestalt unterordnen, daß dieses so wenig als möglich durch jenes gestört und eingeschränkt werde. Desto gemäßer also der Natur, je mehr der Mensch ein bloß geistiges Leben lebt, je völliger er die Sinnlichkeit zur bloßen Sclavin des Geistes macht, je weniger er die Bürde des Organs, an welches seine Wirksamkeit gebunden ist, fühlt, je zarter die Faade sind, wodurch er mit demselben zusammenhängt und je mehr der Geist sie in seiner Gewalt hat, kurz, je mehr der Körper einer rein gestimmten Laute gleicht, die dem Tonkünstler bloß dazu dient, die melodischen Harmonien, die er in sich selbst spielt, hörbar zu machen. —

Jeder Mensch hat, um einen gerechten Anspruch auf Wohlwollen, Mitleiden und Hilfe von Seite eines jeden Menschen zu haben, keinen andern Titel vorzunehmen, als daß er ein Mensch ist.

Es ist Pflicht, von der menschlichen Natur gut und groß zu denken; aber wer von den Menschen, die er vor und um sich sieht, immer das Beste denkt, läuft Gefahr, der Narr seiner guten Meinung zu sein.

Die Menschen sind allenthalben nicht so gut, als sie sein könnten, wenn sie weiser wären; aber es ist unmöglich, daß sie besser sein können, ehe sie weiser werden, und daß sie weiser werden können, bis nicht ihre Väter und Mütter, Ammen, Pädagogen, Lehrer und Priester, mit allen ihren übrigen Vorgesetzten durch alle Stufen, vom Waisenbegräbnis bis zum Könige so weise geworden sind, als jedes nach dem Maße seiner Beziehung und seines Einflusses sein müßte, um der menschlichen Gesellschaft wirklich nützlich zu sein.

Die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie zu dem, was zu ihrem Besten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrungen, wie nahe sie ihnen auch liegen, bewegt, sondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bei den Haaren hingeschlevt werden müssen.

Welcher Mensch thut seiner Pflicht genug? Wer handelt immer gegen Andere, wie er will, daß sie gegen ihn handeln? Wer setzt seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, seinem Hang zur Sinnlosigkeit Schranken, wenn es bloß von seiner Willkür abhängt, so weit zu gehen, als ihn diese Leidenschaften führen? Wer fürchtet sich nicht ganz heimlich vor seiner Vernunft als

vor einem beschwerlichen Buchtreiber, und machte sie nicht lieber zur Dienerin und Mitschuldigen seines Willens? Wer gründet nicht lieber, wenn er es vermag, die Erhaltung seiner Besitzthümer und Rechte auf sein Ansehen und seine Macht, als auf die Achtung und den guten Willen anderer Menschen? Wer, der sich beim Alten wohl befindet, will nicht lieber, daß Alles ewig beim Alten bleibe, als daß er zu irgend einer Veränderung die Hand bieten sollte, wobei nur das Ganze gewänne, und er selbst einige Aufopferungen machen müßte?

Es gibt einzelne Menschen, welche sehr weise daran thun, wenn sie wie Diogenes und Epiktet leben lernen.

Es gibt Fälle, wo ein allgemeiner Geist von Sparsamkeit einem ganzen Staate eine Zeit lang nützlich ist.

Es gibt Fälle, wo ein Fürst sehr löblich daran thut, wenn er wie der Kaiser Marcus Aurelius sein Silbergeschirr in die Münze schickt, um seine Armee damit zu bezahlen.

Aber alle diese Fälle sind bloße Ausnahmen und der allgemeine Satz bleibt darum nicht weniger wahr: daß die möglichste Penurung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommenung und Verschönerung des menschlichen Lebens das große Ziel aller Bestre-

bungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, und also im Grunde, der Natur eben so gemäß sei, als die Einfalt, in so fern diese eine unzertrennliche Gefährtin der ersten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, so wie bei dem einzelnen Menschen ist.

Das menschliche Geschlecht gleicht in gewisser Betrachtung einem Orangenbaum, welcher Aepfen, Plüthen und Früchte, und von diesen letzteren grüne, halbreife und goldfarbige mit zwanzig verschiedenen Miltelgraden zu gleicher Zeit sehen läßt.

Es scheint widersinnig, zu fordern, daß die Aepfe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegenden Verwandlungen zu gehen: — aber gar darüber ungehalten zu sein, daß die Aepfe kein Apfel ist — in der That, meine Herren, man muß sehr wunderlich sein, um der Natur-solche Dinge zuzumuthen.

Was der Kunst, oder mit andern Worten, was die vereinigten Kräfte von Erfahrung, Wig, Unterricht, Beispiel, Ueberredung und Zwang an dem Menschen zu seinem Vortheil ändern können, sind — entweder Ergänzungen der mangelhaften Zeiten, oder Verbesserungen, welche lehren, wenn sie ihren Namen mit Recht führen sollen, sehr wesentlich von bloßen Rathen verschieden sind.

Jetzt ichen voraus: „daß der Mensch seine Bedürfnisse fühle“ — und stehen mit der Reichthumheit

und Anzahl derselben im Verhältniß. Diese sind die Früchte einer durch die Imagination erhöhten und verfeinerten Sinnlichkeit, und finden nicht eher statt, als wir uns durch die Vergleichung mannigfaltiger Schönheiten in der nämlichen Art von Stufe zu Stufe zu dem Ideal dieser Art erhoben haben.

Die Menschen sind nun einmal nicht gemacht, weise zu sein. Immer werden sie thun, wie ihre Väter von jeher gethan haben, — ihre Endzwecke durch ihre Mittel zerstören, weder in Haß noch Liebe Maß halten, und wie dumme Fische sich mit goldfarbenen Fliegen locken lassen, den Angel ihres Wohthäters, des Fischers hinabzuschlingen. Moralische Epidemien lassen sich so wenig durch Vernunftgründe, als Leibliche Krankheiten durch Zauberworte heilen.

Aber Alles, was ist und geschieht, gehört zu einem Plane, von dem wir nichts verstehen. Große und Kleine, Weise und Unweise, spinnen und weben wir Alle an dem unendlichen Gewebe des Schicksals, ohne zu wissen, was wir machen, und befördern unbekante Endzwecke, indem wir oft das Gegentheil zu thun glauben oder scheinen.

Natur und Menschheit.

In das Geheimniß der Natur selbst zu dringen ist uns verwehrt. Der Kreis der Menschheit ist nun einmal unser Antheil und der Umfang, worinnen alle unsre Ansprüche eingeschlossen sind. Sobald wir uns über ihn vertheilen wollen, finden wir uns mit einem undurchdringlichen Dunkel umgeben; oder das Licht selbst, das uns dann entgegenströmt, ist so blendend, das es für Augen, wie die unsrigen zur dichtesten Finsterniß wird. Aber, o daß wir die Würde unsrer eignen Natur erkennen möchten! es ganz durchschauen und immer gegenwärtig haben möchten, daß der Mensch nichts größeres kennt, noch kennen soll, als sich selbst; daß er alles, was er zu seiner Vollständigkeit bedarf, in sich finden kann, und daß seinem ewigen Wachsthum an Kraft und Vollkommenheit keine andere Grenze gesetzt ist, als die wesentliche Form seiner eignen Natur, über welche er sich eben so wenig hinaus denken, als hinaus dehnen kann, er müßte sich denn nur ins unendliche — Nichts ausdehnen wollen!

Man kann nicht alles, was man will; daher thut man wohl, wenn man nicht mehr will, als man kann.

Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sei, sich über ihren verbergenden Mysterien von sterblichen Augen übersehen zu lassen) erscheint immer wunderbarer, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der gränzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer Unerklärbares und Unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imagination in ihre alte Lage zurückzuwerfen.

Der Weise unterwirft sich immer und in Allem den ewigen und nothwendigen Gesetzen der Natur der Dinge; er bildet seine Art zu denken und zu handeln einzig nach dieser Richtschnur, und seine höchste Arbeit besteht darin, daß er will, was er muß, thut, was er soll. Die unveränderliche Natur der Dinge, dieses einzige aber indissoluble Gesetz des Seins, schreibt ihm in jedem Augenblick und Verhältniß des Lebens vor, was recht ist und was er also zu wollen und zu

gung hat; und bloß um zu wissen, was recht ist, damit er immer recht handle, bemüht er sich die Dinge so zu erkennen, nicht wie sie dem verfälschten Auge des Urtheils und der Leidenschaften scheinen, sondern wie sie in den Augen der reinen Vernunft, d. h. wie sie wirklich sind. Der Weise sieht sich daher immer als einen Theil des Ganzen an, der bloß um denselben Willen da ist, und dessen Wohltand und Vollkommenheit mit dem seinigen so nothwendig verbunden ist, daß er nur in so fern seiner Natur gemäß lebt und vollkommen ist, in so fern er zur Vollkommenheit des Ganzen mitwirkt.

Der Mensch, so wie er der plastischen Hand der Natur entschlüpft, ist beinahe nichts als Fähigkeit. Er muß sich selbst entwickeln, sich selbst ausbilden, sich selbst diese letzte Politur geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt — kurz, der Mensch muß gewissermaßen sein eigener zweiter Schöpfer sein — oder, vielmehr, —

Wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Krystall sechsseitig anschiebt, in der Pflanze vegetirt, im Wurme sich einspinnt, in der Biene Wabe und Honig in geometrisch gebaute Zellen sammelt, im Fieber mit anstreifender Vorhuth des zukünftigen Webens von ertlichen Stodwerken an Zehn und Klößen baut, und in diesen sowohl als vielen andern Thierat-

ten mit einer so zweckmäßigen und abgezielten Geschicklichkeit wirkt, daß sie den Instinkt zu Kunst in ihnen zu erheben scheint, — warum sollte es nicht auch die Natur sein, welche im Menschen nach bestimmten und gleichförmigen Gesetzen diese Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? — Dagegen, daß, sobald er unterläßt in allem was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken; sobald er aus indiscretem Vertrauen auf seine Vernunft sich von dem Plan entfernt, den sie ihm vorgezeichnet hat, — von diesem Augenblick an Zerthum und Verderbniß die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folgt.

Alles geht, wie es kann, und wiewohl es durch so seltsame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daß wahre Leute sich dadurch haben verleiten lassen, zu glauben, die ganze Schöpfung und die arme Menschheit müßte ihr drehe sich, wie ein blinder Gaul in einer Rognmühle, ewig in einem und eben demselben Kreise herum, so fällt es doch, dünkt mir, von einem Jahrhundert zum andern ziemlich stark in die Augen, daß es vorwärts geht: und so hoffe ich denn zu Gott, es werde sich am Ende finden, daß Alles gegangen sei, wie es der Monarch und alleinige oberste Director der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte.

Warum denn von äußerlichen Bestimmungen erwarten, was ich im Leben sein soll? Die Natur selbst hat mir meine ganze Bestimmung schon gegeben, da sie mich zu einem Menschen machte; wenn ich dieß bin, Alles bin, was die Idee des Menschen in sich faßt, was könnt' ich edleres und größeres zu sein verlangen? Je tiefer die Verderbniß ist, zu welcher ich meine Zeitgenossen herabgesunken sehe, je geringer die Menschheit in ihrer eigenen Schätzung, und je verächtlicher sie in den Augen ihrer Unterbrüder ist, desto nöthiger ist es, daß Menschen aufstehen, welche die Würde ihrer Natur zu behaupten wissen, und in ihrem Leben darstellen, was für ein erhabenes, unabhängiges und vielvermögendes Wesen ein Mensch bloß dadurch sein kann, daß er alle seine Anlagen entwickeln, und alle seine Kräfte gebrauchen gelernt hat.

Das menschliche Herz.

Es ist ein schwaches Ding um unser Herz! Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre zu machen macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unser besten Liebe, unser besten Handlungen.

Stellen wir uns einen Menschen vor, der aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker eingeschlossen, und die Hoffnung, jemals wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Dünkt es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel, oder eine Maus oder in Ermangelung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, sogar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine ästhetischen Regungen werden könnte? — Daß diese Spinne nach und nach in seinen Augen so schön werden könnte, als die reizendste toskanische Amarvillio in den

Augen ihres vaterländischen Schülers; daß er sie auf seinem Teller essen lassen, daß er ganze Tage mit ihr spielen, daß er sich durch die anhaltendste Aufmerksamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, sich für ihre kleinlichen Bewegungen interessieren, bei der mindesten Gefahr für ihr Leben zittern, und wenn er unglücklich genug wäre sie zu verlieren, sie mit heißen Thränen beweinen und über ihren Verlust untrennbarer sein würde, als er in andern Umständen über den Tod der geliebtesten Frau und des besten Freundes gewesen wäre.

Des Menschen Herz hat seine eigene Logik, und — mit Erlaubniß des ehrwürdigen P. Malebranche, eine sehr gute — Dank sei Dir dafür, liebe Mutter Natur; sie thut uns unaussprechliche Dienste! Was wir wünschen ist wahr, so lang es nur immer möglich ist, das Gegentheil unsern eignen Sinnen abdisputiren zu können.

Man muß wenigstens gestehen, daß unser Herz besser ist als unser Kopf. In der That, mit aller untrer angebornen Härteit, Dummheit und schamhüßigen Einsicht wären wir doch von Haus aus, wenn man uns unreibubelt ließe, ganz gute Leute, und auch so wie die Sachen jetzt mit uns stehen, ist Jugend bei weitem so selten nicht als Weisheit.

Wenn unser Herz uns nicht wider Willen außer Rörte zu bessern Leuten machte, so wäre die Moral aller Sündenbewohner äußerst eigennützig.

Wenn wir gleich eine schwache Zeite haben müssen, wenn es so gar wahr ist, daß diese schwache Zeite mit gewissen Umständungen und Reizungen, die einen Theil unserer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammenhängt; so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegentliches Interesse erfordert, gegen die gesährlichen Täuschungen, denen sie uns bloßstellt, auf unser Gut zu sehn.

Die gute Mutter Natur, die ihre Kinder nicht leicht im Trübe läßt, hat mütterlich dafür gesorgt, daß wir, um den Glauben an uns selbst (dies so unentbehrliche Fieberad in unserem Wesen) durch keine Vergehungen oder Überheiten gänzlich zu verlieren, für jede Anklage in unserem eignen Busen eine Entschuldigung finden, welche unvermerkt die Gestalt einer Rechtfertigung gewinnt, und wenigstens uns selbst beruhigt, wenn sie auch nicht immer vor einem ganz unparteiischen Richter bestehen könnte. —

Wenn wir im Begriffe sind, uns von einem sehr theueren Freunde ohne alle Hoffnung des Wiedersehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloser Gewißheit voraussehen, daß wir eine geliebte Person in kurzem durch den Tod verlieren werden, wie ganz anders ist uns da zu Muthe, als ehemals, da wir uns mit der Aussicht schmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben? Weshalb ein ganz anderes Interesse haben jetzt diese Personen und alles, was sie sagen und vernehmen, für uns? Wie wichtig wird uns jeder noch so geringe Beweis, den wir ihnen von unsrer Liebe geben, jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen können? Wie sorgsam suchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehemals ganze Tage werth ist, zu benutzen, um jeden leisen Wunsch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unlust zu ersparen, jede Beschwerde zu erleichtern.

Die Liebe für eine Frau, die wir als die Hälfte unsers Wesens ansehen, die Liebe zu Kindern, in denen wir uns selbst wieder hervorgebracht und vervielfältigt sehen, — diese Liebe ist fähig, uns der Trägheit zu entreißen, welche dem einzelnen Menschen mit jedem erträglichen Zustande zufrieden macht; — sie macht uns auf die kleinste Bedürfnisse dieser geliebten Gegenstände aufmerksam und setzt alle unsere Fähigkeiten

in Bewegung, ihnen abzuheben, ihnen zuzukommen. Nicht zufrieden, daß diese werthen Geschöpfe nur leben sollen, wollen wir, daß sie angenehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir bessern unsre Gründungen aus und gefallen uns in einer Geschäftigkeit, welche diejenigen die wir lieben, glücklicher macht.

Die Liebe ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen Trieben, so wie sie der süßeste ist. Sie ist die wahre Seele des Menschen, welche alle seine Grundungen entwickelt, alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die sympathetischen Reizungen, ohne die Liebe des Bezugs überhaupet würde der natürliche Mensch nichts zu thun haben, als zu essen, zu schlafen und sein Geschlecht zu vermehren, wie jedes andere Thier; er würde der König der Affen sein. — aber auch dieser Vorzug würde ihm von den härtern und muthigern Vögelgescreitig gemacht werden.

Nicht bloß die Roth auch die Liebe ist die Mutter der Künste. Der Mensch, der die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, eine Götze und eine Gefährtin hat, wird darauf bedacht sein, wie er diese Güter auf die bequemste und angenehmste Weise zu genießen möge. Die Natur selbst fordert ihn gleichsam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Leidenſchaften.

Leidenſchaften ſind nicht, wie die Stoiker irrig lehren, Krankheiten der Seele, ſie ſind vielmehr, was die Winde einem Schiffe ſind, das keine Zeeſahrt von einiger Bedeutung ohne ſie vollbringen kann. Sie verſtärken die demſelben gegebene Bewegung, aber der Schiffer muß ſie in ſeine Gewalt zu bringen wiſſen, wenn er nicht Gefahr laufen will, von ihnen verſchlagen oder an Klippen zertrümmert zu werden. Starke Leidenschaften zu regieren, werden freilich große Kräfte des Geistes erfordert; aber ſie ſpannen auch viele Kräfte.

Launen ſind eine Art von guten oder böſen Aeßen, die durch die bloße Magie des Geſichts und Vollmunds aus den Dingen, die vor uns ſtehen, machen können, was ſie wollen.

Es kommt bei den Leidenschaften Alles zur Noth und Ziel, Ziel und Ort an. Sie können gut oder böse sein, je nachdem man sie zu behandeln weiß.

Es ist mit den Leidenschaften, wie — mit Allem in der Welt — Wenig schadet wenig — Zu viel ist immer ungesund; und Wasser, das gut zum Trinken ist, taugt nichts in den Schuben.

Eine Frau, deren erste Liebslieder die Herrschsucht ist, ist eines jeden Verbrechens fähig.

Unterdrückung und ihre Töchter, Nothigkeit, die mit den Unterdrückten — Dürftigkeit, die mit den Ausgebeugten gepaart ist, sind die wahren Ursachen des menschlichen Verderbens. Die Menschen würden besser werden, sobald man ihnen erlaubte, glücklicher zu sein; und sie würden glücklich genug sein, sobald nicht Einige auf Kosten der Uebrigen glücklicher als es Menschen zukommt, sein wollten.

Wie hell und wohlgeordnet auch immer der Kern eines Mannes sein mag, immer bleibt er, auch bei der größten Wahnsinnigkeit über sich selbst, den Täuschungen der Einbildung, des Gefühls und der geheimen Lieb-

jedern des Herzens so gut unterworfen als ein anderer und tägliche Erfahrungen lehren uns, daß der verblödete Wille einen in die tausendfach verschlungenen Verhältnisse und Schwierigkeiten des höheren Lebens entwickelten Menschen nicht immer sicher stellen kann, daß er nicht gegen seine Absicht Unheil anrichtet, indem er vielleicht das Beste zu thun glaubt.

Charakter.

Der Charakter in einem Menschen ist das, was unter allen Abänderungen und Modificationen, die ihn von Augenblick zu Augenblick sich selbst ungleich machen, das beständige ist; das, wodurch er sich selbst gleich, und von andern verschieden ist, kurz der ihm von der Natur selbst aufgetragene Stempel der Individualität, der aber durch alle die äußern und innern Ursachen, die auf ihn wirken, nicht nur schärfer ausgedrückt und verschönert, sondern auch auf alle Weise verunstaltet, verwischt und verfälscht werden kann.

So wie Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beiträgt, ohne ihn darum zu etwas Andern machen zu können, als wezu ihm die Natur selbst die substantielle Form und innere Anlage gegeben hat, — so die Erziehung in Bezug auf den Charakter.

Der Schluß, den man oft von der Gerhabenheit der Begriffe und Empfindungen einer Person oder von der Fertigkeit, eine gewisse Sprache oder Begeisterung zu reden, welche allen Dingen andere Namen gibt, ohne daß die Dinge selbst darum etwas anderes als unter ihrem gewöhnlichen Namen sind — der Schluß, den man hiervon auf eine außerordentliche Vortrefflichkeit des Charakters einer solchen Person zu machen pflegt, ist eben so falsch, als das Urtheil, welches Viele gegen eine gelassene und bescheidene Tugend gefaßt haben, eine Tugend, welche (ohne sich durch feierliches Wertränge, hochfliegende Ideen, anmaßliche Befreiung von den Gebrechen der menschlichen Natur, und unbittliche Strenge gegen dieselben anzukündigen) nur darum wenig zu versprechen scheint, um im Werk desto mehr zu leisten.

Gerüste dich für Gutes und bleibe dabei! Denn besser, du denkst und lebst nach dem Grundsatz, nach der Regel, die du ein- für allemal gerüßt und deiner eigenen Natur angemessen befunden hast — als du urtheilst heute so, morgen wieder anders, bewunderst heute, was du gestern verachtetest, lässest dich morgen wieder reuen, was du heute gethan, und kannst durch diesen ewigen Streit mit dir selbst zu keiner Ruhe, keinem Genuß des Lebens kommen.

Eine innere Nothwendigkeit zwingt uns immer unvermerkt, und selbst, unsre eigene Art zu denken und zu leben, zum Maåstab anzunehmen, es sei, daß wir einem Andern etwas sehr Schönes sagen, oder ihm mit guter Art zu verstehen geben wollen, wie wir glauben, daß er sein sollte.

Die sehr kleine Zahl der Böden und Guten, besteht sie nicht entweder aus einer Art besonders glücklich organisirter und vom Schicksal mit ungewöhnlicher Sorgfalt erzeugener Menschen, denen es kaum möglich wäre, anders zu sein, oder aus solchen, die uns selbst geschehen werden, daß ihre Tugend im Grunde nur ein gewaltiamer Zustand ist, worin sie sich nur durch eine nie einschlummernde Aufmerksamkeit auf sich selbst und einen ewigen Kampf der einen Hälfte ihrer Natur mit der andern, erhalten können?

Der Heuchler schadet auf die nämliche Weise wie ein still wirkendes Gift, dessen Ferkörnungen nicht in die Augen fallen; er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen; und man denkt so wenig daran, seinen Abüchten zu widerstehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, sie auszuführen, freiwillig in die Hände gibt. Ungestrast mißbraucht er die unschul-

digte unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Mortalität zum Opfer seiner Privatleidenschaften zu machen, indem sie sich den höheren Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseins erwartet, angeschlossen zu haben glaubt.

Tugend. Verdienst.

Die Tugend — die Welt umfaßt alles, was gut, schön und groß ist! Aber die Tugend gibt keinen Preisbrief gegen das Urtheil der gesunden Vernunft; und nicht alles ist Tugend, was ihren Stempel trägt. Die Tugend ist die Göttin der schönen Seelen; nichts ist liebenswürdiger als sie; aber ein Schwärmer, ein Mensch, der nicht Herr von seiner Einbildung ist, kann die Tugend selbst nicht weislich lieben. Gatte, mit allen seinen großen Eigenschaften, war gleichwohl nur ein Don Quixote: er kämpfte sein ganzes Leben durch mit fantasirten Ungeheuern, wie dieser mit Riesen und bezauberten Mohren. Es ist wahr, er liebte die Tugend über alles; er blieb ihr getreu — bis sie ihn auf eine gar zu harte Probe setzte; er unternahm das Unmögliche für sie; aber seine Tugend — war eine Dulcinee.

Gewiß ist der sicherste und harmloseste Weg, uns um die Menschheit verdient zu machen, wenn wir es im Stillen thun, ohne weit greifende Anstalten und ein künstlich zusammengefügtes Maschinenwerk, dessen Wirkungen wir nicht immer in unserer Gewalt behalten.

Wer aus eigener Bewegung große, weitgreifende Dinge unternimmt, für deren Erfolg er nicht stehen kann, darf sich nicht von aller Schuld frei sprechen, wenn die Sache so ausfällt, daß die daher entstehenden Uebel das beabsichtigte Gute bei weitem überwiegen.

Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreise ihres häuslichen Lebens unscheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige ist, womit auf dem großen Schauplaze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geschichtsschreiber beschäftigen! Und beruht nicht größtentheils auf jenen unscheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, so wie auf diesen der Wohlstand des Staates?

Glaub' ich am Ende einer feurigeren Bestrebung meines Geistes durch die krummen Zirkänge der Ghibildung, eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben; —

Oder unterhalt' ich mich, einsam und in mich selbst gesammelt mit dem Anschauen eines tugendhaften Charakters — und ich seh' ihn in Handlung gesetzt, in Versuchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt; — ich zitt're für ihn; — und nun in dem großen Augenblicke der Entscheidung, seh' ich ihn seiner würdig handeln, und meine schüchterne Hoffnung durch die schönste That überraschen; —

Oder mein besseres Selbst hat in diesem Augenblick einen Sieg über das uedlere erhalten; — ich habe eine eigennützige Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte, etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam; — oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte, eine Beleidigung zu rächen, weil ich es ohne Besorgniß, mir selbst dadurch zu schaden, hätte thun können; —

Oder ich habe dem süßen Zug der Menschlichkeit gefolget, und mit sanft mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude ins bleiche Gesicht des Bekümmerten zurückgerufen; —

In allen diesen und in ähnlichen Fällen fühle ich in dem entscheidenden Augenblick, diese göttliche Flamme sich mit einer unausdrücklichen geistigen Vollust durch mein ganzes Wesen ergießen und den

sittlichen Menschen mit dem animalischen, wie in Gind zusammenschmelzen; — und ich sag' und schwöre, daß keine andere Wollust so süß, so befriedigend und, wenn ihr mir diesen Ausdruck gestatten wollt, so vergötternd ist, als diese.

Alles Gute kündigt, gleich dem Lichte, sich selbst an, indem es da ist; und läßt wohlthätige und glänzende Spuren hinter sich, auch wenn es nicht mehr ist.

Nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigene Kraft aus den Trümmern empor arbeiten und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher als wir glauben den Sieg davon tragen, wenn nur wir nicht den Nerv verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest aneinander schließen, und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehende Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger sein, gleichviel unter welcher Form und Verfassung. — Nur die weise Thätigkeit und Barbarmlichkeit aller, die dieses edlen Namens würdig

sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Zwünge das große Werk, wozu wir berufen sind, die Kultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechtes bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

Bei weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genannt werden; sie sind beides, aber weder das Eine, noch das Andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Verauschten den Anflug anrechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antriebe mechanischer Angewöhnungen oder unregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Stromes fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrecher zu rächen; die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache, und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich, das Uebel zu vergüten, und den der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen.

Die Frage: Ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen — oder ist es diesem Volke besser, mit den Reizungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne? Diese wichtige Frage, meine Herrn, scheint mit der Folgenden einerlei zu sein: Ist es besser gesund zu sein, ohne zu wissen, daß man gesund ist, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder sich krank zu machen, damit man den Werth der Gesundheit desto besser schätzen lerne? Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen — Tugend die Gesundheit des moralischen Menschen; und Glückseligkeit die gemeinschaftliche Frucht von beiden.

Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm so lange, als er sie behalten kann, so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit unglücklich zu werden. Wer wird einem Gesunden eine Arznei für die Krankheit eingegeben, die er nicht hat, in der Hoffnung, daß sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte.

Die Nemesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewichte erhält, fordert von Niemand weder mehr als er schuldig, noch mehr als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu sein, bedurfte sie, menschlicher Weise

zu reden, keiner anderen Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jederzeit den Grad der inneren Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtsein derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise und Gute begehrt und erwartet nie eine andre Belohnung, und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Socrates in der Stunde des gewaltsamen Todes, den seine verhörrten Mitbürger über ihn verhängten, sich gegen seine Freunde über Sein und Nichtsein erklärt. Er glaubt in einem Leben von siebenzig Jahren des Guten genug genossen zu haben, und unterwirft sich ruhig dem unbekannten Naturgesetze, kraft dessen er mit dem Tode entweder Socrates zu sein aufhöret, oder in einem neuen Leben, in der unsichtbaren Welt, auf eben die Art, wie er es in dieser war — durch sich selbst und die Verbindung mit andern Weisen und Guten — glücklich sein werde.

Vernunft.

Da wir bloß durch unsere Vernunft Menschen sind, unsere Vernunft aber bloß durch ihren freien Gebrauch Vernunft ist; so ist durch eine nothwendige Folge der Gebrauch dieser Freiheit und das Recht, den ganzen Proceß, wie wir durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, andern mitzutheilen, das unverlierbarste Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmal kennen.

Die Vernunft wirkt anfangs bloß als Instinkt in dem Menschen, ohne darum weniger Vernunft zu sein. Es ist eine Blume in der Knospe. Ältern, welche das Zutrauen und die Liebe ihrer Kinder zu gewinnen wissen, werden sie immer sicherer und besser regieren, als diejenigen, die ihr häusliches Reglement auf bloße Gewalt und Furcht der Strafe gründen.

Gefühl und Imagination sind sehr angenehme Gefährten, aber gefährliche Begleiter durch das Labyrinth des Lebens. Die Vernunft ist der gute Führer des Menschen, und die Eudämonie, nach welcher du strebst, ist die Frucht eines nach ihrer Vorschrift geführten Lebens; oder es gibt gar nichts, das diesen Namen verdient, diesseits des Mondes.

Güte des Herzens ohne Weisheit ist eben so wenig Tugend, als Wissenschaft ohne Tugend Weisheit.

Um durch die Natur glücklich zu sein, muß man die größte ihrer Wohthaten und das Werkzeug aller übrigen, die Empfindung unverdorben erhalten haben; und zum richtigen Urtheilen ist richtiges Denken eine unentbehrliche Bedingung.

Wahrheit ist so sehr für den gesunden Menschenverstand, und dieser so ganz für jene gemacht, daß sie für ihn gar keines Aufschreitens und Herausputzens bedarf; je nackter sie ihm dargestellt wird, je gewisser ist sie, ihn einzunehmen. Das Uebel ist nur, daß das reine Gold der Wahrheiten durch die Länge der Zeit, durch die Veränderung der Umstände und durch die natürlichen Folgen der menschlichen Gebrechlichkeit, nach

und noch so sehr mit schlechtem Metall vermischt und verfälscht wurde, daß es endlich aufhörte, Geld zu sein, und von dem, was es ursprünglich war, nur noch den Namen behielt. Und dieser Name ist es denn, wodurch der große Haufe betrogen wird, der in seiner Einfalt gewohnt ist, die Zeichen mit den Sachen zu verwechseln, und unter der Gewähr des Namens sich verfälschte Waaren für echt aufhängen zu lassen.

Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu streben; auch wenn sie unsern Neigungen und Wünschen entgegensteht. Irrthum kann uns angenehm sein, aber nie befriedigen.

Die gemeinnützigsten Wahrheiten sind alt, und eben darum, weil sie alt sind, wirken sie wenig. Es mag wohl einiges Verdienst dabei sein, wenn man sie unter irgend einer neuen gefälligen Gestalt wieder in Umlauf zu setzen weiß; aber mir dünkt, dieser Kunstgriff thut selten eine andere Wirkung, als daß man sich an der neuen Hinkleidung ergötzt, wenn sie gefällig ist, ohne daß die alte Wahrheit selbst dadurch in größere Achtung kommt.

Lebensweisheit.

Wer sich irgend einen besondern Zweck im Leben zu erreichen vorgesetzt hat, dem darf es nicht genug sein, wär' er auch der weiseste und beste aller Menschen, immer bloß seinem Charakter und Herzen gemäß zu handeln. Sein besonderer Zweck legt ihm, in Rücksicht auf die Menschen, mit denen er es zu thun hat, eine Rolle auf, die in ihrer eigenen Weise gespielt sein will, und die auch mit den größten Naturgaben und Anlagen, ohne Kunst nicht gut gespielt werden kann. Er hat Schwierigkeiten zu überwinden, oder ihnen auszuweichen, Gelegenheiten zu erhaschen, Umstände zu benutzen. Die Meinungen, Leidenschaften und Zwecke anderer Menschen, die seinen Weg beständig durchkreuzen, erlauben ihm beinahe nie, in der geradesten Richtung fortzuschreiten, sondern nöthigen ihn, gern oder ungern, zu Umwegen, die aber eben darum, weil sie sicher zum Zwecke führen, der kürzeste Weg sind. In allem diesem nie zu viel noch zu wenig zu thun und (wie ein morgenländischer Weiser sagte)

immer die glatte Geschmeidigkeit der Schlange mit der harmlosen Einfalt der Taube zu verbinden, ist die große Kunst des Lebens, und vielleicht unter allen Künsten diejenige, worin, wer nach Vollkommenheit strebt, sich selbst am wenigsten genug thun kann.

Nur das, was wahrhaftig ist, verdient nach Plato, die Aufmerksamkeit des Weisen; und was auch die Antiplatonen dawider einwenden, der göttliche Plato hat Recht; unter dem Bedinge, daß er uns erlaube, zur Erholung, uns zuweilen auch mit dem, was nur so scheint, zu amüsiren: eine Ergötzlichkeit, die er uns desto weniger versagen kann, da er sie sogar den Bewohnern der überhimmlischen Gegenden zugesteht.

Der Mensch weiß nichts gewisser, als daß er ist. Denn dieß fühlt er, und eben dies Gefühl sagt ihm alle Augenblicke, was er ist, nämlich ein Wesen, dessen Existenz eine Kette von angenehmen oder unangenehmen Empfindungen ist, die ihm entweder von Außen her kommen, oder die es sich selbst macht. Aus jenen erkennt er zwar, daß eine unendliche Menge von Dingen außer ihm sind; aber was diese Dinge für sich selbst sind, weiß er nicht, und da es ihn im Grunde nichts angeht, so soll er sich auch nichts darum kümmern. Aber was er gewiß weiß, weil er's fühlt, ist:

daß ihm diese Dinge theils geradezu Lust oder Unlust machen, theils Gelegenheit geben, daß er sich selbst ibretwegen plagt. Das letztere zu vermeiden, hängt sehr von seinem Willen oder doch von seiner Weisheit ab; denn seine Einbildungen und Leidenschaften sind in ihm selbst, und er kann also, wenn er recht will und es recht angreift, sehr wohl Meister über sie werden. Was die Dinge außer ihm betrifft, so mag er, wenn er kann, diejenigen vermeiden, die ihm Unlust machen, und diejenigen suchen, die ihm wohlthun. Kann er jene nicht vermeiden, ohne sich größerer Unlust auszusetzen, so duldet er, wenn er weise ist, das kleinere Uebel um des größeren Guten willen, und eben so unterläßt er lieber ein Vergnügen zu suchen, wenn er weiß oder sehr wahrscheinlich vermutben kann, daß es mit mehr Unlust verbunden sei, als das Gute daran werth ist. Unvermeidliche Uebel erleidert er sich durch Geduld; alles Angenehme aber genießt er, wenn es gleich mit einiger geringen Unlust verbunden ist, aber genießt es als etwas Gutbehrliches, wie wir eine Rose pflückt, die an seinem Wege blüht; und da die meisten Dinge uns nicht durch das, was sie sind, sondern durch das, was wir ihnen geben, oder durch unsere Vorstellungsart glücklich oder unglücklich machen, so gewöhnt sich ein weiser Mann die Dinge außer ihm von der angenehmißten oder doch leidlichsten Seite anzusehen. Durch diese Art zu denken erhält er sich frei und unabhängig, während daß die ganze

Welt sein ist. Er verschafft sich jedes Gute um den wohlfeilsten Preis, denn er gibt nichts Besseres darum hin; wird es ihm entzogen, so betrachtet er's als etwas, das nie sein war. Kurz, er kann Alles genießen, Alles entbehren, sich in Alles schicken; und die Dinge außer ihm werden nie Herr über ihn, sondern er ist und bleibt Herr über sie.

Es ist gut und mehr als gut, denn es ist unumgänglich nöthig, daß wir genau wissen, woran wir sind und worauf wir uns zu verlassen haben, damit uns weder falsche Sicherheit verblende, noch unzeitige Furcht und panischer Schrecken so verwirrt mache, daß wir, um ein kleines Feuer zu löschen, nach dem Del- frug statt der Wasserkanne greifen.

Ein weiser Mann geht nicht auf die Jagd des Vergnügens aus — denn wie oft findet man gerade das Gegentheil dessen, was man sucht! — Aber ein unschädliches Vergnügen, das man — wie ein Wanderer im Vorübergehen eine Blume, die an seinem Wege steht — pflücken kann, nicht zu pflücken, würde eine große Sünde — gegen uns selbst sein. —

Es ist ein zweideutiger Vorzug der Leute von Verstand, in allen menschlichen Dingen klarer zu sehen, als andere, und demungeachtet im Leben selten klüger zu handeln als die andern denken. Es ist wahr, wenn diese und jene einerlei thun, so ist's darum nicht einerlei; aber wenn der Mann von Verstand und der Stet einerlei Sottise begehen, so ist der Nachtheil augenscheinlich auf des ersteren Seite. Denn was büßt's ihm am Ende, daß er nur eben so viel Weisheit hat, um sich bei den Sottisen, die er macht, gerade das Beste, nämlich die Illusion, wegzuräumen? — Diesen süßen und tröstlichen Wahn, lauter löbliche, gute und verdienstliche Thaten gethan zu haben — der das Mößlein, das im Nebel wandelt — gleich dem Wabunsinnigen, der sein zerlumptes Hemde für einen königlichen Mantel ansieht — mit der wonniglichsten Selbstzufriedenheit erfüllt.

Eine beschäftigte Lebensart, häufige Reisen und die mannigfaltigen Verhältnisse mit allerlei Arten von alltäglichen Leuten, in welche man dadurch gesetzt wird, sind immer das sicherste Mittel, die übermäßige Lebhaftigkeit der Einbildung zu schwächen, und einen Schwärmer unvermerkt zu seiner eigenen Verwundung, in einen Menschen wie andere umzugestalten.

Der Weise hilft sich selbst, der Thörichte hingenommen wird den besten Rath entweder nicht hören, oder wenn er ihn befolgt, ihn thöricht befolgen, und sich dann gerade um unseren Rath schlimmer befinden, als zuvor.

Die Einsamkeit, ich meine hier eine solche, welche nicht von unserem Willen abhängt, und die in einer gänzlichen Veraubung aller menschlichen Gesellschaft besteht, — muß für Menschen, die an die Vortheile und Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens gewöhnt sind, ein unerträgliches Uebel sein. Doch nicht für Alle in gleichem Grade. — Der Dichter, der Platonist, der Liebhaber von der schwärmerischen Art, es sei nun, daß er in eine materielle oder unsichtbare Schönheit verliebt ist, kurz die Venserosi aller Gattungen und Arten, entreißen sich oft freiwillig dem Getümmel der Stadt, fliehen auf's Land in einsame Schatten, in wilde Gegenden, wo überhängende Felsen, düstere Wälder, fernher schallende Wasserfälle die süße Schwermuth unterhalten, welche das Element einer begeisterten Einbildung ist. Solche Leute würden sich's wenigstens eine Zeit lang in einer einsamen Zäsel gefallen lassen können; wenn sie anfangen, das Leere ihres Zustandes zu fühlen, wie viele Hilfsmittel würde ihnen ihre Imagination darbieten? Sie würden Berge und Thäler und Thäler mit eingebildeten Wesen an-

füllen, sie würden mit den Nymphen der Bäche, mit den Dryaden der Bäume Liebesverständnisse unterhalten, und wenn dieses Mittel nicht gleich immer hinlänglich wäre, die Forderungen der Natur und des Herzens zu befriedigen, so würde es doch genug sein, um sie zuweilen einzuschläfern und durch angenehme Träume zu täuschen, — und alle Bogen und Bogeninnen auf beiden Seiten des Ganges wissen, „daß angenehme Träume sehr viel sind, wenn man nichts Substantielleres haben kann.“

M a f.

. . . nicht zu wenig, nicht zu viel.

Goethe w. Wieland.

Jede Muse, jede Venus und Grazie hat ihre beson-
derte Art, ihren eigenen Ton, Gang und Ausfall,
ihren Rhythmus und ihre Mensur. In dem feinen
schnellen und richtigen Gefühl von allem diesem, und
in der sichern zum Instinkt gewordenen Fertigkeit, es
diesem Gefühl gemäß in Ausübung zu bringen, besteht
alle Virtuosität. Was Wunder also, daß in allen Kün-
sten und in der schwersten und verwickeltsten von allen,
der Kunst des Lebens, am meisten — nichts vollkom-
menes unter der Sonne ist, und das Schöne, nach
welchem alle Virtuosen streben, so selten erreicht, oder
wo es erreicht worden, nur von so wenigen gesehen
und empfunden wird?

Alle plötzlichen Störungen des Gleichgewichts der
Kräfte: alle gewaltsamen Mittel, um in kürzerer Zeit
durch Zerränge zu bewirken, was nach dem ordentl.

den Gänge der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr als nöthig ist, zu thun, — kurz alle tumultuarischen Wirkungen der Leidenschaften, nach den Richtungen einzelner Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, gehören zu gleicher Zeit so viel Gutes, und nicht, indem sie großen Nebeln steuern wollen, selbst so großes Nebel an, daß nur ein Gott fähig ist, zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Hebergewicht habe.

Das Schöne und Gute steht in einer einzigen sanften Wellenlinie zwischen unzähligen Abweichungen fern; es ist seiner Natur nach einformig; — wenn man es einmal beßigt, so geht jede Veränderung ins Schlimmere, eure Philosophen mögen sagen was sie wollen.

Auch den Gattungen, dem Charakter und dem Leben eines weisen und guten Mannes — welches (wie Sokrates zu sagen pflegte) gleich einem vollkommenen Gemälde ein schönes Ganzes sein muß — müssen die Strafen dieses Ansehen von zwangloser

Leichtigkeit, diesen Glanz der Vollendung geben, der sie mehr zu Geschenken der Natur als zu Werken der Kunst zu machen scheint. Diese Grazie war es, die der Tugend des Gato von Utica fehlte, und blieb die Abwesenheit derselben ist, was so vielen andern vermeinten Tugenden ein widriges, die Herzen zurücksetzendes Ansehen gibt. Allein unter den Händen der Grazien verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Harde und Steife und Gekke, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie nach dem moralischen Schönheitsmaß der Weisen aufhört, Weisheit und Tugend zu sein.

Die Griechen waren die erste Nation in der Welt, die alle Arten von Leibes- und Geistesübungen in Spiele verwandelte, und indem sie diese Spiele in eine Rational-Angelegenheit verwandelte, sich einen Rationalcharakter bildete, durch den sie gegen die übrigen Völker das wurde, was ihre Hebiaden oder Heraklen überall gewesen sein würden, wo sie hingekommen. Sie waren die ersten, die aus dem wesentlichen Vorzug des Menschen vor den übrigen Thieren, aus der Sprache, eine Kunst, und die mächtigste unter allen zu machen wußten. Gesang, Saitenspiel und Tanz wurden bei ihnen Musenkünste. Ihnen allein hatte sich die Göttin der Schönheit, mit den

Charitinnen, ihren unzertrennlichen Weisheiten, geweiht; und schön wurden alle ihre Werke, Anmuth war über alles, was sie sagten und thaten, ausgegossen. Sie allein fanden das Geheimniß, das Erhabene mit dem Schönen, und das Nützliche mit dem Angenehmen zu vermählen. Ihre Weisgeber waren Säugel, ihre Helden erferten den Muth, und ihre Weisen den Grazien. Die abgezogensten Begriffe des menschlichen Verstandes empfingen in der Aantafie ihrer Dichter, unter dem Pinsel ihrer Maler, unter den Händen ihrer Bildner, einen schönen Leib, und wurden zu lieblichen herzerhöbenden Bildern. Sogar die Religion, bei so vielen andern Völkern das Grausame und Schreckliche, gewann bei ihnen eine menschenfreundliche Gestalt; die Götter anderer waren hieroglyphische Ungeheuer, die übrigen Ideale der vollkommenen Menschheit. Ihre Myfterien wurden, wie Cicero sagt, eine Wohlthat für die Welt, und in dem geheimnißvollen Dunkel, wo andre Völker von tausend Götzenbildern des Aberglaubens geängstigt wurden, überfiel sie Freude am Leben und Hoffnung im Tode. In allem diesem wirkte der heitere, freie jugendliche Geist der Griechen mit einer Art von froher leichtsinniger Schwärmerei, die von einem schönen Ziel aus andern forttaufelte.

Läßt einen jeden nach dem greifen, was ihm zunächst liegt, und nicht mehr essen, als er bedarf, seinem Hunger zu stillen; so werden wir Alle von der Tafel der Natur gesättigt aufstehen, und Alle wohl befinden und Niemand wird über Unverdaulichkeit klagen, oder seinen Mitgästen durch Nüpfen und — beschwerlich fallen.

Gesetzt, die Natur habe alle ihre Werke mit allen Produkten der Kunst, welche in gewissem Sinne die Tochter der Natur genannt werden kann, zu unserem Gebrauch und Vergnügen bestimmt; so könnten wir sie hierin einem reichen Manne vergleichen, der ein großes Gastgeboth angestellt und dazu alle Arten von Gästen aus allerlei Ländern, Völkern und Jungen, von allerlei Classen, Ständen, Geschlecht und Leibesbeschaffenheit eingeladen hätte. Natürlicherweise würde er recht daran thun, so vielen und mannigfaltigen Gästen vielerlei Gerichte und alles in großem Ueberflusse vorzusetzen. Nun stelle dir unter diesen Gästen irgend einen starken Kerl vor, der nicht zufrieden mit dem, was vor ihm hünde, auch die entfernten Schüsseln alle zu sich raffe, und ohne zu bedenken, daß nicht alles für ihn allein zubereitet worden, und daß er nur einen Magen habe, oder daß gewisse Speisen nur für die schwachen und kränklichen Gäste ausge-

neht sind, alles Mein zu verschlingen suchte, bis er so voll wäre, daß er das Ueberflüssige wieder von sich geben müßte, — was würdest du von einem solchen Menschen sagen, oder wie meinst du, daß er von dem Herrn des Gastmals angesehen würde?

Welt. Wesentliche Meinung.

Der beste aller Menschen vermag, wie es scheint, nur wenig über den großen Haufen, der ihn weder zu schätzen noch zu lieben fähig ist, denn er kann nur die Guten an sich ziehen, und wird aus derselben Ursache von den Bösen zurückgestoßen.

Der weise Mann wird nicht leicht von einem andern erkannt, als von einem Weisen, der redliche von einem andern, als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und sittlichen Eigenschaften anderer Menschen, zumal solcher, die durch Glücksstände, Erziehung und andere Verhältnisse zu einer ihm fremden Klasse gehören, richtig urtheilen können, müßte es dazu nicht nur einen Maßstab haben, den es weder hat, noch haben kann; es müßte auch von Vorurtheilen, Leidenschaften, persönlichem Interesse und fremdem Einfluß frei sein.

Sie reden, was Sie wollen; mögen Sie doch reden! was kümmert's mich.

Zwei Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, die großen und kleinen Zultane, und die Gouffers. Jene, weil Sie glauben, die andern Menschen wären nur Thiere; diese, entweder weil Sie kein Verdienst haben, und sich weder über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das Sie nicht haben; oder weil Sie sehen, daß Sie es doch Niemand recht machen können. Diese handeln am klügsten.

Die Bekannten sind gefährlicher als die Liebesbekannten. Personen, die immer um uns sind, haben zu viele Gelegenheit unsre schwache Seite auszufinden und sich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daß es nicht dem einen oder andern gelingen sollte, sich uns vermerkt unsres Herzens zu bemächtigen. Wir sind gegen Sie nicht auf unserer Hut, trauen ihnen alles Gute zu, sehen ihre Fehler in einem milderen Lichte, oder werden Sie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein sehr angenehmer Gesellschafter oder auch wohl ein sehr getreuer Diener und doch weit entfernt sein, den Grad von Vertrauen zu verlieren, dessen man jener Eigenschaften wegen gewürdigt wird.

Es ist mit den sogenannten Kunstrichtern wie mit den Autoren und allen anderen Professionen. Gute und schlechte gehören zur nämlichen Innung. Begegnet es nun, wie es zuweilen geschieht, daß die schlechtesten beinahe das ganze Handwerk ausmachen, so ist gemeiniglich die Folge davon, daß die Profession selbst verächtlich wird, und wenn die Verachtung einmal bei dem Publikum überhand genommen hat, so ist es beinahe unmöglich, es mit der unglücklichen Profession wieder auszuüben. Rechtschaffene Leute leiden darunter, obgleich Niemand, wer gewohnt ist, dem Verdienst in jeder Klasse sein Recht widerfahren zu lassen, unterlassen wird, sie von dem allgemeinen Vann, der auf der andern liegt, loszuzählen. Es ist unglücklich für die Welt, wenn ein solches Schicksal unglückliche Professionen trifft, unter welche unstreitig dieser Zweig der Kunst gehört, welcher sich mit Beurtheilung neuer Bücher, besonders der Producte des Genies, des Witzes, des Unwises und des Aberglaubens beschäftigt.

Aber eben deswegen ist es nöthig, diejenigen, welche die Profession entgehen, nicht ganz ungestraft hinzugehen zu lassen; und die andern, welche ihr Obdienen machen, haben sehr Unrecht, zu thun, als ob sie die gesammte ehrsame Innung in der Person eines solchen Geächteten für beleidigt hielten. Die Aristarchen konnten es ganz wohl leiden, daß Horaz die elenden Kunstrichter seiner Zeit bei allen Gelegenheiten aus seinen Äußen reißt.

Und Hecay, wiewohl ein Hofmann und Vertrauter des Günstlings eines August's, glaubte seine Satyre nicht dadurch zu befudeln, daß er von einem *cinex Pautilius* darin spricht; und der *cinex Pautilius* konnte in keiner Betrachtung verhindern, daß diese Satyren nicht auf die Nachwelt gekommen sein sollten.

Wigling und Kennerling, Dichterling und Lese-
ling sind von jeher Gericiata gewesen, deren eines
sich in dem andern spiegelt, und eines des andern
werth ist; und so groß auch aus mancherlei Ursachen
die innerliche Prietracht des Reiches der Dummheit
ist, so ist doch immer etwas, das sie bei jeder Gele-
genheit gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine
Fahne vereinigt.

Wer in irgend einem Studio vorzüglich werden
will, muß demselben in der Einsamkeit lange und mit
anhaltendem Fleiße obliegen — davon ist aber eine
ganz natürliche Folge, daß ein solcher Mensch, wenn
er aus seiner literarischen Einsiedelei wieder in die
Welt kommt, unmöglich die Redseligkeit und artigen
Manieren eines feinen Mannes, der alle Tage in Ge-
sellschaft und an öffentlichen Orten zubringt, haben
kann. Allein dies in Betracht zu ziehen, ist der große
Kaufe weder verständig, noch billig genug. Man be-

denkt nicht, daß der Mann, um es in einer Kunst, welche die Meditation und den angestrengtesten Fleiß erfordert (und die Dichtkunst ist nun gerade eine von diesen Künsten) zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen, sich nothwendig den Gelegenheiten, wo man die glatte gefällige Außenseite eines Weltmannes bekommen, entziehen mußte: sondern man lacht überlaut über die gelehrte Statue, die auf der Straße selbst in tiefsten Gedanken geht, und in guter Gesellschaft nichts zu sagen weiß.

Der Unverstand der Leser ist immer die Sicherheit unverständiger oder übelwollender Tadler, und es ist nichts Leichteres, als das schiefste Urtheil einer Menge von Leuten einleuchtend zu machen.

Unglücklicherweise gibt es keine Menschen ohne Fehler, und was auf einem geringen Posten eine wenig bedeutende Unart ist, kann auf einem wichtigen ein großes Laster sein, und doch findet man sich nur gar zu oft genöthigt bei der Wahl eines Subjects zu einem wichtigen Posten, große Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenschaft, die der Mann in einem hohen Grade besitzt, zu übersehen.

Eine gewisse Entfernung von den öffentlichen Geschäften ist gerade der Standpunkt, wo ein Mann, dem es weder an Welt- noch Menschenkenntniß fehlt, über die Geschäfte und die Personen, die darin verwickelt sind, am richtigsten urtheilen kann; und ein solcher Mann schickt sich in dieser Stellung am besten zum Rathgeber und Grinnerer dessen, der in dem Gedräng und der Hitze des aktiven Lebens nie Augen und Ohren — noch weniger, innere Stille und Unbefangenheit genug hat, um seines Grinnerers zu bedürfen.

Menschen, die nicht Muth genug haben, der Stimme des Gottes in ihnen getreu zu sein, dessen Beifall uns allein Ruhe und Gewißheit, daß wir sind was wir sein sollen, geben kann, suchen sich eine Art von Ersatz dadurch zu verschaffen, wenn sie von andern für das gehalten werden, was sie nicht sind, aber gerne sein möchten — und bedienen sich der guten Meinung, die sie von der Welt erzwingen, erschleichen oder erbetteln, als einer Art von Beglaubigungsbrief gegen ihr eigenes Bewußtsein. Sie suchen Ehre, sagt Aristoteles, um auf anderer Leute Wort zu glauben, daß sie selbst etwas werth seien.

Wie du das Glück, das dir zu lachen scheint, ertragen wirst, so wird die Welt dich ertragen; wirst du dich bescheiden darein finden, so wird der Neid schweigen müssen, und du wirst den Beifall deiner Freunde und die Achtung der Welt davon tragen; lässest du dich übermüthig dadurch machen, und verlierst den Kopf dabei, so wirst du Jedermann gegen dich haben, deine besten Freunde werden sich zurückziehen, und die übrigen an deinem Fall arbeiten.

In Zeiten der Noth und Gefahr gilt ein Mensch, was er ist, und sogar die Tugend wird ihm zum Verdienste angerechnet, weil man ihrer bedarf; man schätzt sie, nicht weil sie Tugend, sondern in so fern sie zuweilen eine nützliche Sache ist. Der Drang der Umstände spannt alle Triebfedern, setzt alle Räder in Bewegung, eröffnet alle Hilfsquellen der Menschheit. Große Männer kommen zum Vorschein und kämpfen auf entgegenstehenden Parteien um Vaterland, Freiheit und Selbsterhaltung oder um Ruhm, Ehre, Herrschaft und Reute. Große Tugenden halten großen Lastern noch das Gegengewicht; wer nicht handeln kann, lernt leiden, und wer des Leidens müde ist, wird durch die Verzweiflung selbst zur Thätigkeit angefordert. In solchen Zeitläufen ist es unmöglich, daß die Menschheit ganz unter sich selbst herabfinke. —

„Warum scheinen wollen, was du das Herz nicht hast zu sein?“ Anderer Leute Meinung kann dich zu nichts machen, was du nicht bist. Sei wirklich ein rechtschaffener Mann — oder laß' auch den Schein fahren. Willst du jenes sein, so sei es ganz; so lebe nach der Regel in deinem Herzen, nicht nach dem Urtheil der Welt; so mache dich frei von allem, was dir den heitern, ruhigen Selbstgenuß, den einzigen, der dem Weisen und Rechtschaffenen ausschließlich eigen ist, rauben oder verkümmern würde. Fühlst du, daß du dazu nicht Kraft genug hast, nun so entsage auch dem Anspruch, ein edler freier Mann zu sein. Sklaven sind auch noch zu vielem zu brauchen, und können in ihrer Art ganz glückliche Leute sein. Aber den Namen, womit man in der Welt so freigebig ist, den Namen eines rechtschaffenen Mannes verdient nur, wer, sobald es auf Wahrheit und Recht oder auf die Behauptung seines eigenen Charakters ankommt, nichts was ihm Menschen rauben können, für ein Gut, nichts was sie ihn leiden machen können, für ein Uebel achtet.

Das erste was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Namen schenkt, und von dann mit der unerschütterlichen Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt.

Auf eben dieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen weiß machen, er liebe und hasse etwas, indem man ihm so lange und oft wiederholt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wohl so sein, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten: und das sonderbarste ist: daß das Abrafadabra zuletzt seine Wirkung thut und der Mensch wirklich im ganzen Ernste etwas liebt oder verabscheut, das ihm Anfangs völlig gleichgültig war.

Die öffentliche Meinung ist ein furchtbares Gericht; ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groß sie auch sei oder scheine, entziehen kann. Ueber lang oder kurz werden nicht nur die Kaligula's, die Neronen, die Domitiane, sondern auch ein Richard II. ein Heinrich III., ein Karl I., ein Ludwig XVI., ich will sagen, unweise und schwachberzige Regenten nicht minder als Tyrannen und gekrönte Teufel, Schlachtopfer der Verachtung oder der Vernachlässigung dieses unüchtbaren Vehmgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man die Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewußt, haben sich aber auch so wenig vor der öffentlichen Meinung zu scheuen, daß diese vielmehr die zuverlässigste Quelle ihrer Macht und am Tage der Noth ihre stärkste Stütze ist. —

Alles in der Natur hat seine Zeit, Alles ist veränderlich, und so sind es auch die Meinungen der Menschen. Sie ändern sich immer mit den Umständen, und wenn wir bedächten, was für einen Unterschied nur fünfzig Jahre zwischen dem Onkel und dem Großvater machen, so würde es uns wahrlich nicht befremden, daß die Welt binnen einem oder zwei tausend Jahren unvermerkt eine ganz neue Gestalt zu gewinnen scheint. Denn im Grunde ist es doch nur Schein, es bleibt, wiewohl unter andern Masken und Namen, immer die nämliche Komödie.

Bildung.

Man kann nur Anlagen ausbilden. Wenn die Anlage zu einem vortrefflichen Menschen gegeben ward, der wird sich auch ohne Hülfe einer fremden Hand entwickeln und unter dem bestimmenden Einfluß der Umstände, durch das Leben selbst am gewissesten das werden, was er werden kann und soll.

Die Natur hat einem jeden Menschen die besondere Anlage zu dem, was er sein soll, gegeben, und der Zusammenhang der Dinge setzt ihn in Umstände, die der Entwicklung derselben mehr oder weniger günstig sind; aber ihre Ausbildung und Vervollendung hat sie ihm selbst anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelassen oder gar gefehlt hat, zu verbessern und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben; es ist sein eigenes Interesse und er kann kein ansehnlicheres Geschäft haben als das Bestreben, der Vollkommenheit in seiner Art, die im gewissen Sinne keine Grenzen hat, so nahe zu kommen als möglich.

Da der Plan seines Lebens nicht von ihm allein abhängt, da er zu jedem Gebrauche, den der oberste Regierer der Welt von ihm machen will, bereit sein soll: so ist seine erste und höchste Pflicht, sich die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

In jenen ältesten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meistens nur als Instinkt. Die Menschen, noch Kinder an Erfahrung, sinnlich, lebhaft, leichtsinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, sorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick und sahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen aber langsamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeit wußten den Werth der Freiheit gehörig zu schätzen; noch weniger wußten Freiheit mit bürgerlicher Ordnung und die Künste des Kriegs (der gewisser Maßen der natürliche Zustand roher Menschen ist) mit den Künsten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch sie — deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach, was es ist, und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Kultur aufs höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, haßt der unendlichen Obermacht, welche seine Be-

wehnet durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Wehe uns, wenn die Natur nicht besser für uns gesorgt hätte, als der Zufall; wenn der Mensch die Anlage zu dem, was er sein muß, um vollständiger Mensch zu sein, nicht mit auf die West brächte; wenn es ihm nicht möglich wäre, über alle Hindernisse zu siegen, die seiner Vervollkommenung entgegenstehen. Wie? Es wäre für den einzelnen Menschen ein Zeitpunkt, da er sich selbst zu regieren gelehrt wird, und ganze Völker sollten zu einer ewigen Kindheit und Minderjährigkeit verdammt sein? Warum denn sollte Alles, was die Geschlechter, die vor uns lebten, erfahren, gedacht, gethan und gelitten haben, ewig für ihre Nachkommen verloren gehen? Warum jedes neue immer ebenso behandelt werden, als ob es aus lauter ersten Menschen bestünde? — Laß uns die reine Wahrheit sagen, blende oder schmerze sie auch, wenn sie laut gesagt würde, wen sie wolle! Die Wehklage darüber, daß die Zeiten nicht mehr sind, da das Volk sich bei seinen Vorurtheilen so wohl befunden haben soll — waren ich (im Vorbeigehen gesagt) keineswegs überzeugt hin — aber sei es damit wie es war, das Jamern über ihr Nichtmehrsein kann zu nichts helfen.

Sie sind nun einmal vorüber und werden nicht wieder
kehren. Andere Zeiten andere Sorgen! damals konnte
man sich freilich das wichtigste aller Geschäfte sehr
bequem machen; aber es ging dann auch — wie es
ging. Es mag wohl Manchem sehr unangelegen sein:
daß die Kunst zu regieren die schwerste aller freien
Künste geworden ist. Indessen sollte man doch fühlen,
wie billig und der Natur der Sache gemäß es sei,
daß die Vortheile, die von der Ausübung einer Kunst
zu erwarten sind, mit dem Grade der Virtuosität eines
Künstlers in gehörigem Verhältniß stehen. Hohe Ehre
und große Bezahlung gebührt nur dem großen Meister,
nur ein solcher kann erwarten, daß wir ihm Alles zu-
trauen und geneigt sind, für ihn, der sein Möglichstes
für uns thut, hinwieder alles Mögliche zu thun.

Aufklärung.

Wahre Erleuchtung über Alles, was den Menschen wesentlich angeht, ist unser wichtigstes und allgemeinstes Interesse, und Verbesserungen sind ihre natürlichen Folgen. Aber es gibt auch Irrwische, deren betrügerisches Licht in Veräztheit führt. Selbst das wohlthätige Sonnenlicht darf nicht anders als mit großer Behutsamkeit und durch fast unmerkliche Stufen in die schwachen Augen eines sehend gewordenen Blinden eingelassen werden, und ein zu starker Lichtstrom blendet sogar ein geübtes Gesicht. Aber die eine Hälfte der Welt in den Brand stecken, um der andern eine schöne malerische Beleuchtung zu geben, ist ein Projekt, das nur in so einem Kerse entstehen können, wie jener war, der Rom an 4 Ecken anzünden ließ, um einem rectischen Gemälde vom brennenden Troja mehr Wahrheit geben zu können.

Wir gleichen jenem horazischen Püerlein, das geduldig am Flusse stehen blieb und warten wollte, bis er abgelaufen wäre; warum greifen wir das Werk nicht lieber frisch an, da wir doch gezwungen sind, zu sehen, daß es über lang oder kurz geschehen muß? Warum, da es doch ausgemacht ist, daß es nicht eher besser in der Welt werden kann, bis die Menschen vernünftiger sind, warum werfen wir den Fertschritten der Vernunft vorzüglich alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg? Warum lassen wir's uns so angelegen sein, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weise unkräftig zu machen? Wenn einem Volk in jedem Jahrzehend nur Eine schädlicher Irrthum benommen, nur Eine heilsame Wahrheit beigebracht würde; wenn während jeder Generation nur zwei grobe Mißbräuche abgestellt und zwei gemeinnützige Anstalten getroffen würden, wie weit würde ein solcher Staat binnen hundert Jahren schon vorgerückt sein! Freilich kommt man mit einem Schritte nicht weit, und unsre selbstsüchtige Ungeduld möchte gern auf einmal am Ziele sein; die natürlichen Mittel, wiewohl die einzigen, wodurch der große Zweck der Natur erreicht werden kann, gehen uns zu langsam, und weil wir nicht zugleich pflanzen und Früchte lesen können, pflanzen wir lieber gar nicht.

Unstreitig hängt der unaufgeklärte Theil der Menschen an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung bloß durch Gefühl und Vorurtheil. Er hat sich seine Vorstellungen von diesen wichtigen Gegenständen, von welchen das Glück oder Unglück seines ganzen Daseins abhängt, nie deutlich gemacht; hat die Gründe, worauf sein Glaube an seinen Gott, seine Obrigkeit und seine Lehre beruhet, nie unbefangen untersucht und geprüft. Auch könnte er es nicht, wenn er gleich wollte, es fehlt ihm zu einem solchen Geschäft an Ruhe; die Werkzeuge des Denkens sind bei ihm nicht scharf genug dazu geschliffen, und er ist nicht geübt genug, sie bei Gegenständen dieser Art zu brauchen. Sein Glaube ist also in der That ein blinder Glaube. Immer gut wenn er ihn hat; denn er ist ihm, in Ermangelung eines bessern, zu seiner Ruhe und zu Erfüllung seiner Pflichten unentbehrlich. Er kann ihn nicht verlieren, ohne an seiner Sittlichkeit, der Ergebung in sein Schicksal und der Hoffnung einer bessern Zukunft sehr gekränkt zu werden. Aber das Alles ist nur darum so, weil er unaufgeklärt ist. Besser wäre es doch immer, wenn er es nicht wäre, und wie kann er zu diesem Besseren gelangen als durch Aufklärung, d. i. wenn sein auf Vorurtheil gegründeter blinder Glaube einer aus freier Untersuchung und deutlicher Erkenntniß entstandenen Ueberzeugung Platz macht?

Was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden, und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen, wie sie sind?

Das sicherste Mittel, die Wirkungen der furchtbaren und in gewissem Sinne unermesslichen Energie des menschlichen Geistes unschädlich zu machen, ist, wenn man ihr freien Spielraum läßt. Der Mann, der sich damit abgibt, einer idealischen Republik Gesetze vorzuschreiben, vergißt darüber, sich um die wirkliche zu kümmern; und wer Tragödien für den Schauspielplatz macht, spielt gewiß keine für den Geschichtschreiber. Die Künste der Kusen und überhaupt alle Künste, die für das Vergnügen und die Verschönerung des Lebens arbeiten, beschäftigen und erschöpfen große Kräfte, die in Ermangelung eines so angenehmen und unschuldigen Wirkungskreises gar leicht, durch gering scheinende Umstände gereizt, einen andern Ausbruch nehmen und der Gesellschaft eben so gefährlich werden könnten, als sie ihr jetzt wohlthätig sind. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß ein Volk desto leichter zu regieren ist, je liberaler es regiert wird, und daß es sich ganz gern aller Ansprüche an politische Freiheit begibt, wenn man seine persönliche Freiheit unangetastet läßt. Man kann sich darauf verlassen, daß die Menschen bei einem solchen Versuch,

sich zu manchen Aufopferungen bequemen werden. Ueberhaupt ist nichts ungegründeter als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freiheit des Geistes ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die den Staat zusammenhält, aufzulehnen. Die Erfahrung hat immer das Gegentheil gezeigt. Je besser die Menschen das für und wider einer jeden Sache sehen, desto ungeneigter werden sie, ihre gegenwärtige Lage, wenn sie nicht ganz unerträglich ist, mit einer unbekannten und ungewissen zu vertauschen: und in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wie in jenem ruckartigen Reize, so verwickelt als sie sind, wie viel sind sie nicht zu ertragen fähig, ehe sie sich mit Gewalt loszureißen versuchen.

Wahre und gründliche Aufklärung des menschlichen Verstandes kann nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langsam und stufenweise bewirkt werden. Aber eben deswegen wird eine allgemeine oder wenigstens über den größern Theil der Menschen verbreitete Erleuchtung nie Statt finden. Die Mittel dazu sind zu beschränkt, liegen in den Händen einer zu kleinen Zahl, hängen zu sehr vom Zufall und (was noch schlimmer ist) von der Willkür der Machthaber ab, deren größerem Theil alles daran gelegen zu sein scheint, daß es nicht hell um sie her

werde. Bedenke, daß gegen einen, der zu Beförderung wahrer Aufklärung thätig ist, hundert sind, die ihr aus allen Kräften entgegen arbeiten, und zehn tausend, die seine Dienste weder begehren noch vermissen. Auch bitte ich nicht zu vergessen, daß man unter zehn Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfackeln so ungeschickt und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sei, uns zu leuchten, als uns die Häuser über den Kopf anzuzünden; nichts von den kleinen Laternenträgern zu sagen, die uns ein so trübes und täuschendes Licht vortragen, daß wir mit bloßem Lappen im Dunkeln sicherer an Ort und Stelle kämen, als wenn wir uns von ihnen führen lassen.

Die Wissenschaften, die Literatur und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste aller Gründungen, die seit Gründung der alphabetischen Schreibkunst gemacht worden sind, gehören nicht diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiß, sie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, schützt und in der Freiheit, die ihr Element ist, ungehindert weben und leben läßt!

Der gemeine Verstand, der alle Wesen instinktmäßig lehrt, was ihnen gut oder böse sei, ist zwar für sich selbst träge und läßt sich nur gar zu leicht zufrieden stellen, auch wohl unter gewissen Umständen auf ganze Jahrhunderte einschläfern. Ist er aber einmal aufgeschreckt und verschüchtert, so wird sein Mißtrauen eben so groß als seine verlorne Sicherheit; er verliert allen Respekt, glaubt seinen besten Freunden nichts mehr, wittert überall Betrug und Gefährde, durchleuchtet daher mit seinem Lämpchen jeden finstern Winkel, fürchtet sich aber eben so sehr vor gar zu blendendem Licht, als vor heiligem Dunkel, weil ihm dünkt, daß man in dem einen sowohl, als in dem andern Gefahr laufe, um seinen — Geldbeutel zu kommen.

Seitdem die unerfättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon Niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahnter Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdlche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Maße ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten,

wieder umstößen oder zweifelhaft machen, seitdem haben auch unsere Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen, Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermesslichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt jeder Mensch beschäuder von seinen Wünschten denken, und wird immer furchtsamer, zu entscheiden, was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt; jetzt verengt die Natur immer mehr die Grenze des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Zeiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

Die Freiheit zu philosophiren, welche, so lange wir nicht mit dem Rousseau'schen Menschen in die Wälder oder, welches noch ein wenig schlimmer wäre, so lange wir nicht in die Barbarei der Goten und Wenden unsrer Vorfahren zurückzulehren gedenken,

einer der stärksten Stützen der menschlichen Wohlfahrt ist, muß sich auf Alle erstrecken, welche von philosophischen Gegenständen ihre Meinung mit Bescheidenheit sagen, so seltsam und widersinnig auch immer ihre Meinung scheinen mag. Wie oft hat sich dasjenige in der Folge als eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden, was anfangs eine Welt voll Stimmen wider sich hatte? — Und auch der Irrthum selbst, diese nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, gibt Gelegenheit, den Mitteln besser nachzusehen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menschliche Geschlecht.

Irrthümer, die den Menschen Taortausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle möglichen Gestalten an und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann.

Es wäre den Menschen wohl zu gönnen, wenn sie endlich einmal weiser würden; es wäre, beim Himmel, nicht zu früh. Aber daran ist vor der Hand nicht zu denken. Zwar schmeicheln sie sich immer, die letzte Zeitzei, zu deren Erkenntniß sie kommen, werde auch die letzte sein, die sie machen; Hoffnung besserer Zei-

ten ist ihre ewige Chimäre, von welcher sie immer betrogen werden, um sich immer wieder von ihr betrügen zu lassen; weil sie nie zu der Einsicht kommen, daß nicht die Zeit, sondern ihre angeborene unheilbare Thorheit die Ursache ist, warum es nie besser mit ihnen wird. Denn es ist nun einmal ihr Loos, nichts Gutes rein genießen zu können, und eine Albernheit, deren sie endlich wie Kinder einer abgenutzten Puppe überdrüssig geworden sind, immer nur gegen eine neue zu vertauschen, bei der sie meistens noch übler fahren, als bei der vorigen.

Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Bucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens, wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann der sich bewußt ist, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Ideen gern realisirt haben möchte, so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern ausgeführt sieht. Alle Köpfe meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht, wie dieß denn gemeiniglich der Fall ist, so schmähet er auf die Trägheit der Menschen, und das ist ihm zu verzeihen, weil er dabei verliert. Aber diese nämliche Trägheit schützt die

Leute vor der Gefahr, alle Augenblicke das Opfer eines Project's und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dieß, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabei gewinnen. Denn selten bezahlt das zehnte Project, wenn es auch anschlägt, den Schaden von den neun, die fehlgeschlagen sind.

Wer die Wahrheit leidenschaftlich liebt, und für den es ein Bedürfniß ist, sich in ihrem Besitz zu glauben, für einen solchen Menschen ist meines Erachtens nur ein Mittel, sich zu retten. Er muß sich von allen Banden der bürgerlichen Gesellschaft sowohl, als von allen besondern Verbindungen gänzlich loswickeln, und um allenthalben immer und im höchst möglichen Grade unabhängig zu sein, sich schlechterdings auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Körpers einschränken, und gegen allen äußerlichen Reiz von Vergnügen und Schmerz, so wie gegen die Urtheile der Menschen, ihren Beifall oder Tadel, ihre Verehrung oder Verachtung gleichgültig zu werden suchen. Auf diesem Wege wird er unfehlbar mit Allem, was lebt und ist, in das reinste Verhältniß kommen, und frei von Wahn und Leidenschaft, in ungehörtem Selbstgenuß und unumschränktem Wohlwollen sich selbst in Allem, und Alles in sich selbst fühlen, der göttlichen Natur so gleichförmig werden, als die menschliche dessen fähig ist.

Die Philosophen, welche der menschlichen Seele einen immer regen Trieb und angeborenen unersättlichen Hunger nach Ideen zuschreiben, haben die Natur vielleicht nicht genug in ihr selbst, oder doch nicht ohne vorgefaßte Meinungen studirt. Wenn es so wäre, wie sie sagen, warum sänden wir so wenig Begierde, ihre Kenntniß zu vermehren oder aufzuklären, bei den unzähligen Völkern, welche noch unter dem Namen der Wilden und Barbaren den größten Theil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieser heftige Wissenstrieb, selbst unter gesitteten Nationen, nur der Antheil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders als durch einen Zusammenfluß besonderer Umstände erregt und unterhalten wird? Wir dünkt, diejenigen, die sich dieses angeblichen Grundtriebes wegen auf Wahrnehmungen an Kindern berufen, vermengen eine Activität, deren Grund lediglich in der Organisation des Körpers liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele sein soll, und die Begierde nach angenehmen sinnlichen Eindrücken mit dem Verlangen nach Ideen, welches zwei sehr verschiedene Dinge zu sein scheinen. Besondere seltene Anstalten, die hievon eine Ausnahme machen oder zu machen scheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungssatz, der sich auf unzählige einstimmige Wahrnehmungen gründet. Die Menschen genießen Jahrtausende lang die Früchte der Stauden und Bäume, ehe es einem von ihnen einfiel, Pflanzen zu zerglie-

dern und zu untersuchen, was die Vegetation sei; und wie viele Veranlassungen, Bemerkungen und Untersuchungen mußten vorübergehen, bis es auch dem speculativsten Kopfe unter ihnen einfallen konnte? Selbst nachdem unter scharfsinnigeren Völkern die Philo-
 losophie auf dergleichen Gegenstände ausgebeugt wurde, wie lange behalt man sich nicht mit willkürlichen Begriffen und kindischen Hypothesen? — weil es bequemer war, chimärische in seinem Cabinette nach selbst-
 erfundenem Gesetze zu bauen, als mühsame und langwierige Betrachtungen aufzustellen, um zu erfahren, nach welchen Gesetzen die wirkliche Welt gebaut sei.
 — Das System der Menschheit hat die seinigen, wie jedes andere Particular-System in der Natur. Gines davon scheint zu sein, daß nichts als Bedürfniß oder Leidenschaft den Menschen zwingen kann, aus diesem müßigen Zustande herauszugehen, worin er ohne irgend eine Anstrengung seiner selbst, seine Sinne den äußern Eindrücken und seine Seele dem launischen Vergnügen, von einer Fantastie zur andern ohne Ordnung und Absicht herumzuirren, oder beides — dem Schläferglück „An Glocks Brust vom Nichtsthun auszuruhn,“ überlassen kann; es wäre denn, daß durch einen Concurs besonderer Umstände (wobei jedoch das Bedürfniß oder Leidenschaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechanische Gewohnheit unsern Geist auf eine regel- und zweckmäßige Art zu beschäftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Zufall

der sich außer der bürgerlichen Gesellschaft nicht wohl denken läßt.

Religion, Philosophie, und ihr liebenswürdigen Künste der Musen! Ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereinigt, Gesezen unterwürdig gemacht und mit der edlen Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes besetzt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Wirkamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen, und aus allen Wäldern des Erdbodens, — dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All' der Schöpfung — Eine brüderliche Nation von Menschen zu machen, welche durch keine Nahmen, keine Werttreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebälge um einen Apfel, keine kleinsügigen Abüchten und verächtlichen Privatleidenschaften wider einander empört, sondern von dem seligen Gefühl der Menschlichkeit durchwärmt und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Gente und Fleiß, Erfahrung und Vernunft seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirkamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage

ich. Denn getheilt, oder durch unselige Vorurtheile entzweit, und unter euch selbst uneins, werdet ihr nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen. Getheilt werdet ihr wider eure Absicht Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid sein, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Chimäre sei.

Ist es eine Chimäre? — Nun so wissen wir, was wir von dieser sublunaren Welt zu denken haben.

Aberglaube.

Auch Aberglaube ist Glaube, und wenn wir nicht jenem, sondern bloß einem von der Vernunft selbst gebilligten Glauben, wohlthätige Einflüsse auf das menschliche Gemüth zuschreiben wollen, wie sogar unbedeutend ist das Gute, das dieser gethan haben mag, gegen die unermessliche Summe der Uebel, welche jener über das menschliche Geschlecht gebracht hat! Sehen wir nicht bei allen Völkern und zu allen Zeiten Vernunft und Sittlichkeit durch Aberglauben verfinstert und gefesselt? Und hat er uns etwa darum weniger Böses zugefügt, weil ihm ein dunkles Gefühl zum Grunde liegt, welches durch Vernunft erleuchtet, gereinigt und geleitet, ein mächtiger Antrieb zur Tugend und ein fester Grund der Ruhe und Hoffnung für gute Menschen werden kann? Ist es nicht jenes vielgestaltige Ungeheuer, welches von uralten Zeiten her, das Joch der religiösen und politischen Sklaverei über den Nacken der Menschheit geworfen, ihre edel-

sten Kräfte gelähmt, ihrem freien Fortschritt zur Ausbildung und Vervollendung unübersteigliche Hindernisse entgegengethürmt hat?

Der Schwache und Lahme bedarf einer Stütze oder Krücke, und welcher Mensch ist in seinem Zeitpunkte seines ganzen Lebens schwach? in diesem Fall ist es gut, eine Krücke zu haben, an der man gehen kann; gleichwohl ist es unlängbar besser, ohne Krücke gehen zu können.

Der Volksglaube stützt sich nicht nur auf den unserer Natur eigenen Gang zum Uebernatürlichen und Uebernatürlichen, und ist nicht nur zu allen Zeiten von Priestern und Dichtern auf's Fleißigste genährt und gepflegt worden, sondern wird sogar noch in diesem Augenblicke von guten und schlechten Buchmachern als unschätzbares Mittel, viele Leser zu bekommen und starke Wirkungen zu thun, auf alle nur erdenkliche Art benutzt und aufgezogen. Wie so wohl unterhaltener Aberglaube wird nie durch Kultur und Aufklärung so ganz verdrängt werden, daß er nicht sogar in der Fantasie und dem instinktmäßigen Gange derjenigen selbst, die ihn für das, was er ist, erkennen, einen geheimen Fürsprecher finden sollte.

Wenn der Gang zum Glauben auch keinen andern Nachtheil hätte, ist es nicht genug, daß er unvermerkt die Nerven des Geistes abraunt? Daß seine narkeotische Kraft die Vernunft einschläfert? Daß wir, wenn wir seinem Einfluß Raum geben, uns beruhigen, we wir forschen, leiden, wo wir thätig sein, hoffen, wo wir fürchten, uns ergeben, wo wir widerstehen sollten?

Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unfeliges Mittelding von Devotion, Weiz und Wollust, ein Dieb oder ein Mordhemörder sein; davon hat man unlängbare Beispiele ohne Zahl: aber daß ein Mensch mit Hilfe eines Fäulverdens oder einer Tinctur Quecksilber in Silber und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unlängbares Beispiel; und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage sein, ob einer, der sich für einen Adepten ausgibt, ein Betrüger sei, oder nicht.

Darauf können wir uns verlassen, daß so oft man uns etwas schlechterdings Unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenkaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatfache aufschwagen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung darin verwalte, welcher man unfehlbar auf

die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist.

Der Mensch, über welchen die Vernunft so viel Macht hat, als ihr zukommt, wozu sollte er die Täuschungen der Einbildungskraft und eines Glaubens, der seinem innern Gefühle Gewalt anthut, nöthigen haben? Wozu ein erbettelter und ungewisser fremder Beistand, wo unsere eigene Kraft völlig hinreicht, sobald wir uns ihrer gehörig bewußt sind, und uns nicht durch unzeitiges Verzagen an uns selbst aus unserem Vortheil setzen. Oder nenne mir einen Fall, wo es nicht in unserer Macht stünde, jedem Eindruck der Sinne, jedem Reiz und Drang der Begier bloß dadurch hinlänglich Widerstand zu thun, daß wir widerstehen wollen? Laß uns nicht an unserer Kraft verzweifeln, ehe wir versucht haben, wie weit sie gehen kann, und zu welchem Grade wir sie durch unablässige Übung, oder da, wo es Noth ist, durch ungewöhnliche Anstrengung erhöhen können! Gewiß ist es unsere eigene Schuld, daß wir nicht ganz andere Menschen sind, und ich bin völlig überzeugt, daß die Neigung zum Glauben, die der weichlichen Trägheit unserer sinnlichen Natur so wohl zu Statten kommt, keine der geringsten Ursachen ist, warum der Mensch bisher so weit hinter dem zurückgeblieben ist, was er sein

könnte und müßte, wenn es ihm etwas ein für allemal Ausgemachtes wäre, daß er alle seine Hülfquellen in sich selbst zu suchen habe.

Bei allen Verfallheiten, in allen Lagen und unter allen Umständen unsres Lebens erwarten wir immer, daß alles natürlich zugehen werde? Trotz der Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beschwörungen vom Himmel zogen, rechneten die alten Theßalier so sicher, als wir, daß in der achten Nacht nach dem ersten Viertel der Vollmond am Himmel zu sehen sein werde; und seit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Palast oder Tempel, oder nur einen Gänsestall bauen wollte, sich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen bloßen Schlag mit seinem Stabe, oder mit einem einzigen Worte alle sieben Wunder der Welt aus Nichts hervorgehen lassen kann; sondern man stellt Zimmerleute, Steinmehen, Maurer u. s. w. an, wiewohl sie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht so viel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im Persischen Märchen in wenigen Minuten. Eben so ist es auch mit den Erzählungen von Syudereien und Verschönerungen verstorbener Menschen. Es gibt keine Stadt, kein Dorf, kein ehemaliges Mönchs- oder Nonnenkloster, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, wem sich nicht solche Wunderdinge zugetragen haben sollten, und schwerlich lebt von den höchsten Klassen

bis zu den niedrigsten eine Person in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geschichten dieser Art zu erzählen hätte. Wahr ist es, diejenigen, die in selbst-eigener Person dergleichen Erscheinungen gehabt zu haben versichern, machen bei weitem die kleinste Zahl aus, hingegen behaupten alle Uebrigen, ihr Märchen von vollkommen glaubwürdigen Augen oder Ohrenzeugen empfangen zu haben, und wäre dies, so müßte die Zahl derer, welchen solche Dinge begegnet wären, unendlich groß sein. Wenn nun alle diese Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder um mich ungewisser auszubringen, wenn die Erscheinungen, denen sie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuschung der Einbildungskraft zur Ursache hätten, müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den Geistern der Verstorbenen umgeben sind, daß sie mitten unter uns weben und ihr Wesen treiben, daß sie noch immer in Verbindung mit uns stehen und Antheil an uns nehmen, müßte nicht dieser Glaube schon längst allgemein festgesetzt sein, und einen sehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß auf die Verstellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßte es uns nicht immer sein, als ob unsere Verstorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tausend Dinge zur Rechenschaft zu ziehen, die wir jetzt thun, aber schwerlich thun würden, wenn wir sie unter ihren Augen zu thun glaubten?

In jeder Vorstellung, die für die Seele Gmymündung ist, ist subjective Wahrheit. Gudumion hat in seinem Traume die angenehmißten Gesichte. Es sind Einbildungen, aber diese Einbildungen haben für ihn die Stärke wirklicher Gmymündungen; er genießt, weil er zu genießen glaubt. Das Dasein dieser angenehmen Gegenstände außer seinem Gehirne — würde die Broune dieses Genußes nicht vergrößern. Was geht es ihn an, ob sie für Andere, ob sie für sich selbst wirklich sind? Sie sind wirklich für ihn; dieß ist ihm genug. Er ist in diesem Falle so glücklich als in jenem. — Wohl bemerkt, daß hier der Zustand, worin er sich vor diesem langen Traume, wovon die Rede ist, befunden, und der Zustand, in welchen er durchs Erwachen veretzt werden mag, hier in keine Betrachtung kommt.

Unsere Seele kann auch wachend träumen. Der speculative Weise — ein Demokrit, zum Beispiel, der, (wie Heraz sagt) sein Vieh auf seinen Aedern weiden läßt, indessen sein Geist in ideallischen Welten herumwandert — oder ein Begeisteter aus einer andern Klasse, der, wenn wir andern Gredensöhne uns auf gewöhnlicheren Stedenpferden erlustigen, auf einem Gherub in die unsichtbaren Welten hincintrottet, — Leute von dieser Art gelangen oft dazu, von dem, was sie wachend träumen, von ihren Gvvetthesen, Vermuthungen, Wünschen sich so stark zu überreden, als ob es emsfundene oder erwiesene Wahrheiten wären.

Obne es zu bemerken, oder bemerken zu wollen, täuscht ihnen die Fertigkeit, womit sie sich ihre Einbildungen anschauend denken, für die Gewißheit derselben gut zu sagen.

Doch wozu haben wir nöthig, unsere Beispiele aus der Klasse der ungewöhnlichen Menschen herzuholen? Ist nicht das Leben der Meisten eine Kette von angenehmen oder unangenehmen sinnlichen Eindrücken und Vorstellungen? Gesezt, es wäre aus Allem, was die Sinne vergnügen und berauschen kann, zusammen gewebt, und dauerte so lange als Neiter's Leben; wenn es vorüber ist, was ist es anders, als ein verschwundener Traum?

Gesellschaft. Staat.

Die bürgerliche Gesellschaft verlangt von dem rohen Naturmenschen, der sich in ihren Schutz begeben will, nichts als was vermöge der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Gesellschaft ist. Du willst, spricht sie zu ihm, deiner Person, deiner Familie, dem Eigenthum, das du bereits besitzest oder durch den Gebrauch deiner Kräfte zu erwerben gedenkst, eine Sicherheit verschaffen, die dir dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verspreche sie dir. Ich gewähre dir Schutz gegen jede Verleumdung; aber du begreiffst, daß ich auch vor dir, vor den Aufwallungen deiner Leidenschaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von dir zu besorgen haben könnte, sicher sein will. Du entsagst also deinem natürlichen Recht an Unabhängigkeit, aber nur so weit es zu diesem Zweck unumgänglich nöthig ist; du hörst auf, dein eigener, unauschränkter Herr, Gesetzgeber und Richter zu sein, und unterwirfst dich allen Gesetzen, die ich zu Bewirkung der allgemeinen Sicherheit ge-

geben habe, weil sie allein dir für deine Sicherheit Gewähr leisten. Du wünschst aber auch, an den Vortheilen und Genüssen Antheil zu haben, die uns Policierung und Kultur verschaffen. Dieß ist unmöglich, wesfern du dich nicht in eine, dir ungewohnte Ordnung einschränken lässest, und dich allen den Gesetzen unterwirfst, ohne welche die mannigfaltigen Verhältnisse, in die du zur Erreichung jener Absicht verflochten werden wirst, alle Augenblicke zu Gefährlichen Anlaß geben würden, die deine eigene Sicherheit in Gefahr setzen und die öffentliche Ruhe stören würden. Laß dich die neuen Wörter: „Gesetz, Pflicht, Einschränkung, unterwerfen, gehorchen, sollen, müssen,“ an die dein Ohr sich nun gewöhnen muß, nicht erschrecken. Sie bezeichnen lauter unabweisliche Bedingungen deiner Sicherheit, des freien aber der Gesellschaft unschädlichen Gebrauchs deiner Kräfte, und des Wohltandes, der die Frucht desselben sein wird. Du unterwirfst dich bloß den Gesetzen der Vernunft; du gehorchst bloß denen, die zur Handhabung dieser Gesetze bestimmt sind; du erfüllst keine Pflicht, die dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich ist, mußt nichts als was du sollst, und sollst nichts, als was die Gesellschaft, deren Mitglied du bist, rechtmäßig an dich zu fordern hat. Noch bist du dein eigener Herr; es hängt von dir ab, ob du dich mit mir auf diese Bedingungen einlassen willst oder nicht; ist aber der Vertrag einmal geschlossen, so steht er fest und ich bin berech-

tigt, dich zur Erfüllung aller Bedingungen, die du eingegangen bist, zu zwingen, wiewohl du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannst.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, durch eine wechselseitige Wirkung in einander ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde, sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben, — um der Vortheile zu genießen, die damit verbunden sind — (denn, welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Javaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur das Principium der Trägheit selbst, dessen Gewicht den Wilden zu den Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle von Thätigkeit.

Obne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Collisionen der mannigfaltigen Interessen aller dieser größern und kleinern Systeme von Menschen, würden die edelsten Fähigkeiten unsrer Natur ewig im Umbrun eingewickelt schlummern.

Obne sie würde die Vernunft des Menschen niemals zur Reife gelangen, sein Geisßmaß immer reh,

seine Grundung immer animalisch bleiben. Mit über-
riden Augen würde er den gestirnten Himmel an-
schauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig
sei, die innern Bewegungen dieses unermesslichen Uhr-
werks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals
ein Mittel geworden sein, seinen geistigen Gedanken
einen Leib zu geben und die leisesten Regungen seines
Herzens Andern verständlich zu machen. Tausend be-
wunderungswürdige Künste würden in seinem Ge-
hirne begraben, von seinem plumpen Witz nicht ent-
deckt worden und seiner ungeübten Hand unmöglich
geblieben sein. Die Mufen würden seinen Geist nicht
verschönern, die Grazien seine Freuden nicht veredeln,
die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet
haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche
Vorthelle für die Gattung! Wie ist es möglich, sie
zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen
Uebel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande ver-
bunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß
eben in jenen wohlthätigen Ursachen die bewährtesten
Mittel gegen diese liegen, daß vermöge der Natur der
Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen und jeder
Schritt, den wir zur Vervollkommenung der Gattung
thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Uebeln
übert, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich
waren.

Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig und befördert hingegen die Vollkommenheit der Gattung.

Der civilisirte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behende, nicht so verzäpft, nicht so frei, nicht so zufrieden mit seinem Zustande als der Wilde. — Dieß ist von dem größteten Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der civilisirte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendlichmal besser zu bedienen, ist unendlichmal geschickter, seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendlichmal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendlichmal mehr Herr über die Natur u. s. w. — Alles dieß ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch, und von der ganzen Gattung wahr.

Neußerste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Nervigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese miniren einen Staat so lange, bis er endlich zusammenstürzt. Aber wenn sich ein solches Phänomen in einem Theile des Erd-

bedenk und in einem Zeitpunkte ereignet, wo zugleich die Philosophie und der ganze Inbegriff nützlicher Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerem Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder hervorheben, und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Ein Pöb-
nomen, von welchem, aller Wahrscheinlichkeit nach, Manche, die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften.

Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammengesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstractionen, falschen Inductionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern auf's Allgemeine, und zwanzig anderen Wegen, die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Das Volk ist ein vielköpfiges, vielstümmiges, viel-
jüngiges Thier, voller Leidenschaften und Vorurtheile; hitzig und brausend, wo es kalt und gelassen sein, eigenwillig und starrsinnig, wo es auf Vernunft hören, wankelhaft: wo es unbeweglich stehen, unentwischlich, wo es schnell besonnen und muthvoll

sein sollte. Seine Verathschlagungen sind gewöhnlich tumultuarisch, und je größer die Anzahl derjenigen ist, die entweder in ihrer eigenen Einbildung, oder in der Meinung Anderer für vorzügliche Köpfe gelten, in desto mehr kleine Actionen wird es sich spalten. Desto schwerer wird es sein, so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen und desto weniger ist zu erwarten, daß sie sich in ihren Wahlen, ich will nicht sagen, immer, sondern nur meistens, auf die tauglichsten und würdigsten Subjecte vereinigen werden.

Zwar hört es sich einem Redner sehr angenehm an, der — von der göttlichen Schönheit der Tugend, und von der heroischen Größe des Mannes, der kein Opfer für sein Vaterland zu kostbar findet, bloß für Andere lebt und immer für Andere zu sterben bereit ist — mit Gefühl und Begeisterung spricht; aber kein verständiger Gesesbacher wird die Verfassung eines Staats auf sein Vertrauen in die Weisheit und Tugend seiner Bürger gründen.

Der Enthusiasmus, den die neu erworbene Freiheit einem lange unterdrückten, aber von Natur lebhaften und feurigen Volke einhaucht, wirkt, wie die erste Liebe: der Liebhaber glaubt in gewissen Augenblicken mehr als ein Mensch zu sein, weil ihm die

Geliebte eine Gottheit ist. Er wird das Unmögliche unternehmen, wenn der Besitz oder die Erhaltung der geliebten Person auf dem Spiele steht; aber er müßte wirklich ein Gott sein, wenn ihm eine so hohe Spannung natürlich genug werden könnte, um lange zu dauern.

Freiheit ohne eine weislich ausgedachte und künstlich organisirte bürgerliche Verfassung wächst gar bald in Barbarei und Wildheit aus, und ist in ihren Folgen oft noch verderblicher als die Sklaverei der despotischen Regierungsart. Beide hemmen den Fortschritt der Kultur, verewigen den Stand der Kindheit des Menschengeschlechtes und zwingen ganze Völker mit den glücklichsten Anlagen Jahrtausende auf eben demselben Punkte stehen zu bleiben. Der einzige Unterschied zum Vortheil der Wildheit ist: daß sie die edleren Naturkräfte des Menschen ungeschwächt schlummern läßt, da diese hingegen von der Sklaverei abgestumpft und gänzlich niedergeschlagen werden. Ein Haufe roher Wilden kann unter günstigen Umständen sich nach und nach zu einem Volke ausbilden, das mit großen körperlichen und moralischen Kräften zu dem, was die Vollkommenheit der menschlichen Natur ausmacht, emporsteigt; aus einem Volke hingegen, das seit vielen Generationen gewohnt ist, am Joch zu ziehen, und alle Tugenden, die auf seinem Rücken auf-

gehäuft werden, mit stummer Geduld zu tragen, wird nichts Besseres; es müßte nur durch außerordentliche Begebenheiten, so zu sagen, erst vernichtet und dann wieder neugeschaffen werden, wovon mir kein Beispiel bekannt ist. Alle Revolutionen die sich gewöhnlich mit solchen Völkern zutragen, endigen sich damit, daß sie der Raub eines andern Herrn werden.

Ein südlisches Volk, ein Volk, das für Wit und lachenden Scherz empfänglich ist, läßt sich viel leichter regieren, als ein schwermüthiges, und ist unendlichmal weniger zu Unruhen, Widersetzlichkeit und Staatsveränderungen geneigt. Religionschwärmerci und politische Schwärmerci, diese Ungeheuer, welche die schrecklichsten Katastrophen unter einer Nation zu verursachen fähig sind, finden bei einem solchen Volke keinen Zugang offen, oder verlieren bei ihm alle ihre Macht zu schaden. Steigt in irgend einem trüben Reiche eine menschenfeindliche Grille auf, so scherzt und spottet man sie weg — und sie wird vergessen. Oben diese Grille würde unter einem milzfüchtigen Volke bei einem mäßigen Zusammenflusse befördernder Umstände die Gemüther in allgemeine Wäbrung gesetzt, Unruhen und Zvaltungen erweckt, die Verfassung des Staats in Gefahr gesetzt, und wenigstens ein halb Duzend der besten Köpfe gekostet haben.

Die Völker werden nicht eher wieder zu jener Zufriedenheit mit ihrem Zustande, ohne welche keine dauerhafte innerliche Ruhe möglich ist, und die Monarchien nicht eher wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen, bis das alte Verhältniß zwischen den Fürsten und Völkern wieder hergestellt ist; bis der Fürst sein Volk wieder mit dem Herzen eines Vaters, das Volk seinen Fürsten wieder mit dem unbefangenen und gränzenlosen Vertrauen eines Kindes ansieht; jener seinen höchsten Stolz durch das Glück seiner Unterthanen befriedigt findet: diese hingegen in gänzlicher Ueberzeugung, daß er nichts anderes als ihr Bestes wollen könne, keinen Begriff davon haben, wie man seine Regierung tadeln oder seinen Befehlen den unbedingtsten Gehorsam verweigern könnte. Aus einem solchen Verhältniß wird und muß Ordnung, Ruhe und Wohlstand eben so unfehlbar in den großen Familien, die man Staaten nennt, entspringen, als das Glück einzelner Haushaltungen eine Frucht der Harmonie und des reinen Verhältnisses zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kindern ist.

Das ganze Weltall ist, meiner Meinung nach, eine Monarchie, und mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, gewiß die beste, die man je sehen wird. Dieß vorausgesetzt, möchten die Bedingungen, unter welchen auch auf diesem kleinen oder großen Sonnenstäubchen,

das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt ist, die einköpfige Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird, ziemlich leicht zu finden sein. Aber für wen und wozu sollte ein Mann von neuem thun, was seit Plato und Aristoteles von so vielen Hunderten vergebens gethan worden? Laß die Philosophen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang: „die Könige regieren und die Richter sprechen das Recht.“

Keine monarchische Regierung, wie heillos sie auch sein mag, ist es so sehr, daß sie nicht noch immer der Anarchie vorzuziehen sein sollte, in welche ein Volk unvermeidlich gestürzt wird, wenn man ihm auf einmal eine Freiheit gibt, die es weder zu ertragen noch zu gebrauchen weiß. Mögen sich doch unter der Regierung eines Einzigen große Mißbräuche in den Staat eingeschlichen haben! Mißbräuche können immer durch rechten Gebrauch geheilt werden. Und sollte auch eine Nation durch einen ungewöhnlichen Zusammenfluß dringender Umstände in den Fall kommen, daß sie sich selbst helfen müßte; so mögen unverständige oder grausame Gesetze abgeschafft, unbillige Vorrechte aufgehoben, übermäßige Auflagen vermindert, eine verschwenderische Staatshaushaltung eingeschränkt werden; aber die Monarchie selbst, die kein Mißbrauch ist, muß unangetaastet bleiben, und nur ein wahnsinniger Arzt

wird einem Kranken das Haupt abschlagen, damit es ihm nicht mehr wehe thun könne. Gesezt aber auch, eine Nation wollte sich alles Unheil, das aus einer gänzlichen Umkehrung ihrer alten Verfassung nothwendig erfolgen muß, in Hoffnung besserer Zeiten gefallen lassen: wie kann sie hoffen, das sie sich jemals unter einem demokratischen Regimente besser befinden werde? Entweder ihre Gesetzgeber müßten die menschliche Natur selbst umzuwaschen wissen; oder der Staat wird sich unter dem Schein einer populären Verfassung unvermerkt in eine Oligarchie verwandeln, die dem Volke noch schädlicher und unerträglicher sein wird, als der Despotismus eines Einzigen, mit allen seinen Unbequemlichkeiten.

Die Regierung der Aeltern über ihre Kinder wird durch Liebe, Dankbarkeit, Zutrauen unterstützt, erleichtert, befestigt; aber diese Gefühle können nicht das Fundament derselben sein, oder sie würde auf einem sehr schwachen und schwankenden Grunde ruhen. Wir müssen die menschliche Natur nicht schlimmer aber auch nicht besser voraussetzen, als sie ist. Jene sanften und schönen Bande des Herzens sind zu zart, um nicht alle Augenblicke von der thierischen Sinnlichkeit eines Geschöpfes zerrissen zu werden, das immer nur im Gegenwärtigen lebt und von jeder Begierde unwiderstehlich hingezogen wird. Zugestanden, daß diese Bande mit

zunehmender Vernunft der Kinder immer mehr Stärke erhalten, so ist doch unläugbar, daß sie in den eigentlichen Jahren der Kindheit nicht stark genug sind. Auch die Regierung der Aeltern gründet sich nicht auf einen zwischen ihnen und ihren Kindern errichteten, weder förmlichen noch stillschweigenden Vertrag, sondern auf die Nothwendigkeit, regiert zu werden, und auf ein Gefühl dieser Nothwendigkeit, welches durch die überwiegende Stärke der Aeltern erweckt und unterhalten wird. Und gerade diese ist auch der Fall bei Völkern, die ihrer rohen Unwissenheit und Unbändigkeit wegen durch Nothwendigkeit und Zwang geübt werden müssen, das Joch der Regierung zu tragen. Kinder und Völker müssen regiert werden, weil sie sich selbst nicht regieren können, und müssen gehorchen lernen, nicht weil es ihnen so beliebt, sondern weil sie, gern oder ungern, gehorchen müssen.

Der erste große Schritt, der Verstand und Kenntniß der menschlichen Natur und der menschlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu sein, daß gesunder Verstand allen Menschen, den niedrigsten wie den höchsten, unentbehrlich ist, um — Menschen zu sein, und der dieser Grundmaxime in Allem ohne Ausnahme gemäß handeln wird, wird durch sie allein, ohne die geringste Erschütterung, still und unvermerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigsten Wirkungen zu verfahren

reflegt, eine große, in ihren Folgen unendlich nützliche Verbesserung in seinem Staate bewirken und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß keine Regierung sicherer, seiter und weniger Reibungen und Stodungen unterworfen ist, als die Regierung über ein zum gesunden Verstand reif gewordenes Volk. Von der Wahrheit dieser Maxime ist bereits Jedermann theoretisch überzeugt; und es bedarf nur noch ein einziges großes, stark in die Augen leuchtendes Beispiel, so wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — der Peh von Tripolis über Barbaren und Sklaven herrschen wollen.

Das Schicksal von Millionen Menschen in seiner Hand zu tragen ist ein göttliches, aber für einen Menschen, wie edel und gut er sei, ein schweres Geschäft. Wohl ihm, wenn er dieses fühlt! Wohl ihm, wenn er den seinen vulkanischen Regnen, die immer um ihn her geweht werden, zu entgehen weiß! Und dreimal wohl ihm, wenn er am Ende seiner Laufbahn sagen kann: Ich habe alles Gute gethan, was ich konnte, weil ich es ernstlich wollte, und wenn ich Böses gethan habe, so geschah es nur, weil ich es für gut ansah!

Cin Renard, der alles bewilligt, was man von ihm bittet, immer nichts als fröhliche Gesichter um sich sehen will, und wie Titus den Tag für verloren hält, woran er nicht wenigstens Cinen Glücklichen gemacht hat, wird von seinen Höfingen die Freude und Sonne des Menschengeschlechtes genannt werden. Alle, die bereits von ihm erhalten haben, was sie wollten, oder es noch zu erhalten hoffen, werden ihm diesen schönen Titel bestätigen. Verschmacker und Prosemacher werden seine Benomie zu göttlicher Güte erheben. Und gleichwohl braucht es nichts als eine solche Güte, um das mächtigste Reich in einem einzigen Menschenalter zu Grunde zu richten. Der größte Vortheil des gütigen Titus war, daß er nur zwei Jahre regierte. Hätte er so lange wie Augustus gelebt, so würde er sich entweder genöthigt gesehen haben, andere Grundzüge anzunehmen, oder das römische Reich würde das Opfer seiner Benomie geworden sein.

Vorurtheile, ausschließende Neigungen, gewinn-süchtige Ab-sichten, alle in ihren eigenen Wirbel hinein-ziehende Leidenschaften sind die gewöhnlichen Trieb-werke unserer Handlungen, so lange wir uns bloß als Glieder irgend einer besonderen Gesellschaft ansehen und unsere Glückseligkeit von der Meinung, welche sie von uns hat, abhängig machen. Sogar was man in diesen besondern Gesellschaften Tugend nennt, ist

vor dem Richterstuhl der Natur oft nur ein schimmerndes Laub, und derjenige, dem Athos oder Svarta Statuen setzt, wird vielleicht in den Jahrbüchern von Argos oder Megara als ein ungerechter und gewaltthätiger Mann dem Urtheil der Nachwelt übergeben.

Der Weltbürger allein ist einer reinen unparteiischen, durch keine unächten Zusätze verfälschten Zuneigung zu allen Menschen fähig. Ungeschwächt durch Privatneigung schlägt sein warmes Herz desto stärker bei jeder Aufforderung zu einer Handlung der Menschlichkeit und Güte. Seine Zuneigung, seine Gmüthlichkeit breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von zärtlichem Gefühl sieht er die Quelle an, die seinen Durst löscht, und den Baum in dessen Schatten er liegt, und der Grise der sich zu ihm hinsetzt, kam' er von den Garamanten her, — ist sein Landemann, — und wenn sein Herz ihn liebenswürdig macht, sein Freund.

Diese Art zu denken und zu empfinden hält ihn reichlich wegen der Vortheile schadlos, die er dadurch entbehrt, daß er sich in die Leidenschaften und Absichten keiner besondern Gesellschaft hineinflechten läßt.

Die Kosmopoliten betrachten alle Völker des Erdbodens als eben so viele Zweige einer einzigen Familie, und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger

sind um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besondern Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftig ist.

Sie sind gleichweit von den beiden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben, oder sein Dasein für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumassen — ohne (was eben so unmöglich ist) erschaffen zu wollen, was er war, ehe er in seinen dormaligen Wirkungskreis gesetzt wurde oder was er sein wird, wenn er aufhört zu sein, was er ist. — überzeugt sie der Vorzug der Vernunft (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenkreises im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt), daß der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht bloß als organisirter und belebter Stoff, ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern als denkendes und wollendes Wesen, selbst eine wirkende Kraft ist, und auf diese zweifache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen verflochten eine viel größere Rolle spielt, als er selbst zu übersehen fähig ist. —

Unter welcher Staatsverfassung ein Rosmavolit leben mag. — es sei nun, daß er hierin bloß von der Nothwendigkeit oder durch seine eigene Wahl bestimmt werden sei. — so lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind auch die Grundlage seines Wohlwillens gegen die besondere staatsbürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied er ist, aber sie sind es auch, was den Wirkungen dieses Wohlwillens Schranken setzt.

G l ü c k.

Was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staates? — als daß sie ihr Volk glücklich mache. Und wenn sie selbst glücklich genug ist, ihm Sicherheit und Frieden verschaffen zu können, wenn sie den Fleiß und die Künste aufmuntert, die Gewerbe befördert, die Wissenschaft ehrt, die Verdienste belohnt; wenn sie durch weise Anstalten für die Bildung derjenigen sorgt, in denen der aussterbende Staat wieder aufleben soll; wenn sie für die Gesundheit des Volkes Sorge trägt; wenn sie in Zeiten des Ueberflusses dem künftigen Mangel zuvorkommt, wenn sie rechtschaffene Leute zu Handhabern der Gesetze und zu Beamten bestellt; wenn sie Vernunft, Sitten, Geschmack und Geselligkeit allgemein zu machen bemüht ist, — kurz, wenn sie nichts unterläßt, was ein wahrer Vater des Vaterlandes thun kann, und thun soll. — Und wenn sie Weisheit, Macht, guten Willen und Glück genug hätte, alles

Dieses in dem höchsten Grade der Vollkommenheit, der sich denken läßt, auszuführen, — das ist, wenn es ihr möglich wäre, alles Uebel von ihren Kindern zu entfernen, und ihnen den Genuß alles Guten zu verschaffen, welches die Götter überhaupt den Sterblichen zugemessen haben; — was hätte diese Ehrigkeit anders gethan, als etliche hundert tausend oder Millionen Menschen in einen Zustand gesetzt, worin sie des Lebend froh werden könnten?

Ein Mensch, der sich einbildet, es werde ihm besser werden, wenn er den Ort verändere, wiewohl er die Ursache, warum ihm nicht wohl ist, mit sich nimmt, fühlt an dem ersten fremden Orte, der ihm gefällt, sogleich eine Neigung in sich, ewig dort zu bleiben; allein kaum hat er sich da ein wenig umgesehen, so spürt er wieder, daß ihm etwas fehlt, was er dort nicht findet. Er geht also weiter, trifft von ungefähr anderswo an, was ihm dort fehlte und glaubt nun den rechten Ort gefunden zu haben; aber nicht lange, so regt sich seine Unruhe wieder, ihm fehlt nun was Anderes, das er anderswo suchen muß; und so macht er einen Versuch nach dem andern und wird seines Irrthums immer nur gewahr, um einen neuen zu begehen. —

Der Reventhe, mit dem wir ein süßes Vergessen alles gegenwärtigen Kammers, alles vergangenen Leidens, aller Sorgen der Zukunft einschläufen, — ist die Freude.

Wie unglücklich würden neun und neunzig von hundert Theilen des menschlichen Geschlechts sein, wenn die mitleidige Natur nicht von Zeit zu Zeit etliche Tropfen aus diesem ihren Zauberbecher unter die Beschwerten ihres Lebens fallen ließe!

Es ist eine vortreffliche Sache, keine Bedürfnisse zu haben, oder wenn man nun einmal nicht umhin kann, einige zu haben, doch wenigstens nicht mehr zu haben, als man schlechterdings haben muß, um sich so wenig damit zu thun zu machen, als es nur immer möglich ist. Anfangs, in so fern ihr nicht dazu geboren seid, kostet's einige Mühe; — aber wie viel Mühe macht sich der Thor, der sich in den Kopf gesetzt hat, reich zu sterben? Wie viel Mühe gibt sich der Thor Pöbrias, sein Mädchen erst zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten; wie viel kostet's einem andern Thoren, um aus einem Wärbler oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden? oder einem andern, sich in die Gunst eines Satrapen einzuschmeicheln? — die doppelten Narren! Mit der Hälfte der Mühe, die sie anwenden, sich tausend wirkliche und eingebildete Plagen zu den natürlichen,

denen sie obnebin nicht entgehen können, zu erkaufen. Könnten sie sich auf ihr ganzes Leben in den Besitz einer Glückseligkeit setzen, die, so nahe es als möglich ist, an die göttliche reicht. —

Ein weiser Mann ist nichts weniger als ein Haßer der Freude. — Schickt die finstern, hobläugigen, milzschächtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder Hippokrates zu! — Sie haben keine Widerlegung. Nießewurz und blutreinigende Tränke haben sie vonnöthen.

Warum sollten wir die Freude hassen? Was haben uns die Götter besseres gegeben? Und warum haben sie uns überall dieses verüberrauschende Dasein gegeben? — Wenn ihre Meinung nicht war, daß wir uns dessen mit einander erfreuen sollten, so hätten sie uns — aufrichtig zu reden — ein sehr gleichgiltiges Geschenk gemacht.

Weisheit! — Tugend! — ehrwürdige Namen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der Meisten haben! — Was seid ihr anders, als du, der sicherste Weg zur Freude, — und du, die beste Art ihrer zu genießen? —

G e n i e.

Der Weg des Genies ist der kürzeste zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vor-
kamen. (Zerichw. Sal. Kap. 30. V. 18. 19.) Aristoteles und zwanzig Andere konnten wohl über die Werke Homers philosophiren; aber keiner von ihnen hat uns noch ein Rezept geschrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Jupiter des Phidias nicht auch so sein?

Ein Psuscher ohne alles Talent könnte ein höchst elendes Werk von 50 Gesängen, der Gründung und ganzen Ausführung nach, aus seinem eigenen schalen Kopf gezogen und keinen Menschen nachgeahmt haben, und würde dadurch doch weiter nichts, als ein origineller Psuscher sein. Hingegen könnte ein großer

Dichter nicht nur das Ziel, sondern wenn er's für gut fände, den ganzen Plan seines Werkes von einem andern nehmen, und durch die Art der Ausführung ein neues und vortreffliches aus einem schlechten erschaffen. Das, was den wahren Meister macht, ist nicht die Gründung eines unerhörten Sujets, unerhörter Sachen, Charaktere, Situationen u. s. w., sondern der lebendige Odem und Geist, den er seinem Werk einzublasen vermag, und die Schönheit und Anmuth, die er darüber auszugießen weiß. Es ist mit den Dichtern hierin wie mit den Malern und andern Künstlern. Alle vortrefflichen Maler haben Marienbilder und heilige Familien gemalt; der Inhalt ist der nämliche, die Charaktere sind die nämlichen, die Farben auf dem Palet sind's auch; gleich wohl hat jeder eben denselben Gegenstand auf eine ihm eigene Art behandelt, und so viele vortreffliche Madonnen schon da sind, so wird sich doch gewiß kein künftiger großer Maler dadurch abschrecken lassen, auch die feinige hinzuzuthun.

Die Nachahmer wissen selten, wie viel Kunst und wech' ein hartnäckiger Fleiß oft unter dem Anschein der äußersten Leichtigkeit versteckt ist. Aber sollte man nichts Neues wagen dürfen, damit diesen Leuten die Veranlassung benommen würde, Ausschweifungen zu begehen?

Wehe dem Manne, der so weise wäre, um den übrigen Sterblichen in keiner Schwachheit ähulich zu sein! Wie sollten sie ihn erträglich finden? Wie sollten sie ihm seine Vorzüge vergeben können? Er muß sich die Freiheit, ihrer ungestört zu genießen, durch einige wirkliche oder vermeinte Thorheiten erkaufen, mit denen er gleichsam den allgemeinen Genius der Thorheit dieser sublunarschen Welt versöhnt und den übrigen Thoren das Recht gibt, sich über ihn lustig zu machen.

Die große Schwierigkeit bei Gründung einer Sprache, wie bei allen Künsten, war nicht, sie zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen, sondern den ersten Grund zu legen. Eben so war der große Punkt bei Gründung der Malerei, einen Menschen auf den Ginfall zu bringen, eine Koble zu ergreifen und die Conturen eines menschlichen Schattens an eine Wand hinzureißen. Aber die Natur sorgte gemeinlich selbst für diese ersten Ginfälle, welche den Künsten den Ursprung gaben. Der erste Zeichner war ein Liebhaber, oder, wie Plinius zur Ehre des schönen Geschlechts vernimmt, eine Liebhaberin.

Kunst.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sei im Grunde nichts Anderes als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen ausbilde und zur Vollkommenheit bringe. — Wenn die Kunst das ist, und so fern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.

Ja auch dann, wenn sie blos der geschwächten oder verderbten Natur zu Hilfe kommt, ist sie wie die Arzneikunst zuweilen wohlthätig, obwohl eben so ungewiß, und oft eben so unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend sein will, muß die Kunst freilich stützen und stützen, flicken und flicken, quacksalbern, so gut sie kann. Oder richtiger zu reden: auch auf diesen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingkind gesorgt; hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit der äußern oder inwendigen Menschen, so daß

der Kunst nichts übrig bleibt, als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel sind, je weniger sie daran künftelt, desto besser für den Leidenden. Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat sie noch Kräfte genug, sich an der Hand der Kunst aufzurichten, gut: wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamiren. Lebenskraft kann sie nicht geben wo keine ist.

„Verliert oder gewinnt die Natur dadurch, wenn sie des Beistands und der Auszierung der Kunst entbehrt?“ — Eine verwickelte Frage, ein wahrer gerichtscher Knoten; den wir nach dem Beispiele gewisser ehrlicher Leute, welche gerne bald fertig sind, geradezu zerhacken könnten, wenn wir nicht für besser hielten, vorher zu versuchen, ob er nicht mit Hilfe einer leichten Hand und mit ein wenig Pblegma aufzulösen sei.

Es gibt eine Kunst, welche die Werke der Natur verschöuert; und eine andere, welche sie unter dem Vorwand der Verbesserung oder Ausschmückung verunstaltet.

Wenn nur die erste diesen Namen verdient, so wird sie ihn doch so lange mit ihrer Bastardschwester theilen müssen, bis man für diese einen eigenen Namen erfunden haben wird.

Einige bestimmen das Verhältniß der Kunst gegen die Natur nach dem Verhältniß eines Kammermädchens gegen ihre Dame; Andere nach demjenigen, welches zu Paris der Schneider, der Friseur, der Prodeur und der Parfümeur — vier wichtige Aemter — gegen das Ding haben, welches gewisse Leute einen liebenswürdigen Mann, oder einen charmanten Mann nennen! ein Ding, welches (wie das mit Trachturten versehene Model gewisser nicht allzufertiger Zeichner), je nachdem man einige besondere Modificationen damit vornimmt, unter den Händen der vorbesagten vier plastischen Naturen, und nach ihrem Belieben ein Marquis oder ein Abbe, oder ein Parlamentsrath, ein Held, ein Witzling oder ein Adonis wird; im Grund aber in allen diesen verschiedenen Einkleidungen und Posituren — immer das nämliche Ding bleibt, nämlich ein Ged.

Nach dem Begriff der Grünen, ist die Natur der homerischen Venus gleich, welche von den Grazien gebadet, gekämmt, aufgeflochten, mit Ambrosia gesalbt und auf eine Art angekleidet wird, wodurch ihre eigenthümliche Schönheit einen neuen Glanz erhält.

Nach dem Begriff der Andern, ist die Kunst die Zaubermacht, die aus einem ungestalteten, kalten, tief-äuzigen, zahllosen Unbolde diesen Paragon einer vollkommenen Schönheit macht, welchen Ariost in sechs unverbeßerlichen Stanzzen — nicht so gut gemalt hat, als es Rubens mit Farben hätte thun können (und

wer hat jemals daran gezweifelt?) aber doch so gut beschrieben hat, als — man beschreiben kann.

Die Ersten scheinen der Kunst zu wenig einzuräumen, die Andern zu viel, Beide aber sich zu irren, wenn sie von Natur und Kunst als wesentlich verschiedenen und heterogenen Dingen reden, da doch bei näherer Untersuchung der Sache sich zu ergeben scheint, daß dasjenige was wir Kunst nennen, im Grunde nichts anders ist, als die Natur selbst, welche den Menschen — entweder durch die Noth, oder den Reiz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen — veranlaßt und antreibt, entweder ihre Werke nach seinen besondern Absichten umzuschaffen oder sie durch Verbesserung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwicklung derselben aber dem Witz und Fleiß des Menschen überlassen ist.

Fragen wir:

„Wer gibt uns die Fähigkeit zur Kunst?“

„Wer befördert die Entwicklung dieser Fähigkeit?“

„Wer gibt uns den Stoff zur Kunst?“

„Wer die Modelle?“

„Wer die Regeln? — “

So können wir läblich alle Philosophen, Rhetoriker und Moralphilosophen, welche jemals über Natur und Kunst räsonnirt haben, auffordern uns jemand Andern zu nennen, als die Natur — welche durch den

Menschen als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen und angefangen hatte, unter einem andern Namen zur Vollkommenheit bringt.

Es wäre freilich ein lächerliches Beginnen, wenn ein Ordenkloß sich hinsetzen und aus Iben oder Stein mit unserm Herr Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch ein Schattenbild, und das sind doch wohl alle unsre Sinnenbilder? nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menschheit übersteigt. Und daß der menschliche Geist — Deus in nobis! — fähig sei, sich etwas schöneres, reineres, vollkommeneres zu denken als diese, durch die Peccata mundi von mehr als hundert Generationen zerdrückten, angestechten, verführten und verhungerten Menschengesichter und Menschenleiche, wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen herumkriechen — ist weder eine ungereimte, noch gottlose und dem Schöpfer der Natur — der (so viel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunst ist — zu nahe tretende Behauptung.

Woher mag es wohl gekommen sein, daß griechische Künstler die schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weßwegen ihnen dieser Namen zukommt?

Wir dünkt, man hat Unrecht, bei Wirkungen von so sehr zusammengesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, alles immer auf ein vermeintes Princip reduciren und aus Einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freilich die kürzeste Art, sich aus der Sache zu ziehen. Aber man versteht auch die Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen das Dasein zu geben und zu machen, daß sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur that's nicht allein — die Gelegenheit sie zu studiren that's nicht allein — der Genius des Künstlers, — die Liebe womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe — der stolze Gedanke etwas der Anbethung Würdiges hervorzubringen — that's nicht allein: aber alle diese Ursachen zusammen genommen thaten's. — So werden Menschen; so werden auch Statuen!

Die größten Schönheiten können in den Augen eines wahren Künstlers keinen Fehler zudecken *).

*) Man erinnere sich, was von Moscius gemeldet worden, der mit keinem seiner Schüler zufrieden war, nicht als ob sie es nicht oft sehr gut gemacht hätten, sondern weil er nicht den kleinſten Fehler verzeihen konnte.

ohne Fehler sein, ist also die wahre Vollkommenheit. (Virtus est vitio caruisse). Kein Künstler, kein Dichter wird jemals etwas sehr Gutes (es müßte dann nur durch Inspiration sein), hervorbringen, ehe ihm dieses Geheimniß aufgeschlossen worden ist. Sollte dieß nicht auch bei uns die Ursache sein, warum wir, anstatt immer weiter zu kommen, schon wieder im Retrogradiren sind?

Ohne den Beistand der Charitinnen ist die Schönheit, was Pragmatikens idealisches Bild war, es zu athmen und zu empfinden anfang. Alles was sie für sich allein thun kann, ist, den Wunsch, sie beseelet zu sehen, einzulöschen! Wenn man dieß Liebe nennen will, so mag es immer Liebe sein, aber was ist dieß gegen jene unbeschreibliche Züßigkeit, womit die Grazie sich in die Herzen hineinschmeißt, gegen jene geistigen unauflösllichen Aeffeln, mit denen sie die Seelen an sich zieht, jene unbegreifliche Magie, deren Quelle und seltsame Wirkungen der reizend schwärmende Petrarca aus seiner Erfahrung so unübertrefflich besungen hat.

Grazien, welche Töchter der Kunst sind, hören auf, Grazien zu sein. Und gleichwohl ist es möglich, auch hierin die Kunst bis auf eine Art von Täuschung

zu treiben, und es gibt Fälle, wo nur der unverdor-
benste Geschmack und die feinste Unvorsichtigkeit die
naive Grazie, die allein diesen Namen verdient, von
derjenigen, welche eine Frucht der Kunst der Nachah-
mung und einer durch die Uebung natürlich gewordenen
Bestrebung ist, zu unterscheiden wissen.

M u s i k.

Was ist die ganze unermessliche Natur anders, als die ewige Harmonie der unendlich mannigfaltigen aber unauflöslich in einander geschlungenen und, ungeachtet so vieler wirklichen und anscheinenden Differenzen, aufs reinste zusammenklingenden Verhältnisse der Bewegungen und Wirkungen aller Wesen? Und ist es nicht Musik, die durchs Ohr unserm innern Sinn eine viel schärfere, und selbst die Wirkung die das Licht, die Farben und das Gellidunkle auf unser Auge macht, an Deutlichkeit und Energie übertreffende Anschauung von dieser, aus unendlich vielfachen Tönen, Stimmen und Accorden durch den Geist der Ordnung und Liebe zusammengefügten Symphonie des Weltalls gibt?

Spiele.

Spieleu ist die erste und einzige Beschäftigung unserer Kindheit, und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. Arbeiten wie ein Laubhieb ist das traurige Los der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Klasse der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseins, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Menschen sind Spiele, und obne die leuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Feste noch Tänze dar. Nehmet vom Leben weg, was erzwungener Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philoso-

eben mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unseren Herzen, und die Könige — letzter — mit unseren Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprichwort sagt) aus Spiel Ernst, und das, was sich bloß Scherz und Abenteuer der Zergeu des Lebens sein sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freiheit, ihren Ruhm, ihr Glück, im eiaentlichten Verstande verspielt? Bloß in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt; aber eben dieß ist's, was sie in der Charakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts, was den Menschen angeht, nichts, was ihn bezeichnet, nichts, was die verborgenen Aedern und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Philosophen unerheblich. Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut, als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab, als in ihren herrschenden Ergötzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine Veränderung in diesen (wie in jener), die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit philosophischem Auge betrachtet zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

Dichtkunst. Literatur.

Die Imagination eines jeden Menschenkinds und die Imagination der Dichter und Künstler insonderheit, ist eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte, von denen das A b c Buch, das man Pöschologie nennt, gerade so viel erklären kann, als die Monabologie von den Ursachen der Vegetation und Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen, Veranlassungen, Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgenen wirken, — über diesem Allem hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat.

So wie es Gemälde gibt, die man in einer gewissen Entfernung oder bei schwachem Lichte sehen muß, wenn sie einen guten Effect machen sollen — und wieder andere, deren Detail mit dem sorgfältigsten Pinsel so reinlich ausgearbeitet und jeder Finseltüch

so faßt in den andern verschmelzt ist, daß man das Stück desto schöner findet, je näher und genauer man es betrachtet, so gibt es Gedichte, z. B. Theaterstücke, die bei der ersten Vorstellung oder Lesung — vielleicht durch das Interessante der Handlung, durch eine gute Verwicklung, einen raschen Gang, neue Situationen, stark gezeichnete Charaktere und Leidenschaften u. dgl. sehr gefallen, aber wenn man sie in der Nähe und bei vollem Lichte, d. i. genauer mit kälterem Blute, im Detail mit Aufmerksamkeit auf alle Requisiten eines vorzüglichen Gedichtes untersucht: so entdeckt man nach und nach eine Menge Fehler, die man das erste oder zweitemal entweder gar nicht, oder nicht deutlich wahrnahm, und so verliert das Werk, je schärfer es untersucht wird. Ein anderes hingegen hat beim ersten Anblick das Attrayante nicht, wodurch jenes über- raschte und hinriß; aber es zieht das Auge sanft an, und je genauer man es bis auf die kleinsten Theile des Details betrachtet, je schöner, untadeliger und vollendeter findet man's, und eine ganz natürliche Folge davon ist: daß, wenn jenes einmal oder das erstemal gefällt, aber bei jedem Wiedersehen etwas verliert, man hingegen an diesem sich nicht satt sehn kann, und immer neue Schönheiten entdeckt, die unter der Menge beim ersten, zweiten, drittenmale u. s. w. dem Auge noch entwichen waren.

Ein Dichter ist vielleicht — wenigstens in manchen Fällen glücklicher, einen andern Dichter zu erkaufen, als Kunsttrichter, die so voll Methode, Theorie und Metaphysik der Kunst sind, daß alle Generata des Dichters durch eine Operation, die ihnen mechanisch geworden ist, sich in ihrem Kerne in Abstracta verwandeln, aus jedem individuellen Zug eine allgemeine Regel wird.

Wie kann ein junger Mensch, der weder was ihn umgibt, noch sich selbst kennt, und dem nur aus Unverstand Alles in der Welt so klar und leicht vorkommt, wie kann er jemals gewiß sein, daß er seinen Kräften nicht zu viel vertraue, und in der Wahl des Gegenstandes, den er bearbeiten will, sich nicht vergriffen habe?

Junge Leute thun sich gemeiniglich viel auf schöne Beschreibungen, Landschaftsgemälde u. dgl. zu gut; sie malen immer, wo nur die kleinste Gelegenheit dazu aufsteht. Ob das Gemälde sich an diesem Ort befindet, ob es nicht zweckwidrig ist, den Leser dabei aufzubalten, ob es nicht einem andern Gegenstand, der gerade hier stehen mußte, im Lichte steht, u. s. w., das besümmert sie nicht. — Und so kommt dann zuletzt ein Werk heraus, wo wie in einem Zerbertraum nichts

zusammengehört; ein schöner Mädchenkopf steht auf einem Pferdehals — die schöne Gervaise ist die Hauptfigur auf dem Gemälde, wo der arme Schiffsbrüchige unser Mitleid erregen soll — und der Meiner, der eine große Vase zu drehen anfing, bringt am Ende einen Rüchenterf hervor.

Ein Nebel, welchem junge Dichter, wenn ihnen der warnende Genius fehlt *), der immer das wahre Talent leitet, selten entgehen, ist das: daß sie, um einen Fehler zu vermeiden, in den entgegengesetzten zu fallen pflegen. Um nicht hart zu sein, werden sie weichlich, um nicht zu kriechen, sabren sie in Wolken herum, wann sie in einem edlen gleichen Schritt auf ebenem Boden fortgehen sollten; sie rasen, um erhaben zu sein, und sagen Unsinn, weil sie was Neues sagen möchten. Dieser hat wahrgenommen, daß gewisse Vorstellungen, gewisse Tüde eine große Wirkung thun, und nun glaubt er, um eine immer größere Wirkung zu thun, brauche er nichts als die Töne zu dupliren, tripliren u. s. w.; ein Anderer hat gemerkt, daß ein Paar kleine Umstände einem Gemälde Wahrheit und Leben geben, und glaubt nun, nie zu viel Detail in

*) Der berühmte Genius des Sokrates sagte immer nur, was er nicht thun sollte.

seinen Schilderungen anbringen zu können u. s. w. Die große Quelle aller dieser Fehler ist der Mangel an einer richtigen Verstellungsart und an einer Urtheilskraft, die beim Dichter (wie bei jedem andern Virtuesen) so schnell und sicher als der schärfste Sinn wirken muß. Man kann einem Menschen wohl sagen, daß es ihm an diesem Sinn fehle; aber wer kann ihm einen Sinn geben, den ihm die Natur verfaßt hat?

Die Geschichte mag immerhin dazu gebraucht werden können, das Alterthum gewisser Geschlechter zu beweisen, oder die Modernität Anderer zu verweisen, den Gewaltthätigkeiten der Großen durch wirkliche oder vorgeliebte Anwürfe eine Farbe von Recht anzutreiben, die zweideutigen Titel gewisser Regier zu entkräften oder zu bestätigen, und überhaupt den Gelehrten einen unerschöpflichen Stoff zu Untersuchungen, Erläuterungen und Verbesserungen zu geben — alles das (den letzten Punkt in seiner gehörigen Einschränkung ausgenommen) sind an sich betrachtet Kleinigkeiten, woran dem menschlichen Geschlechte wenig gelegen ist; — der große allgemeine unendlich wichtige Nutzen der Geschichte ist, was Terenz seinen Demia, wiewohl in einem eingeschränkten Sinn sagen läßt:

*Inspicere tamquam in speculum, in vitas omnium
— Atque ex aliis sumere exemplum sibi.*

Sie muß also als eine Sammlung von Begebenheiten, welche zum allgemeinen Unterricht des menschlichen Geschlechts, zur Warnung vor den Fehlern unserer Vorgänger, zur Erweckung des Abscheues vor ihren Lastern und der Nachahmung ihrer Tugenden dienen, vornehmlich aber als Charakteristik der Menschen, Zeiten und Sitten, der Meinungen, Leidenschaften, Denkensarten und Absichten der verschiedenen Klassen und Stände, aus denen die menschliche Gesellschaft zusammengesetzt ist, d. i. als die Quelle der zuverlässigsten Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, und ihrer unendlich vielfältigten Modificationen in Concreto angesehen werden. Und sobald wir sie aus diesem Gesichtspunkt studiren und benutzen wollen, so ist nicht nur erlaubt, sondern nothwendig, das Vergangene auf das Gegenwärtige, anzuwenden, Anspielungen und Beziehungen von jenen auf diese aufzusuchen und durch diese Vergleichung sich in den Stand zu setzen, von den menschlichen Dingen ein richtiges Urtheil zu fällen, und mit Verstand und Discretion sagen zu können:

*Hoc falsum est, hoc adustum est, hoc lautum est
parum;*

Illud recte; iterum sic memento!

Aber welche ein erhabenes und ausgebreitetes Genie wird zu dieser Operation erfordert! welcher Scharfsinn, welche ein feines Gefühl! welche Beurtheilung! welche Rebuttsamkeit! welche Freiheit von Allem

was den Beobachtungsgeist täuschen oder das Urtheil verfälschen kann. — Was Wunder, wenn der Chronikenschreiber und Compileren so viele, und der Plutarche, der Montaigne, der Montesquieu so wenig sind!

Phyognomik.

Die Theorie der Kunst, aus dem Außerlichen des Menschen auf das Innerliche zu schließen, kann nur für Leute von großer Fertigkeit im Beobachten und Unterscheiden brauchbar sein, für jeden Andern hingegen eine höchst ungewisse und trüglische Sache.

Diesjenigen, welche die allgemeine Sprache, diesen beinahe unmittelbaren Ausdruck der Gemüthsbewegungen in den Augen, in den Gesichtszügen und Werken, entweder in der Natur selbst, oder in den Wundern der Pantomimik studirt haben, wissen, in welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit das Angesicht und überhaupt der ganze Körper des Menschen zu dieser Absicht organisiert ist. Wie viel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Gesichts, ein Blick, ein air de tête sagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher

Feinheit und Geismidigkeit werden dadurch auch die subtilsten Züge der Empfindungen, ihre verlorensten Nuancen, ihre leisesten Uebergänge und geheimten Verwandtschaften sichtbar! Durch sie und durch sie allein, können sich wie unmittelbar Seelen besprechen, einander berühren, durchdringen, begeistern und mit stürmischer Gewalt dahintreiben. Durch sie bringt der Redner oft in einem Augenblick Wirkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialektik und Beredsamkeit mit den ausgesuchtesten Worten nicht zuwege gebracht hätte, und mit ihrem Beistande hat der theatralische Dichter (wie Diderot durch Gründe und Beispiele gezeigt hat) in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Sylben vonnöthen, um bei den Zuschauern die gewaltigsten Erschütterungen hervorzu- bringen. Kurz, diese Sprache der Natur ist die wahre Sprache des Herzens.

Ich sehe dem Tode ruhig, oder vielmehr mit dem stillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, dessen Kommen gewiß, aber der Tag unbestimmt ist. Ich betrachte ihn als einen guten Genius, der mich, im schlimmsten Falle zu einer ewigen Ruhe, aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung führen wird. Die schöne Ordnung und weise Zweckmäßigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren sehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen sein werde. Dies ist Alles, was ich davon weiß und wissen kann, und es ist zu meiner Beruhigung genug. Indessen, warum stellt es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten ist, nicht erlaubt sein, weiter zu gehen und mit harmlosen Träumen, aus hell dunkeln Ausflügungen und Vorgesüßten der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen?

Laß es sein, daß der müde Seefahrer, den nach einer langen Reise wieder Land zu sehen verlangt, bei heiterm Wetter ein duftiges Lustgebild am fernen Horizont für eine reizende Insel anblickt; sein Irrthum schadet Niemand und gewährt ihm einige frohe Augenblicke.

Das Bewußtsein, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und ~~mit~~ Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesem Augenblicke Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft und erwartet gelassen und getrost, was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen und schlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird.

Es ist eine alte, unzähligemal gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingehet, bis ein Mensch, der durch irgend einen Zufall einer Hand, eines Armes oder Fußes verlustig worden ist, auch ein dunkles Bewußtsein, das verlorne Glied noch immer zu

besitzen, verliert, wiewohl er beinahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu vermissen. Ich halte mich gewiß, eben dasselbe müsse, vermöge der inneren Ökonomie unserer Natur, auch der Fall sein, wenn wir einer Person, mit welcher wir lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden. Ein Beispiel, das ich anführen könnte — überzeugt mich, daß tausend Andere — oder vielmehr daß alle nicht ganz gefühllosen Menschen in diesem Falle mehr oder weniger — das Nämliche erfahren müssen.

Immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zustande unserer Seele vor diesem Leben, von welcher Bestimmtheit er auch gewesen sein mag, nicht die mindeste Erinnerung haben; und ich sehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns schon begegnet ist, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das selbsten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unserer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen und gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen sein.

Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um bei einem Erdbeben, von der Erde verschlungen oder von einstürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langsamen qualvollen Todes zu sterben? Womit hat diese gute Mutter verdient, bei einer nächtlich ausgebrochenen Feuersbrunst mit ihrem Säuglinge, den sie retten wollte, den schrecklichsten Tod in den Flammen zu finden? Tausende Tausende dieser Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vergeltung für die Individuen erschüttern, scheinen einen reichen Ertrag für die Leiden dieses Lebens in dem zukünftigen zu fordern, — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber wie groß diese Vergütung auch sein möchte, kann sie machen, daß ich nicht gelitten habe, was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Letzte ist in solchen Fällen die beste Entschädigung.

Ahnungen und Lichtblicke des Unendlichen.

Es ist ein wunderbares Etwas in uns, das immer geneigt ist, die Dinge außer uns als bloßen Stoff zu behandeln, und sich unaufhörlich beschäftigt, Welten nach seinem eigenen Gutwunsche und zu seinem eigenen Zweck darauf hervorzurufen. Aber auch dann, wenn es von der vergeblichen oder verderblichen Arbeit ermüdet, seine Schöpfungskraft ruhen läßt und das Göttliche in der Natur anerkennt, aber nun mit gleicher Vermeßlichkeit in ihr Geheimniß einzudringen und die inneré Beschaffenheit, die wirkenden Ursachen und den wahren Zusammenhang der Dinge zu erforschen übt, — wird es durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit immer wieder in sich selbst zurückgezogen, wo es sich nach dem hartnäckigsten Herumtreiben in den Gewinden und Irrgängen der Speculation, immer wieder auf der alten Stelle findet, unvermögend sich von seinem Ich loszuwinden und wider

Wissen genöthigt, immer sich selbst zum Maß, Muster und Urbild der Wesen, die ein undurchdringlicher Schleier ihm verbirgt, zu nehmen.

Immerhin mögen die Bestrebungen der wärmten Einbildungskraft, sich zum wirklichen Anschauen unerschöpfbarer Gegenstände zu erheben, vergeblich sein, so sind doch diese Gegenstände selbst wirklich; so beüßt doch die menschliche Seele das Vermögen, sich eine Art von Schattenbildern von ihnen zu machen; und so ist begreiflich, wie jenes bloße Bestreben in den innern Sinnen begeisterter Menschen Gefühle und Erscheinungen hervorbringen kann, die bei aller Täuschung noch immer Realität genug haben, um das Subject derselben, wenigstens seiner eigenen Schätzung nach, unbeschreiblich glücklich zu machen.

Wenn der Abtand des Kindes von dem Manne, der sich im vollständigen Besitze aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemälde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die bloße Versekung in einen von den vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegen-

während derer fortwährend wir jenen in unserm nächstkreise so weit zurückziehen, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgebildts erinnern, wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höheren Grade hervorbringen werde? Wahrscheinlich werden wir uns unsres Menschenlebens nicht einmal als eines Traumes erinnern, da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloßer Verlegung, selblich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verluste diese ganze Sinnenwelt, aus welcher wir alle unsre Vorstellungen schöpfen, und auf welche sich alle unsre Gedanken und Kraft-Äußerungen beziehen, auf einmal rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns und dessen, was es zur Erzeugung unsrer sinnlichen Vorstellungen beiträgt, sich unseren Forschungen entziehet, so ist doch so viel gewiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, selblich auch zu jeder Erinnerung ehemaliger Anschauungen und Gefühle, zu welche die Bestimmung dessen, was wir waren, oder mit andern Worten, die innere Anschauung des Zusammenhanges zwischen unserem gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Verwischen sich nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserem Gedächtnisse zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer, so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen, und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unsres Innern bedeckt? Wird dieser Anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unsrer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unsers Bewußtseins der übrig bleibenden im hohen Alter so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich selbst überleben und in einem Zustande, der nicht einmal den Namen des Vegetirens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode sein werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgibt, und das letztere in einem so ungleichen Verhältnisse zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Capital selbst ausgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unsrer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es gibt auch überdieß gewisse Wochen im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worin wir uns auf einmal gesetzt sehen, von allem was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark abtrübt und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewisserma-

ßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Dasein dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärferen Umrissen und hellern Farben erscheint als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien, als sonst in Träumen gewöhnlich ist.

Unlängbar ist etwas Dämonisches in unserer Natur; wir schweben zwischen Himmel und Erde in der Mitte, von der Vaterseite so zu sagen, den höheren Naturen, von unserer Mutter Erde Seite den Thieren des Feldes verwandt. Arbeitet sich der Geist nicht immer empor, so wird der thierische Theil sich bald im Schlamm der Erde versenken, und der Mensch, der nicht ein Gott zu werden strebt, wird sich am Ende in ein Thier verwandelt finden.

Nichts erscheint uns so schön, so groß, so vorzüglich in seiner Art, daß wir nicht noch etwas Größeres, Schöneres oder Vortrefflicheres in dieser Art denken könnten, oder sogar wider unsern Willen, ahnen müßten. Wenn es auch einige Gegenstände und Gefühle gibt, die unsere Seele ganz auszufüllen und zu befriedigen scheinen, so ist es in der That nur im unmittelbaren Augenblick des Genusses. Dieser ist

kaum vorüber, so dehnt sich die von ihm zusammenge-
gedrückte Einbildung mit ihrer ganzen Schnellkraft
wieder aus, und was uns unübertrefflich schien, dient
Ihr jetzt bloß zur Springsfeder, um sich zur Idee einer
noch höheren Vollkommenheit zu erheben, wovon sich
ein mehr oder weniger täuschendes Bild in Ihrem
Zauberspiegel darstellt.

Diese Ungenügsamkeit unseres Geistes mit dem,
was uns die Welt der Erscheinungen und Täuschun-
gen, welche man sich irrigerweise als die wirkliche vor-
zustellen gewohnt ist, darbietet, erstreckt sich nicht allein
auf alle einzelnen Gegenstände der Natur, für sich oder
bloß in ihrem besondern Verhältniß gegen uns be-
trachtet; auch der Zusammenhang und die Ordnung
dieser Dinge, es sei nun, daß wir sie als Theile eines
Ganzen oder als Wirkungen gewisser Ursachen, oder
als Mittel zu gewissen Zwecken betrachten, vermag
uns aus eben demselben Grunde, nie mehr als eine
vorübergehende Befriedigung zu geben. Immer fehlt
etwas daran, was wir wünschen; immer finden wir
irgend eine Erwartung getäuscht; Alles sollte sich,
meinen wir, besser schicken und in einander fügen,
Alles leichter und schneller zum Zweck eilen, reiner
zusammenklingen, kurz schöner und vollkommener sein,
als es nach unserem Maßstab ist. —

Daher diese lieblichen Träume der Dichter und
Philosophen von einem goldenen Weltalter, von
Götter- und Heldenzeiten, von unschuldswelten, At-

lantiden und platonischen Republikken, womit die Menschen sich von jeher so gern haben einwiegen lassen, und die, so oft man sie im Grust zur Wirklichkeit bringen wollte, allemal so viel Unheil angerichtet haben. —

Das angestrengte vergebliche Streben und zuletzt das Verlieren unser selbst in dem Alles hervorbringenden und Alles verschlingenden Unendlichen — dieß ist die einzige Art, wie Wesen unserer Gattung — nicht zum Bewußt aber zu einem dunkeln, die ganze Seele ausfüllenden Gefühl desselben sich erheben können, einem Gefühl, das mehr werth ist, als die subtilste Worterklärung des trocknen Dialektikers, der uns Rechenpfennige für Münze und Worte für Sachen gibt. Indessen sollte das Unvermögen, uns über die selbst schon grenzenlose und bloß durch die Unzulänglichkeit unserer Organe beschränkte Sinnenwelt bis zum wirklichen Anschauen des Ewigen, Nothwendigen und selbstständigen Unendlichen aufzuschwingen — denn was wir davon sehen, sind (wie Platon zuerst so richtig sah oder sagte) doch nur zurückgeworfene Schattenbilder von Ideen. — billig sage ich, sollte dieses Unvermögen uns lehren, daß der Umfang der Menschheit und ihrer so mannigfaltigen und wichtigen Angelegenheiten der wahre, unsern Kräften angemessene Wirkungskreis ist, den die Natur uns angewiesen hat,

und auf den wir uns um so mehr beschränken sollten, da selbst der geringste dieser Gegenstände einen beträchtlichen, und so viele einen entscheidenden Einfluß auf das Wohl oder Weh des Menschengeschlechtes haben. Die großen Aufgaben: „Was ist der Mensch in der gegenwärtigen Periode seines Daseins? Welches sind seine Kräfte und Anlagen? Wie und wozu hat er sie zu gebrauchen? Was soll er hier sein? Was kann er hier werden? zu welcher Vollkommenheit könnte er schon in diesem Leben gelangen, wenn er die Mittel kennen und richtig anwenden lernte, die ihm dazu gegeben sind?“ Diese Aufgaben, die sich wieder in unzählige andere auflösen, sind so ganz für uns gemacht, und geben uns so viel zu schaffen, daß ich nicht sehe, wo wir Zeit hernehmen wollen, uns um Dinge zu bekümmern, die wir eben darum, weil sie uns unerreichbar sind, mit gutem Zug als uns nichts angehend betrachten dürften.

Ich möchte, wir könnten zufrieden sein, daß wir da sind, und brauchten uns den Gedanken, woher wir kommen und was wir ehemals waren, um so weniger ansechten zu lassen, da es uns nichts helfen könnte, wenn wir's wünschten. Nur das, was ich bin, seitdem ich diese Person bin, betrifft mich; nur diese Person macht mein Ich aus, und in so fern kann ich richtig sagen: bevor ich der Mensch war, der ich in meinem

gegenwärtigen Leben wurde, war ich noch gar nicht. Wäre ich schon gewesen, so müßte ich mir dessen bewußt sein; oder wäre ich zwar schon unter irgend einer andern Gestalt da gewesen, könnte mich aber dessen auf keine Weise erinnern, so wäre es für mich eben so viel, als ob ich nicht gewesen wäre, so wie eine vom Wahn Sinn wieder hergestellte Person die Tage oder Jahre ihres Wahnsinns von ihrem Leben abrechnen muß.

Die grenzenlose Natur, die ewige Ordnung und Harmonie der Dinge, das, was diese Masse der ungleichartigsten Erscheinungen außer mir zusammenhält, und in ein unergründliches Ganzes innigst verwebt und vereinigt, und das, was die unermessliche Masse von Empfindungen, Ideen, Trieben und Gefühnungen in mir zusammenhält, und in meinem sich selbst unerforschlichen Ich zu einem Ganzen zu verbinden strebt -- alle diese hell dunklen geistigen Anschauungen fallen, wenn ich, tief in mich selbst gelebt, jede derselben einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verschlingt Raum und Zeit; alles was war, was ist, und was sein wird, zerfließt in den einzigen Akt eines ewigen, einzigen Augenblicks, und ich verliere mich darin, wie Kymon geitern sagte, gleich einem Wassertropfen im uferlosen Ocean. -- Aber bald öffnen sich meine Augen wieder und glück-

licherweise finde ich mich wieder in meinem angebornen, beschränkten Vaterland. Himmel und Erde; ich sehe wieder das allersreundeste Licht und die allernährende Erde; die schönen Vögel mit ihrem wirbelnden Gefolge von Tagen und Stunden tanzen wieder um mich her; das allgemeine Leben der Natur drängt sich wieder warm an mein Herz, ich webe in Allem was webt, und fühle mich in Allem was athmet; die Phantasie schließt wieder ihre unsichtbare Zauberwelt vor mir auf, die Unsterblichen haben sich meinem Geiste und mit süßem Schauern umfaßt mich die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden versorgenden Allvaters, oder wie der beschränkte Sinn der Sterblichen den Unnennbaren immer nennen mag, und ich bin — mit einem Worte, wieder was ich sein soll, ein Mensch gut und glücklich, und verlange nicht mehr zu sein, als ich sein kann und soll.

Die Menschheit wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung sein mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erliegenden Stufe zu einer höheren erheben, und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Verurtheils, Irrthums und Mißbrauches entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch

sich selbst und bedarf keiner stützenden Aehren. Jede Verfinsternung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglaube, Schwärmerie, Magie, Dämonismus, Möncherei und wie sie alle heißen, jene der Menschheit feindseligen Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz und wirkten längere oder kürzere Zeit unter ihrem Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichtes wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr und wird sich von einer Lichtflut zur andern so lange erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Külle ihres wohlthätigen Einflusses auf sie herab schütten wird.



Inhalt.

	Seite
Biographie	3
Der Mensch	9
Natur und Menschheit	16
Das menschliche Herz	21
Leidenenschaften	26
Charakter	29
Tugend, Verdienst	33
Vernunft	40
Lebensweisheit	43
Mann	50
Welt. Essentielle Meinung	56
Bildung	66
Aufklärung	70
Uberglaube	85
Gesellschaft, Staat	93
Gut	111
Böse	115
Kunst	118
Musik	126
Ziele	127
Dichtkunst, Poesie	130
Physiognomie	137
Leb	139
Abnungen und Vorbilder des Unendlichen	143

K.

Druck von Carl Gerold & Sohn

Geist deutscher Klassiker.

Eine Blumenlese

ihrer geistreichsten und gemüthlichsten
Gedanken, Maximen und Aussprüche.

Herausgegeben

von

Ernst Freiherrn von Sencktersleben.

Fünfter Theil.

Schiller.

Wien und Leipzig.

Carlshausen's Verlags-Exedition.

1851.





Schiller.



Friedrich v. Schiller.

Geboren 1759. Gestorben 1805.

Schiller, dessen Name, so lange deutsche Sprache lebt und gilt, mit Liebe und Ehrfurcht genannt werden sollte, ward am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Das strenge, ernste Naturell eines biedern Vaters, das sanft gemüthliche der Mutter prägten sich früh im Knaben aus, dessen erste Erziehung von einem Landgeistlichen geleitet wurde. Neun Jahre alt, sah er in Ludwigsburg zum ersten Male ein Theater, und dieser Eindruck entschied über sein Leben. Neigung und Anlage, wie durch einen Zauberschlag geweckt, entwickelten sich früh an einander. Ein jugendlicher Eifer im Studiren machte den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der eben ein neues Institut errichtete und den jungen Schiller darin aufnahm. Der, als ihm die Wahl des künftigen Berufs gelassen ward, nicht aus Neigung, sondern um dem ihn nicht anziehenden juristischen zu entgehen, den ärztlichen wählte. Das Realistische, was im medicinischen Studium liegt, konnte seinem idealen Triebe unmöglich zusagen; um

je weniger, als eben zu jener Zeit seine poetische
 Natur sich machtvoll entfaltete. Allein hier trat sein Cha-
 rakter ein; er ergriffte zwei Jahre allen poetischen
 Arbeiten, lebte streng seinem Rache, schrieb zwei ge-
 haltvolle Dissertationen, ward als Regimentsarzt an-
 gestellt, und bewies als solcher Einsicht und Eifer;
 nur war er theils zu poetisch, theils zu gewissenhaft,
 um auf diesem Wege sein Glück zu machen. Kaum
 mit seiner bürgerlichen Stellung im Reinen, ließ er
 den Genius die gebundenen Schwingen doppelt heben.
 Es war die Periode des Aufschwunges deutscher
 Dichtkunst aus den Asseeln einer vedantischen Nach-
 äfferei. Goethe's Weg von Verklungen hatte die
 Talente elektrifizirt, Shakspeare war das Lösungswort.
 Ein solcher Moment war für Schiller's Naturell und
 Lebensstadium geschaffen. Der Funke zündete, und —
 „die Räuber“ entstanden. Der junge Dichter war
 heimlich bei der ersten Aufführung in Mannheim ge-
 genwärtig, und ließ sich gerne den vierzehntägigen
 Arrest gefallen, der die Folge der heimlichen Entfer-
 nung war. Denn, wie die Wirkung seiner Muster
 auf Schiller, so war die seines Grillingewerkes auf's
 Publikum, lebendig und hinreißend. Nicht so auf den
 Verzog, der, ein in Welt und Bildung gereifter Mann,
 für die weitere Entwicklung eines sich so form- und ge-
 secklos verkündenden Strebens fürchtete, und Schiller'n
 verbot, irgend etwas Nicht-medizinisches drucken zu
 lassen. Eräter verstand Schiller den Fürsten recht

gut: damals aber, beraubt von seinem Gielge, nicht.
 Er leb, und lebte fast ein Jahr lang auf einem Gute
 der Frau von Wellzogen in Franken. „*Diecke*“ und
 „*Nabale und Liebe*“ bezeichneten seine ausenweisse
 fertidbreitende Ausbildung. In Maunheim, wo er
 mit dem Theater in engere Verbindung trat, harten
 sich die gährenden Elemente, und „*Don Carlos*“, das
 Werk, von welchem an man Schiller's Lebrjahre als
 geschlossen betrachten kann, gestaltete sich. Der geist-
 volle Herzog von Weimar hörte die Skizzen des
 Drama's vorlesen, und — ernannte Schiller'n zum
 Rathe. Diese fürstliche Anerkennung hatte zur Folge,
 daß Schiller bald darauf Weimar besuchte, und dieser
 Besuch war wieder für sein Schicksal, wie für seine
 dichterische Vollendung von der größten Bedeutung.
 Weimar versammelte bereits alle jene unvergesslichen
 Männer, die den Stolz Deutschlands ausmachen; —
 was Schiller achten konnte, fehlte uoch. Er entwickelte
 sich in ihrer Mitte zum Reiter, und so ward jener
 Kreis geschlossen. Herder's große Denkart ergriff ihn,
 Wieland's liebevolle Zuneigung seßelte ihn, — an
 Goethe's allumfassendem Weisen endlich ward er erst
 sich selbst klar; er ward geweiht und erläutert. Die
 Liebe, die bei einem Charakter wie Schiller's nicht
 fehlen durfte, streuten ihre Blüten auf diesen Pfad.
 Er sah Aräulein von Lenzefeld, seine nachherige Gat-
 tin. Im Jahre 1789 übernahm er die Professur der
 Geschichte in Jena. Er verehelichte sich, und diese

Handwritten signature

Jahre waren der Wirbel seines Lebensglückes. Er genoss es nicht lange; denn schon im Jahre 1791 traf ihn eine schwere Krankheit, deren Folgen, in Verbindung mit einem, in seinem Naturell und seiner Lebensart begründeten, aufgeregten Wesen, leider nie mehr gänzlich verschwanden. In diesen, von manchem Schmerz getrübtten Jahren schuf er seine Meisterwerke. Die Professur mußte auf einige Jahre unterbrochen werden; ein Jahrgelalt, den der Erbrering von Wolfen und Graf Schimmelmänn für drei Jahre setzten, machte diese Ruhe möglich. Geschichte, Philosophie und Dichtkunst füllten sie aus; aber sieben Jahre verfloßen, ehe sich das schon begonnene, reifte und durchgearbeitete Werk des großen Dichters, „Wallenstein“, vollendete. Man muß die Briefe zwischen Schiller, Goethe und Wilh. v. Humboldt über die Studien dazu lesen, um zu sehen, mit welchem Ernste wahre und große Dichter arbeiten. Eine Reise in seine Heimat gewährte ihm einige Erholung, das Wiedersehen seiner Eltern und Freunde seinem Gemüthe Nahrung und Heiterkeit. Inaig betrauerte er den Verzug, der kurz nachher starb, und ihm nie ein Zeichen der Mignnnt wegen seiner Entfernung gegeben hatte. Nach seiner Rückkehr nach Jena erreichte, unter rastloser, gigantischer Thätigkeit, das Verhältnis zwischen Schiller und Goethe jene Blüte, welche eine Vorberereitung der Früchte war, die so so segensreich für Beide, und durch sie für Deutschland

und die Welt, machten; ein Verhältniß, einzig in seiner Art, welches diejenigen kennen lernen sollten, die nicht Goethe und Schiller in eine Art feindlicher Parallele zu stellen gewohnt sind. Schiller zog sich gänzlich nach Weimar, wo er auch den Vortheil der lebendigen Theilnahme am Theater hatte. Der Herzog gab ihm jeden Beweis seiner Anerkennung. Hier entstanden: „Marie Stuart; die Jungfrau von Orléans; die Braut von Messina; Tell.“ Hier gab er durch die Bearbeitung der „Phädra“ seinen Zeitgenossen ein Zeichen, zu welchen Resultaten den geprüften Dichter, der mit den formlosen „Mäubern“ begonnen hatte, eine große, an Erfahrungen reiche, Laufbahn am Schlusse geführt hat. Hier begann er die Tragödie „Demetrius“, deren hinterlassene Fragmente die Bewunderung des Kenners erregen. So blieb bei den Fragmenten; — am 9. Mai 1805 überraschte ihn der Tod. Nie ist ein früh hingeschiedener Dichter von seinem Volke inniger betrauert worden.

Von Schiller's Werken etwas zu sagen, ist überflüssig. Deutschland, die Welt hat über sie gerührt. Tausende begeistern seine Schöpfungen, und nur die vorübergehenden Iherbeiten einer sogenannten romantischen Schule konnten an ihm zweifeln. Ernst und edel als Denker, wahrhaft und beredsam als Geschichtsdarsteller, interessant und lebhaft als Erzähler, feurig und geistvoll als Kritiker, war er — dramatischer Dichter aus allen Kräften seiner Seele; und

wir haben keinen Tragöden wie ihn. Als Mensch
 war er die Liebenswürdigkeit selbst. Kein Stolz,
 keine Falschheit, keine Härte; Wärme für alles Gute,
 Schöne, Heilige, sprach aus den geistvollen, blauen
 Augen, aus den milden, ernühten, ja wehmüthigen
 Jügen. Was könnte man schöner und wahrer auf ihn
 anwenden, als die Worte seines Freundes Goethe:
 „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von
 dem Wirbel des menschlichen Daseins zu den Seligen
 emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von
 den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des
 Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht
 empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als
 ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun
 genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil,
 als ein ewig Luchtiger und Kräftiger zu erscheinen.
 Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde ver-
 läßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt
 uns Abill als ein ewig strebender Jüngling gegen-
 wärtig! Daß er früh hinweggieng, kommt uns zu Gute.
 Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Aushauch
 seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten
 Drang, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer
 fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der
 Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt,
 ewig leben.“

Der Mensch.

Mensch! herrliche, hohe Erscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingst du aus seinen Händen? Welche Wohl- laute schliefen in deiner Brust! ehe deine Leidenschaft das goldene Spiel gerührte!

Alles um dich und über dir sucht und findet das schöne Maß der Vollendung. — Du allein stehst unreif und mißgestaltet in dem untadelichen Plan. Von keinem Auge ausgehöhlt, von keinem Verstande bewundert, ringst in der schweigenden Muschel die Perle, ringst der Krystall in den Tiefen der Berge nach der schönen Gestalt. Gehin nur dein Auge blidt, der einstimmige Aieiß aller Wesen, das Geheimniß der Aräfte zur Verklärung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereisten Früchte entgegen, und wo sie gesät hat, findet sie eine Gnte. Du allein, ihr liebster, ihr be-

schönster Sohn bleibt aus — nur was sie dir gab, findet sie nicht wieder, erkennt sie in seiner entstellten Schönheit nicht mehr.

Sei vollkommen. Zahllose Harmonien schlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen. — Muse sie heraus durch deine Vortrefflichkeit. Ahlste je der schöne Lichtstrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglübte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Busen floß? Kannst du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Heile, das Unsterbliche reichame?

Dich zu beglücken ist der Kranz, um den alle Wesen kühlen, wernach alle Schönheit ringt — deine wilde Bezierde strebt diesem gütigen Willen entgegen, gewaltiam verkehrt du die wohlthätigen Zwecke der Natur. — Hölle des Lebens hat die Freundliche um dich her getreitet und Tod nöthigt du ihr ab. Dein Haß schärfte das friedliche Wesen zum Schwerte, mit Verbrechen und Klüchen belastet deine Habsucht das schuldlose Geld, an deiner unmäßigen Liebe wird das Leben des Weintodes zum Mitle. Unwillig dient das Vollkommene deinen Laster, aber deine Laster stoßen es nicht an. Rein bewahrt sich das mißbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienste. Seine Bestimmung kannst du ihm rauben, aber nie den Gebersam, wemit es ihr dienet. Sei menschlich oder sei Barbar mit gleich kunstreichem Schlage wird das seltsame Netz deinen Haß und deine Zärtmuth begleiten.

Lehre mich deine Genügsamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth, Natur! Ruhige Pflanzenwelt, in deiner funtreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Welttheit, deine verdienstlose Trefflichkeit trägt den forschenden Geist hinauf zum höchsten Verstande, aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Der Mensch wühlt mit Wolken in den überflaren Strom — wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer.

Auf den Zeitruhm, wo der Geist seinen Zweck des Daseins in dieser Reise erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik unseren Körper unfähig gemacht, weiter sein Werkzeug zu sein. Alle Anordnungen zur Aufrechterhaltung des körperlichen Alters scheinen nur bis auf diese Grenze zu reichen; die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unserer irdischen Natur eine solche Vorsorglichkeit beobachtet, daß ungeachtet der stäten Gemüthsstimmungen doch die Konsumtion immer das Uebergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche und der Tod aus dem Leben, wie aus seinem Reime sich entwickle. Die Materie zerfällt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in andern Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, andern Ansichten zu dienen. Die Seele sät fort in andern Reisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum

von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Zuhäre im Geringsten noch nicht erichdrt hat, daß sie solche hätte vollkommener verlassen können, aber weiß man dann, daß diese Zuhäre für sie verlieren ist? Wir legen jetzt manches Buch wea, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser.

Der Geist, wenn er einmal in den Geheimnissen einer höhern Vollust eingeweicht werden ist, würde mit Verachtung auf die Bewegungen seines Gefährten herabsehen und den niedrigsten Bedürfnissen des physischen Lebens nicht leicht mehr ersern wollen, wenn ihn nicht das thierische Gefühl dazu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen schweift und in der Abstractionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus seinem intellectuellen Schlummer empor, den Physiker, der die Mechanik des Sonnensystems zergliedert, und die irrenden Planeten durchs Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelstich zu seiner mütterlichen Erde zurück, den Philosophen, der die Natur der Gottheit entfaltet und wäbnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrechen zu haben, leibt ein kalter Nordwind, der durch seine lauffällige Hütte streift, zu sich selbst zurück und leibt ihn, daß er das uniche Mittel Ding vom Nid und Gugel ist.

Philosophie, und noch weit mehr ein muthiger und durch die Religion erhabener Sinn sind fähig, den Einfluß der thierischen Sensationen, die das Gemüth des Kranken bestürmen, durchaus zu schwächen und die Seele gleichsam aus aller Gehärenz mit der Materie zu reißen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durchs Universum, so auch im Lode webet, die Harmonie des vergangenen Lebens und die Vor Gefühle einer ewig glücklichen Zukunft bereiten ein vollen Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Irbren und Ungläubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen des Mechanismus umnachtet wird. Wenn auch unwillkürliche Schmerzen dem Christen und Weisen sich andrängen (denn ist er weniger Mensch?) so wird er selbst das Gefühl seiner zerfallenden Maschine in Willen auflösen.

Die Seele, ihrer Unvergänglichkeit versichert, lächelt des gezückten Dolches und spottet seiner Spitze. Die Sterne werden dahinschwimmen, die Sonne selbst wird im Alter erdunkeln, und die Natur in den Jahren verfallen: aber du wirst blühen in unsterblicher Jugend, unverletzt in Mitte des Kampfes der Elemente, der Erdentrümmer und des Weltensturzes.

Der Schlaf verriegelt gleichsam das Auge des Kammers, nimmt dem Fürsten und Staatsmann die schwere Bürde der Regierung ab, giebt Lebenskraft in

die Adern des Kranken und Ruhe in seine zerrüttete Seele; auch der Tagelöhner hört die Stimme des Drückers nicht mehr und das mißhandelte Vieh entflieht den Tyrannen der Menschen. Alle Sorgen und Lasten der Weichhülle begräbt der Schlaf, legt alles ins Gleichgewicht, rüht jeden mit neugebornen Kräften aus, die Freuden und Leiden des kommenden Tages zu ertragen.

Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens hinunterhängen und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele Hundert Generationen stehen mit der Fackel davor, und raten und raten, was etwa dahinter sein möchte. Viele sehen ihre eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen und fahren schauernd vor ihrem eigenen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatsmänner haben sie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder trübsener, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war, und den weitem täuschte die Perspective. Auch manche Gaukler nützten diese allgemeine Neugier und setzten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasien in Schrecken. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke; keiner, der einmal dahinter ist, antwortet

tot hinter ihr hervor: Alles, was man hörte, war ein heftiger Wiederstoß der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diese Fede müssen Alle, und mit Schauern fassen sie sie an, ungewiß wer wohl dahinter stehe und sie in Empfang nehmen werde; *qui sit id, quod tantum morituri vident.*

Alle Anstalten, die wir in der sittlichen und körperlichen Welt zur Vollkommenheit des Menschen wahrnehmen, scheinen sich zuletzt in den Elementarsatz zu vereinigen: Vollkommenheit des Menschen liegt in der Übung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans und da zwischen dem Maße der Kraft und dem Zweck, auf den sie wirkt, die genaueste Harmonie sein muß, so wird Vollkommenheit in der höchstmöglichen Thätigkeit seiner Kräfte und ihrer wechselseitigen Unterordnung bestehen.

Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem anderen beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschiedes seine Glückseligkeit.

Mögen noch so viele Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolkeln herunterrufen: Der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen: ich glaub' es nicht; ich denke vielmehr überzeugt zu sein, daß der Zustand des moralischen Nebels im Gemüth eines Menschen ein schlechterdings gewaltfamer Zustand sei, welchen zu erreichen, zuvörderst das Gleichgewicht der ganzen Organisation (wenn ich so sagen darf) aufheben sein muß, ehe die Natur einem Fieber oder Convulsionen Raum gibt.

So wie ein feindseltiger, mit sich uneiniger Geist selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Grunde richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrlichste Meisterstück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, so sieht man auch zuweilen das heitere und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freiheit setzen, und die noch eingewickelte gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Versäumniß herein zu bringen und ihre Fehler zu verbessern, sobald nur der sittliche Geist sie in ihrem Bildungswerk unterstützen oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Tact des physischen Lebens; nie wird der Bau durch das Ziel in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Arbeit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtliche Consumption der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oeconomie immer Ueberschuß haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den sie ihm auswirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und sein ganzer Ruhm ist, ihr Buch in Ordnung zu halten.

Das moralische Wesen ist in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, welches wir zum Unterschiede davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau, und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig ist.

Man tritt in die Gefangenhäuser, wo Unglückliche seit zehn und zwanzig Jahren im faulen Dampfe ihres Uraths wie begraben liegen und kaum noch Kraft finden, von der Stelle zu gehen, und verkündige

ihnen auf einmal Erlösung. Das einzige Wort wird jugendliche Kraft in ihre Glieder gießen, die erstorbenen Augen werden Leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Brots- und Wassermangel auf der ungewissen See hied und elend niedergeworfen hat, werden durch das einzige Wort: „Land!“ das der Steuermann vom Verdeck ertönt, halb gesund, und gewiß würde der sehr irren, der hier den frischen Lebensmitteln alle Wirkung zuschreiben wollte. Der Anblick einer geliebten Person, nach der er lange geschmachtet hat, hält die fliehende Seele des Agenten noch auf, er wird kräftiger und augenblicklich besser. Wahr ist es, daß die Freude das Nervensystem in lebhaftere Wirkung setzen kann, als alle Herzstärkungen, die man aus Apotheken holen muß, und selbst inveterirte Störungen in den labyrinthischen Gängen der Eingeweide, die weder die Kuba durchdringt, noch selbst der Mercur durchreißt, durch sie zertheilt worden sind. Wer begreift nun nicht, daß diejenige Verfassung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu schöpfen, und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Universums aufzulösen weiß, auch den Verrichtungen der Maschine am zuträglichsten setzen muß? Und diese Verfassung ist die Tugend.

Ein reger Geist verschafft sich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittel-

bar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir auch an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale, und ein thätiger Geist völlig durchgearbeitet haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das Generische, die ganze Individualität der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt alles Seele sei.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt der Anlage und Bestimmung nach einen rein idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseins ist.

Die erste Forderung an den Menschen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist, ehe er etwas anderes ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. —

Gerst alsdann, wenn erstlich der Natur ihr Recht ist angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das Ubrige behauptet hat, ist es dem Anstand erlaubt, die dritte Forderung an den Menschen zu machen und ihm, im Ausdruck sowohl seiner Empfindungen als seiner Gefinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, um sich — als ein civilisirtes Wesen zu zeigen.

Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheuet, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon lezquiwrechen; nur einem Herzen, welches sich als len Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freisheiten derselben Gebrauch zu machen.

Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinct aus ihr handelte, übt sie der Menschen reinlichsten Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Jüngling der Sittenregel, so wie das

Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letzteren wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfals ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind wie in einem Eyzianischen Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

Nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem schönen Gegenstand seines Wirkens in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal der Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer scheint am erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Das All.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes; nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte, so ist der Beruf aller denkenden Wesen in diesem vorhandenen Ganzen, die erste Zeichnung wieder zu finden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen, und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur: das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzt nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hiegefolge einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Ziffern, welche das denkende Wesen zusammen-

nigt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das *Mythos*, vermittelt dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selber unter-
handeln.

Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstractesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhafteste Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit ist ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Girkel; ein Geheimniß hüllt sich in Mitternacht und die Wahrheit wehnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Trakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes und widerlegt meine ängstliche Furcht eines ewigen Schlafes. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarbt finden und im Lenze wieder ausleben sehen, die todtte Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unserer Unsterblichkeit.

Alle Wesen werden angezogen von Vollkommenheit, — alle, es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte; alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Befignahme dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Gründung einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit; wir selber werden das empfundene Object.

Andero malt sich das Sonnenbild in dem Thautropfen des Morgens, anders in dem majestätischen Zirkel des erdungürtenden Ozeans. Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt. Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die schöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Wesen schöpfen: ihr Ich,

Die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sich millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder ab, aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Erörterer geht: — „Nähert euch dem Götze, den ihr meint!“

Der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unerzählich.

Ein Gemüth, welches sich so weit veredelt hat, um mehr von den Formen als von dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen; ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innere unverlierbare Hülle des Lebens und weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, denselben beraubt zu werden.

N a t u r.

Wenn du über das verlorene Glück der Natur getrübet bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bei diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschlichkeit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Verzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen und aus beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich, wie eine liebliche Idylle, in der du dich selber immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem entzündest.

Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der cultivirten Menschheit noch antreffen; daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Aufstärse der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

So lange der Mensch bloß Slave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte und die hebe dämonische Freiheit in seiner Brust noch nicht abnete, so konnte ihn die unsägbare Natur nur an die Schranken seiner Verstellungskraft und die verderbende Natur nur an die physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste mit Kleinmuth versehen übergeben und sich von der andern mit Gutesgen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Fluth von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eigenen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden, und das relativ Große außer ihm ist der Spiegel, worin er das Absolutgroße in ihm selbst erblickt;

furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft und bietet abüchtllich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlichunendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen, über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Kernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen, und der größere Ocean über ihn, entreißen seinen Geist der engen Sphäre des wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. —

Ein größerer Maßstab der Schöpfung wird ihm von der simplen Majestät der Natur vorgehalten, und von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker und kein Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem Naturgeist auf einem Spaziergang gebat — wer weiß, ob es nicht dem selteneren Verkehre mit diesem großen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, daß der Charakter der Städter sich so gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Romaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert sein wollen, wenn wir nicht noch etwas anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Wenn lassen wir die Imagination, im Reich der Erscheinungen, ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das AbsolutgröÙe in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Wenn unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlfeyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Unter einem glücklichen Himmel in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bei einem beschränkten Wissen wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniß ihn ängstigt. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldenes Alter, ja jeder einzelne Mensch hat sein

Paradies, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger Poesisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert.

Wirkliche Natur existirt überall, aber wahre Natur ist desto seltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseins. Wirkliche Natur ist jeder auch noch so gemeine Ausbruch der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur sein, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfordert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeußerung, dessen Ausdruck jedes Mal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie heffentlich nicht, denn diese kann nie anders als edel sein. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat; welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja lehrreißt, weil sie leider wirkliche Natur sind. Wie man sich freuet, Garrikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben sonterseit zu sehen.

Leben.

Im Gewebe unseres Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den letzten lenken wir, dem ersten müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verbängnisse uns nicht ganz ohne Rührung finden, wenn unser Muth, unsere Klugheit sich einst schon in Nebullichem übt, und unser Herz zu dem Schlage sich gehärtet hat.

Soll ich darum das Reilchen unter die Füße treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Maientag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinstern kann? Ich schöpfe Heiterkeit unter der wellenlosen Bläue, die mir hernach seine stürmische lange Weile verkürzt. Soll ich die Plume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie well ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Weßirn, jeden Wurm und jeden geahnten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unserer Geliebten. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen, und zu tiefer Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, in der Weltheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.

Es ist ja unser eigener Zustand, wenn wir einen fremden empfinden.

Es ist tragisch, wie ein schönes Gemüth oft durch die menschlichste Umwindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird; erhebend, wie sich da, wo man nur Verderbliches säete, ein schönes Leben bildet.

Wie oft thut die Mäandigkeit eines Vaters, der längst nicht mehr ist, an einem genüßvollen Leben Wunder! wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur

gelebt, um eine Grabchrift zu verdienen, die in die Seele eines späten Nachkömmlings einen Feuerstrahl werfen soll! — Weil vor Jahrhunderten ein verächtlicher Vogel auf seinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk, auf einem Wülande, eine Ernte — und ein moralischer Reim ging in einem so fruchtbaren Werdreiche verloren?

Hunderttausend arbeitssame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zusammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergözte das Auge der Könige und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was ist man dem Arbeiter schuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten sein wird? Was dem Menschen, wenn er nicht mehr zu brauchen ist?

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sei? endigt.

Einem jungen Menschen in die Girkel der Grazien einzuführen, ehe die Mufen ihn mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben, das, was dem reifen

Jüngling die äußere Vollendung gibt, den unreifen zum Wecken macht. Stoff ohne Form ist freilich nur ein halber Reiz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kory, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie tote Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur der Schatten eines Reizes und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nicht helfen, der nichts auszudrücken hat.

5.

L i e b e.

Liebe — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein einer einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Unter allen Neigungen, die vom Schönheitsgefühl abhängen, emporhebt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahr-

von Wunden des Menschen entzieren. In welchen Leben trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und keiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Ist, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon in sie gesiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Gutsschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit unseiner würde abgefordert haben.

Wenn der selbstbewußte Mensch in ewiger Jucht schwebt, dem Weisgeher in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was groß, schön und trefflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt die schöne Seele kein höheres Glück, als das Heilige in sich außer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen, und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen. Liebe ist zugleich das Großmüthigste und Selbstsuchtigste in der Natur; das Beste, denn sie emulirt von ihrem Gegenstande nichts, sondern gibt ihm alles; da der reine Geist nur geben, nicht empfangen kann; das Zweite: denn es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande sucht und schätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm selber gab, so begegnet es ihm öfters, daß er ihm gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äußere Sinn glaubt zu leben, was nur der innere anschaut; der feurige Wunsch wird zum Glauben und der eigene Ueberfluß des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgefent, was der Achtung und Begierde selten begegnet. So lange der innere Sinn den äußeren erastirt, so lange dauert auch die selige Bezauberung der platonischen Liebe, der zur Wonne der Unsterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußeren seine Anschauungen nicht mehr unterzieht, so tritt der äußere wieder in seine Rechte und fordert was ihm zukommt, Stoff. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine um so unumschränktere Herrschaft.

Die Liebe allein ist eine freie Grundung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unserer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Greßen und Heben mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgeses schwindelnd hinaufsieht; es ist das ab-

selbst Größe selbst, was in der Amuth und Schö-
heit sich nachgabt, und in der Sittlichkeit sich be-
friedigt findet; es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott
in uns, der mit seinem eigenen Wille in der Sinnen-
welt wirkt.

Ein Mädchen hat immer zwei Ziegel zugleich,
den wahren und ihren Bewunderer. — Die gefällige
Geschmeidigkeit des letzteren macht die raube Offen-
herzigkeit des ersteren wieder gut. Der eine rügt die
häßliche Platternarbe. Weit geschelt, sagt der andere,
es ist ein Grübchen der Grazien. Ihr guten Kinder,
glaubt je nem nur; was euch dieser gesagt hat, hüpfst
von einem zum andern, bis ihr zuletzt die Aussagen
verwechselt.

Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz
gehört dazu, jene Einiaht der Empfindungen mitten
unter allen Einflüssen der raffiniertesten Cultur zu be-
wahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat.
Dieses Herz aber verräth sich durch eine Hülle, die es
auch in der anspruchslosten Form verbirgt, durch einen
Adel, den es auch in die Triebe der Imagination und
der Laune legt, durch eine Disziplin, wodurch es sich
auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine
nie entweichende Keuschheit der Gefühle; es verräth sich

durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält und gleichsam nöthigt, uns unserer eigenen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr, als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß die größte Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruht. Weil aber die herrschenden Grundsätze bei der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im Moralschen eben so schwer als dem Mann im Intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betragen für die große Welt, dieses Naive der Sitten verknüpft, ist eben so beachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialische Freiheit des Denkens verbindet.

Wahrheit.

Wir gelangen nur selten anders, als durch Ge-
trübe zur Wahrheit — wir müssen den Irrthum —
und erst den Irrthum zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu
dem höheren Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Noch so viele Freunde der Wahrheit mögen zu-
sammenstehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und
Schaubühne Schule zu halten; der Pöbel hört nie
auf, Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich
wandeln und Himmel und Erde veralten, wie ein
Acht.

Jede Thätigkeit der Vernunft, auch im Irrthume,
erreichet ihre Thätigkeit zur Umfassung der Wahrheit.

Ekstasismus und Freidenkeret sind Liebesverrathen des menschlichen Geistes und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisierten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit beschaffen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je mächtender der Zweifel, desto größer die Aufrforderung zur Ueberzeugung und fester Gewißheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen war nothwendig: die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein feiglicher Jüngling sie verfehlt; eben so wenig als die Tugend, wenn ein Lasterbaster sie verläugnet.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem grundlosen Wahne die Kraft beilegt, die Gemüther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Auferstehungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzustreiten.

Wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erheben.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt: vollstrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streite mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre fliegende Kraft noch so wenig erwiesen, so liegt dieß nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Einseitigkeit in Übung der Kräfte führt zwar unausbleiblich zum Irrthum, aber das Ganze zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unseres Geistes in einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, sehen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an und führen sie künstlicher Weise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschlichen Individuen zusammengenommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen erteilt, nie dahin gekommen sein würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähen, den der Teleskop des Astronomen entdeckt;

eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjecten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden und durch die angestrengteste Abstraction ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig sein, die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität mit treuem und keusem Sinn zu ergreifen? Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Gränze, die es nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird so lange Märtyrer werden, als die Philosophie noch ihr vornehmtes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Der Geist besitzt nichts, als was er thut.

W i s s e n

Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philo-
 losoph nur durch Auflösung der Verbindung und nur
 durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen
 Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu fassen,
 muß er sie in die Fessel der Regel schlagen, ihren
 schönen Körper im Begriffe zerfleischen und in einem
 dürftigen Wortgerirre ihren lebendigen Geist aufbe-
 wahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natür-
 liche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder
 findet und die Wahrheit in dem Verichte des Analytikers
 als ein Paradoxon erscheint?

Die Betrachtung (Mexico) ist das erste liberale
 Verhältniß des Menschen zu dem Weltall, das ihn
 umgibt. Wenn die Pagarde ihren Gegenstand un-
 mittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den Ibr-

gen in die Ferne und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrscht, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig Wandende, steht still, indem des Bewußtseins zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form reflectirt sich aus dem vergänglichsten Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Gränzen.

Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine conventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsere reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre nothwendig bestimmten coexistirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt sind das wirklich, was wir davon halten. Unsere Gedanken von Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen. —

Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, so lange dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerstande steht, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden sein. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht die Aehnlichkeit des Redens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Eben so bedient sich die Größenlehre der Ziffern, die nirgends sie auf dem Papiere vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist, in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen: und =, + und — mit dem Factum, das gewonnen werden soll? — Und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Calculs geht der Weltentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre.

die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke in seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Wir sind sie diese Insel seines Parieres und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmetterte, der rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einem ähnlichen Wahn macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unvernünftige mit Hüffe des Sinnlichen misst, und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die unbergene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, wenn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, eine Entdeckung zu erzählen.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem schlechtesten! Der im Reiche der vollkommenen Arbeit eine Sklavenseele mit sich herumträgt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Senie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg gesetzt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Ruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn ansehn; Wünsche werden in ihm auf-

wachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Geute wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Müßelige, das Geringsüthige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geübte Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet; anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu sein und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweit sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschlüsse die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den heiligen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig als der Brotgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, beübt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen; — herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene

Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Protgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Krübe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes wie in der Sinnenwelt Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Gewissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Protgelehrten niederzuschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder sehen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt, den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als sein System, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der erste, der es

unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Prolegalehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

G r ö ß e.

Es ist ein gewöhnliches Verurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gewerbe der Vollendung auch in der kleinsten Zirkäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mittheilidig herabsieht.

Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nicht weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.

Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen.

Jeden, ohne Unterschied, reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gut bewegen.

Es gilt die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Ein Mensch, dessen Verstandeskkräfte in einem hohen Grade thätig sind, wird eben so gewiß auch ein vortreffliches Herz besitzen, als er das, was er an sich selbst liebt, an einem Andern nicht haßen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu ireiten scheint, so hat man entweder zu freigebig von seinem Verstande oder von moralischer Güte zu eingeschränkt geurtheilt. Ein größer Weis mit einem empfindenden Herzen steht in der Ordnung der Weisen eben so hoch über dem geistreichen Bösewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man sagt besser, weichlichen Herzen unter diesem steht.

Gemein ist Alles, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind; aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, so ist in der Kunst nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen werden selbst das Gemeine zu adeln wissen und zwar dadurch, daß er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt.

G e n i e.

Natv muß jedes wahre Genie sein, oder, es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie und was es im Intellectuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verlehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinct, seinem schützenden Engel geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchem, wenn es nicht so flug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu sein, und die Natur zu erweitern ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Mit naiver Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Munde eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, um ja nicht viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unversichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten festen und dennoch ganz freien Umriss. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier, wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, gleichsam nackt läßt, da ihn die andere nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugeweise genialisch und genüßreich nennt.

Tugend.

Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, einzelne nützliche Handlungen zu verrichten, sondern ein nützliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts anderes als eine Neigung zu der Pflicht.

Die Tugend handelt groß um des Gesetzes willen; die Schwärmerei um ihres Ideales willen; die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unseren Freund erwählen. Diese erste verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir.

Es ist was Gemeines, daß Menschen fallen, und Paradiese verloren werden; aber wenn die Pest unter Engeln wüthet, so rufe man Trauer aus durch die ganze Natur!

Unterliegt nicht der bessere Mann, wenn man sich gegen ihn Alles, selbst Treulosigkeiten erlaubt, welche sich zu denken er unfähig ist, mit größerem Ruhm, als wenn er solchen Schlingen entgangen wäre.

Das Leiden der Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das Leiden der Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu sein, sondern auch dem besondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem ersten widersprochen wird. Geringer schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr als das Unglück des Tugendhaften, weil erstlich das Laster selbst und zweitens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem ist die Tugend weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster, sich zu bestrafen; eben deswegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Läßt uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Läßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe angeschlossen an einander. Läßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude.

Laßt uns heil denken, so werden wir feurig lieben
 Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel voll-
 kommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die
 schwache Menschheit erblickte bei diesem Gebote, darum
 erklärte er sich deutlicher: Liebet Euch unter einander.

Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit
 aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo
 die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name
 ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

Erhabene Gesinnung ist das Loos starker und
 philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit
 an sich selbst den eigennützigen Trieb unterjochen ge-
 lernt haben. Auch der schmerzhafteste Verlust führt
 sie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der sich noch
 immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten
 kann. Sie, die allein fähig sind, sich von sich selbst zu
 trennen, genießen allein das Vorrecht, an sich selbst
 Theil zu nehmen und eigenes Leiden in dem milden
 Widerschein der Sympathie zu empfinden.

Der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar
 machen. Aus diesem folgt: „daß das höchste Verwund-

sein unserer moralischen Natur nur in einem gewaltsamen Zustande, im Kampfe erhalten werden kann, und daß das höchste moralische Vergnügen jederzeit von Schmerz begleitet sein wird.“

Was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Weisungen, wenn sie durch ihre Zwecklosigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollsten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der liegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bei diesem Anblick machen, ist ein so hebes, so wesentliches Gut, daß wir sogar versucht werden, uns mit dem Nebel anzuföhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts Großes, und in so ferne das Beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung und noch mangelhafte Erfüllung unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten Tugend nichts Begeisterndes. Aber bei allen Schranken der sinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich seine Schuldigkeit thun, und in den Anfechtungen der Materie dem heiligen Geistesgesetz unwandelbar folgen,

dies ist allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geisterwelt gehalten, ist an unserer Tugend freilich nichts Verdienstliches, und wie viel wir uns es auch kosten lassen mögen, wir werden immer unnütze Knechte sein; gegen die Sinnenwelt gehalten, ist sie hingegen ein desto erhabeneres Object. In so fern wir also Handlungen moralisch beurtheilen und sie auf das Sittengesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu sein: in so fern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlungen sehen, und das Vermögen unseres Gemüths, das denselben zum Grunde liegt, auf die Welt der Erscheinungen beziehen, d. h. in so fern wir sie ästhetisch beurtheilen, ist uns ein gewisses Selbstgefühl erlaubt, ja es ist sogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung groß und unendlich ist.

Es ist keine Kunst, über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen, aber in einem Sturme, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreiheit zu erhalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist.

Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu sein, um großmüthig sein zu können! Wie Viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohlzutun, die Pflicht gegen das Ganze verlegen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indefinitesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grunde richten, und um ihren Verstand auszuschnücken, ihren Charakter erniedrigen. Wie Viele gibt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuelpiece verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preis zu geben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu beseitigen. Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden gibt ihnen einen Anstrich von Reinlichkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu treten und Manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft sein will.

Obgleich derjenige im Range der Geister unstrittig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit, noch die Ausübungen einer Un-

Herblickkeit nöthig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigiden Uebler, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsere zufällige Tugend gar übel besorgt sein würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Anker, der Religion und des Geschmacks zu befestigen.

L a s t e r.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem mattern Licht gewöhnlicher Affecte verliedt, so wird es im Zustande gewaltiamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges und doch wieder so Zusammengelegtes das menschliche Herz. Eine und dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend wider-

sprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen sein, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft abnet. Stände einmal wie ich die übrigen Reiche der Natur auch für das Menschen-gebieth ein Finnhaus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassificirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so Manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Enghöhle und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Vergia in einer Ordnung beisammen fände.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse beizuregen bloß, weil es böse ist, vorzuziehen; sondern daß Jeder ohne Unterschied das Gute vergleichen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschloße, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Collision des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf Eins hinausläuft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen, und einerseits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andererseits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Offenbar kündigen Laster, welche von Willenskräfte zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Reizung entlehnen; weil es in dem consequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maxime kostet, um die ganze Consequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, daß wir den halb guten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen? Daber unstreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des absolut freien Willens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Aeußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensact sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann.

Jedem, auch dem Lasterhaften ist gewissermaßen der Stempel des göttlichen Ebenbildes aufgedrückt, und vielleicht hat der große Bösewicht keinen so weiten Weg zum großen Rechtschaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, desto weiter und ungebeurer ihre Verirrung, desto imputabler ihre Verfallsung.

Wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als eben denselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern: eine Rose in der sandigen Wüste entzückt uns mehr, als deren ein ganzer Hain in den herrlichen Gärten. Bei Verbrechern, denen das Gesetz, als Healen moralischer Häßlichkeit, die Menschheit abgerissen hat, erheben wir auch schon einen geringen Grad von Bosheit zur Tugend, so wie wir im Gegenheil all unsern Blick ausbieten, im Glanz eines heiligen Fiedens zu entdecken.

Kraft eines ewigen Hangs, Alles in den Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter.

Es ist eine wahre Genugthuung in der historischen Bemerkung: daß gerade die entschiedensten Wagnisse des Lasters, wenn gleich alle Verschlagenheit an ihnen sich müde gesonnen, die gereizteste Wildheit sie vollbracht und das furchtbarste Verbrechen gegen Verantwortlichkeit, der Thron selbst sie geschützt hatte, dennoch ihres Ziels verfehlt, oft die entgegengesetzten Folgen herbeigezogen und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzeißlung des leeren Forttrebens und der nagenden Verwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Nirgends. lehrt eine traurige Erfahrung, findet man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Glend webuen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte.

Gesetz. Freiheit.

Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen mußte nämlich der erste Versuch in der schwersten aller Künste sein, aber schätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermesäulen an, ehe sie sich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines vatikanischen Apolls erhoben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbstthätigen widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat, aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Nur die unverletzliche Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleißes versichern, und ihm jene Zuversicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit ist.

Gesetze drehen sich nur um verneinende Pflichten — Religion deutet ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Aeußerungen des Willens, nur Töbten sind ihnen unterthan, diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig.

Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einfließt und den sie noch seltener interessieren. In diesem Falle bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Cabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen; wenn etwa ein solches vorhanden ist, oder wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Freiheit und Cultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Cultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als die Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Cultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum geriethe ihre Cultur zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlechte dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Cultur sich bei ihm vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Gesetze und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben.

Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Ruhens, oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschließen. Jenes setzt schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit ist aber nur von sehr kurzer Dauer und führt mit raschem Uebergange zu willkürlicher Gewalt. Habe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geändert haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so müßte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitliebe, daß sie Geist und Herz weiter macht und im Denken, wie im Handeln ihre Zuhäre ausbreitet. Begründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respektirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Vergehenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edel-

ten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Abgründe der Tyrannei im ungleichen Wettkampfe siegen.

Nichts ist natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung, mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt geworden sind, oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Thätigkeit aufgeheult, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeschlossen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlstand erheben worden; ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer als andere in die blinde Herrschaft eines dummen despotischen Glaubens ergeben, und sich früher als andere wieder davon emporrichten.

Der moralisch gebildete Mensch und nur dieser ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn ehe es bis zu ihm kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erleichtert ihn selbst nie, weil er sich von Allem, was sie erreichen kann,

freithätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehrt, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung sein soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu sein pflegt. Glücklicher Weise aber ist nicht nur in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur, eine ästhetische Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt und durch Pflän-terung seiner Gefühle zu einem idealistischen Schwung des Gemüths cultivirt werden kann.

Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Classification seiner Beschränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blicke die Uebersicht erleichtert und wozu sich alle Individuen bekennen müssen.

Ruth. Wille.

Wir verachten einen Menschen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht weil uns der wirksame Trieb der Selbsterhaltung mißfiel, sondern weil er diesem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenschaft des Muthes besessen hätte. Ich kann die Hergastigkeit die List des Räubers bewundern, der mich bedrückt, aber ihn selbst nenne ich lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Gräuben setzen, die der Ausbruch einer Jahre lang verhaltenen thätigen Rachsucht ist, aber ich nenne sie verabscheuungswürdig, weil sie mir einen Menschen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne seinen Mitmenschen zu lieben. Ich schreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, — nicht weil so viele Leben hier verweisen — Frey und Girdbeben hätten noch mehr thun können, ohne

nich gegen sie aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunst, den Heldennuth nicht vortrefflich finde, die diese Krieger zu Boden streckten, — sondern weil mir dieser Anblick so viele tausend Menschen ins Gedächtniß bringt, denen die Menschlichkeit fehlte.

Erkühne dich, weise zu sein. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegenliegen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Muthus die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen, wenn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht wischen sein wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden wenn er selbst der sauern Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriſſe die Vormundchaft führen; und geschieht es, daß ihm höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verach-

tung die andern, die ein besseres Loos vom Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerchein dunkler Begriffe, wo man lebhaft fühlt, und die Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, dem Streben nach Wahrheit vor, die das angenehme Werk ihrer Träume verjaget. Auf eben diese Täuschung, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Witzes gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für sie besigt. Sie müßten schon weise sein, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und um sich bei den Sinnen in Genuß zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlfühlen und Wohlverhalten läßt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniß. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft

mit das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerrüt-
tenden und wieder erschaffenden und wieder zerrütten-
den Veränderung — des bald langsam untergrabenden,
bald schnell übersallenden Verderbens, verhelfen uns
die pathetischen Gemälde der den Kampf mit dem
Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen
Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der
triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden
Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maße auf-
stellt und die tragische Kunst nachahmend vor unsere
Augen bringt.

Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig,
denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber
Aufopferung des Lebens in moralischer Abnützung ist in
hohem Grade zweckmäßig, denn das Leben ist nie für
ich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sitt-
lichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Er-
haltung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird,
so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es
ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig,
daß ich Rom vor dem Hunger schütze!“ sagt der große
Pompejus, da er nach Afrika schiffen soll, und seine
Freunde ihm antworten, seine Abreise zu verschieben
bis der See Sturm vorüber sei.

Vertheilendes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an, und so schön es ist, wenn der Besieger des Pothon den furchtbaren Vogen mit der Feder vertauscht, so einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

Zuversicht ist die Mutter großer Thaten. Wäre Alexanders Ungeßüm nicht am Granikus gesiegt, nimmer hätte dieser Groberer das veräusserte Reich zertrümmert.

„Kein Mensch muß müssen.“ sagt der Jude Nathan zum Derrisch und dieses Wort ist in einem weitern Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist bloß, daß er mit Bewußtsein und Willen vernünftig handelt. Alle andern Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Die Kultur soll den Menschen in Arbeit setzen und ihm dazu behülflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann wenn man auf seinen moralischen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menschen über die Thierheit; der moralische erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verstehen, ehe er sich dieser nähern kann; daher ist es ein geringer Schritt zur moralischen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in sich auch in gleichgültigen Dingen den bloßen Willen zu üben.

Nichts ist einem thätlichen Gemüthe willkommenere als nach einem lang anhaltenden Zustand des bloßen Leidens aus der Dienbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit geweckt, und in seine Freiheit wieder eingiebt zu werden.

Leidenschaft. Affecte.

Wir halten jeder Leidenschaft ihren eigenen Preter und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derselben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner und wir scheinen sie über ihrer Bewunderung zu vergessen. Mich dünkt, es verhalte sich damit, wie mit den unterirdischen Schätzen in den Gespenstermärchen: Verschreiet den Geist nicht! ist die ewige Bedingung des Beschwörers. — Mit Stillschweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Lunge, und hinunter sinkt zehntausend Alaster die Ahr.

Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Gütlichkeit und dem Ehrgeiz des Redners einen zu mächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Festigkeit durcheinanderräumen, kann selten ein Rathschluß mit derjenigen Mäßigkeit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl

in einem engeren Kerkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreicheren Menge mehr beschränkte, als erleuchtete Köpfe voranzusehen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken.

So lange die Weisheit bei ihrem Verfahren auf Weisheit rednet oder sich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere als chimärische Pläne, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gespöchter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, wenn sie in ihren geistreichen Plänen eine Rolle für Barbarei und Aberglauben hat, und die Unmündigen ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Bestürmen ihrer schändlichen Zwecke zu machen.

Alle Affecte sind ästhetischer aus der zweiten Hand, und keine Sympathie ist stärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Exigenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von den

Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorherzusagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zu viel einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß, als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muß einen rüstigeren Affect zum Begleiter haben und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Klugheit.

Das schwache Thier streckt seine regen Fühlhörner immer nach allen Seiten und die Furcht rettet es vor tausend Gefahren. So wird Klugheit durch Vorsichtsamkeit zur Schlaubeit, die selten berückt werden zu sein sich rühmen kann, aber auch nie mit Größe gehandelt zu haben bekennen muß, weil sie Alles für eine Schlinge anzusehen vermagte.

Arglist und Klugheit, welch' ein ungleiches Schwesterpaar! Indem diese dem erlaubten Zweck auf Pfaden sich nähert, die von der Rechtschaffenheit gesichert werden, krümmt sich jene auf täuschenden Irrwegen zu Zielen fort, welche sie nie oder nur zu eigener Schande erreicht.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken und Schwierigkeiten, welche gemelnen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Aluhelt, Entschlossenheit und einen standhaften Willen be-
 steht zu sehen. Weniger anziehend, aber desto beleh-
 render ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Kunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet.

Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtsame und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den inneren oder äußeren Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt und was nothwendig sein muß. Wäßen wir uns an, mit unserer bloßen Vernunft über das äußere Dasein der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir bloß ein leeres Spiel und das Resultat wird auf nichts hinauslaufen, denn alles Dasein besteht unter Bedin-

ungen und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entscheiden, was schon der bloße Begriff unseres eigenen Seins mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Ziele des Zufalls und unsere Persönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen. In dem ersten Falle ist es also um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unseres Lebens, in dem zweiten um die Würde, den moralischen Gehalt) unseres Lebens gethan.

G l ü c k.

Das Glück der Gesellschaft wird eben so sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist, wie die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zartesten Fäden hängen, und wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehnmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichniß von Böfewichtern wird mit jedem Tag, um den ich älter werde, kürzer und mein Register von Thoren vollständiger und länger. Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechts aus einer und eben der Quelle hervorspringt, wenn alle die ungeheueren Extremes von Lastern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir zuletzt Alle einstimmig belächeln und lieben, warum sollte die Natur bei dem an-

tern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen sein? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menschen von Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — ein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Menschen, die das Glück mit einem Lohn überschätzte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden leicht versucht, den notwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaut zu verlieren und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glück, vertrauen.

Glücklich nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, Unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Reizungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Nüzlich durch den Schönheitsinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist,

genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Weisesten unmittelbar zu verkehren und, da seiner Tugend keine Reizung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

Nicht in der Welt, die ihn umgibt und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft der Mensch das Glück an und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen, sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schrauben der Menschheit aus seinen Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Gefahr sein, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geschäft viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben und was der contemplative Geist auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Mensch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weisen zu bilden, und der Vorzug des Letztern mochte wohl weniger darin bestehen, daß er das erste nicht geworden, als darin, daß er es nicht geblieben ist.

Das Schöne und das Erhabene.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine gesellig und held, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevollen Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet, über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem Wissen dieser Genien erkennt man das Genie des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist das Schöne ein Ausdruck der

- Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Geiz der Vernunft harmoniren, wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig ohne er selbst zu sein, ungebunden ohne frei zu sein, Sklave ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand; Alles hat nur Existenz für ihn, in so fern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzelu und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorüber gehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er

stürzt auf die Gegenstände und will sie an sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände drängen zerschredend auf ihn ein, und er stößt sie von sich, in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe, als in der Ermattung, und nirgends Grenzen, als in der erschöpften Begier.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Die Schönheit ist das Product der Zusammensetzung zwischen dem Geist und den Sinnen; es wirkt zu allen Vermögen des Menschen zugleich und kann daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdigt werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist muß man mitbringen, seine ganze Natur muß man dazu beisammen haben, welches keineswegs der Fall derjenigen ist, die durch ab-

abstractes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeengt, durch anstrengendes Ausmerken ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern um es einzuhellen. Sie wollen frei sein, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößten, sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen uneigennütigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu befeigen. So wie der Dichter selbst blos ein leidender Theil ist, muß seine Umständung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanfteren und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er befeigt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affects, den er uns schon verunsinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von

denen man zu sagen pflegt. Daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w., selbst dem Dichter den Winkler dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszubinden, seine Leidenschaft aus einer mildernenden Kerne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.

Das Erhabene wird durch poetische Verblümmung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Trostsein, das bis zum Entzücken steigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von seinen Seelen aller Lust doch vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl, beweist unsre moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir

selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessiert sind.

Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unseres Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand unseres Sinnes richtet, daß die Reize der Natur nicht nothwendig auch die Anstigen sind, und daß wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Nöthungen unabhängig ist.

Nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Verschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am Höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienster Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Rasse betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf eine solche Art äußert, daß sie seinen Willen aufs treueste ausrichtet und seine Gemüthsbewegungen aufs sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verstoßen, welche der Sinn auf sie, als an Erscheinungen, macht, so wird dasjenige entſtehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſein, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geist ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effect der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geistes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spieles.

Anmuth und Würde.

Anmutb und Würde ſtehen in einem ſo hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur einen Weg, nämlich Nachahmung der Gefinnungen, deren Ausdruck ſie ſind. Alles andere iſt Nachäffung, und wird ſich als ſolche durch Uebertreibung bald bemerklich machen.

So wie aus der Affecten des Erhabenen Schwulst, aus der Affecten des Edlen das Koſtbare entſteht, ſo wird aus der affectirten Anmuth Ziererei, und aus der affectirten Würde ſteife Feierlichkeit und Gravität.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehn haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andere ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt sein, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet sein, so mag er seiner Thumacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meinung, daß auf den Ehren Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf üben, in ihren Rätben, Reichträlern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich sein mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses Reich tritt auch der König — sobald er von seinem Throne herabsteigt (denn Throne haben ihre Privilegien) und auch der kriegende Hösling begibt sich unter seine heilige Arbeit, sobald er sich zum Menschen aufrichtet. Sodann aber möchte ersterem zu ratben sein, mit dem Ueberfluß des Anderen seinen Mangel zu ersetzen, und ihm so viel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worin sie sich äußern, so schließen sie einander in derselben Person, ja in demselben Zustande einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Auch dem rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affect befeelt, und wo findet man mehr

Anmuth als bei Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Weit mehr Gefahr ist da, daß die Neigung den Zustand des Leidens endlich zum herrschenden mache, die Selbstthätigkeit des Geistes erlöse, und eine allgemeine Erschlaffung herbeiführe. Um sich also bei einem edlen Gefühl in Achtung zu setzen, die ihr nur allein ein sittlicher Ursprung verschaffen kann, muß die Neigung sich jederzeit mit Würde verbinden. Dabei fordert der Liebende Würde von dem Gegenstande seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge, daß nicht das Bedürfniß zu ihm nöthigte, sondern daß die Freiheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt, sondern als Person beschätzt.

Man lacht über den Comödianten (weß' Standes und Würden er auch sei), der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affectirt. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung von Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjecte selbst hergebracht wird.

Anmuth liegt in der Freiheit der willkürlichen Bewegungen, Würde in der Beherrschung der unwillkürlichen. Die Anmuth läßt der Natur da, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geiste.

Das Angenehme vergnügt bloß die Sinne und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme bloß gefühlt. Jenes gefällt im Begriffe, das zweite in der Anschauung, das dritte in der Gewöhnung.

Frei und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im ge-

gesellschaftlichen Leben von der Simplicität des Ausdrucks in demselben Verhältniß, wie von der Einfalt der Gesinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld, so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft, haben einen ängstlichen Zustand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu sein, redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser conventiellen Weise, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet (nicht Hebeist, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erzeugen ein Natives des Ausdrucks im Umgang, welches darin besteht, Dinge, die man entweder gar nicht, oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Contrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Verzen gefehen, daß das Kind Recht habe.

Es gibt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erste gränzt an den Zimentreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen

ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innere Kraft in Bewegung setzen, sondern muß Stoff von außen empfangen und durch leichte Uebungen der Phantasie und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorene Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgange mit einer reizenden Person, die das stagnirende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Aublick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch und der wilde Sturm des Gemüths löst sich auf an ihrem friedeathmenden Busen. Diese kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Zwettes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman schwächet zuletzt in den Ketten einer Roxolane, wenn sich der brausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Deodemona zur Ruhe wiegt.

Sobald wir merken, daß Anmuth erkünstelt ist, so schließt sich plötzlich unser Herz, und zurückflieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmlischen Juno.

Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen.

Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Betrage als Peitschung, alle Feinheit im Umgange als Verstellung, alle Delicateſſe und Großheit im Betragen als Ueberſpannung und Affectation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Geiſtlicher alle Firtel aufbeizert, als Geſchäftsmann alle Rörſe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt ausdrückt, während daß er, das Schlachtopfer des Kleines, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialſche Geheimniß angenehm zu ſein, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Verfehrtheit der menſchlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Scheine als dem Weſen huldigt.

Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſere Knie nicht nachſolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Zwei

menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird, denn nichts, was nur vergleichungsweiſe groß iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen.

Die kleine Macht, ſei ſie auch noch ſo fürchtbar und gränzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenweſen, die Majestät muß dem Geiſt ſeine Freiheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Urtheil über mich iſt aus, ſobald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.

In moralischen Gemüthern geht das Fürchtbare (der Einbildungsſtärke) ſchnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, ſo macht die Vernunft die übrige geſtend; und das Gemüth erweitert ſich nur deſto mehr nach innen, indem es nach außen Gränzen findet. Herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen, die dem Sinnenweſen einen phyiſiſchen Schutz verſchaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unſerer moralischen Freiheit und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß comparative und precäre Schutzwehre im Felde der Erſchei-

nung verloren geben, aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängniß gekommen sein muß, ehe wir bei unserer moralischen Natur Hilfe suchen, können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bleib bei diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen das Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung, und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstand an Würde oder dem Betrachter an Zittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiß sein, daß es entweder dem Gegenstande an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugnisse seines Gewissens fehlt.

Gemein und edel sind die Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel, als was aus der Vernunft quillt; Alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er bloß den Hingebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle anständig, wenn er seinem Trieb nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt; er handle edel, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte, und edel, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architectur gemein, wenn es uns keine andern als physische Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es unabhängig von allen physischen Zwecken zugleich Darstellung von Ideen ist.

G e s c h m a c k .

Aus den Mysterien der Wissenschaft führt Geschmach die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinrums heraus und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben und zu dem Ainderthum vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Guldgöttinnen und der tropfzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Weiber beleidigt, seinen mildernnden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stief in einem lieblichen Blendwerk von Freibeit. Besüßelt durch ihn, entschwingt sich auch die kriechende Lohnsucht aus dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab.

Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andern Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließlich entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zustimmen müssen. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Theil nehmen; wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so, wie aus dem unsrigen, ausschließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. i. als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen glücklich machen, da es sich auf Aneignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen

auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolute Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszuweisen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seine Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sei, und das Wesen über den Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den beherrschenden als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie eifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leere ausfüllt und die Armut zudeckt; auch gegen den ideali-

ischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur Schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Glitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdrückt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fordert, und dem inneren Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Vergliche, Acthabste und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Gütige und Debe der ersten Zeiten, das Schwerfällige der alten Formen und den ehemaligen göttlichen Ueberfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur in so fern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande ist. Auf solche Stimmen braucht alle der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Anstanz besteht. Nicht daß wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun dieß noch lange nicht genug), sondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Dasein noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch beider Gränzen auf ewig geübert haben, dieß ist es, was uns ein rigoriöser Richter der Schönheit zum Vorwurf

machen kann. Diesen Vorwurf werden wir so lang: verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene, absolute Weisagebung zugeben, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Der Reiz der Schönheit wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine large Natur den Menschen jeder Verquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung lospricht — wo die stumme Sinnlichkeit kein Bedürfnis fühlt und wo die heftige Regier keine Zättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich troglodytisch in Höhlen birgt, ewig einzeln ist und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heer- massen zieht, ewig nur Zahl ist und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Ansove entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung eröffnet und den übrigen Stoff mit einer energischen Wärme besetzt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen

Züchtung gestürzt ist, und die liegende Aerm auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen und in der gesegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuße und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt und aus dem Gesez der Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Gimbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht und sich dennoch von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist.

Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresses, um zu der Schönheit hingeleckt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verweigert. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gleichsamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennuz zu ihrem Kürvreeher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen fließt, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkür zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beiden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so gibt es doch zwischen beiden einen Punkt der Vereinigung und diesen aufzufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Kunst. Künstler.

Jedem Schrecknisse der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Object zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Griseinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Wespenlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, giebt sich in der griechischen Phantase in den freundlichen Goutur der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Was der rebe Wilde mit dummer Gefühlshegheit anstarrt, das sieht der entnernte Weichling als einen Gegenstand des Wrauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Verstellungen reinlich aneinander gesirant. Seine Phantastie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinne-Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege öst er ermattet hin. Er kämpft mit dem sterblichen Venus, aber nur mit irdischen nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewußt entzieht er sich lieber einem Auklid, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bei der Irösterin aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Arme muß sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfnis sind. Ihren Willen muß sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Regeln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen.

Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bildungen, entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes, oder durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn sie in ihren großen

und pathetischen Scenen Gewalt ausübt, und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch bloß als Object der freien Betrachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nachahmerin, die bildende Kunst, völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufälligen Zerkäufen absondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil sie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Urbahnen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Äußerlichkeiten mit ihr zu theilen.

Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbild wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung bildend und erweckend voran. Gebe noch die Wahrheit ihr liegendes Licht in die Tiefen des Herzens sendet, läßt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch seuchte Nacht in den Thälern liegt.

Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt, nur seiner eigenen Schönheitsregel Nothwendigkeit geben darf und keiner andern Zerkörung unterwerfen ist. Sinegegen glaube ich auch sehrglick, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Zerkörungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit des endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig setzt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität oder was es sonst sei, unklar fluktirt oder um beide dubit, leicht es mit jeder verliert.

Der große Haufe erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabachtete Wirkung, ohne die Maske zu durchbliden, vermittelt welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübt. Aber es gibt eine gewisse Klasse von Kennern, bei denen der Künstler gerade umgekehrt die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für sich gewinnen kann. In diesen sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmacks aus, besonders wo die moralische Verblendung hinter der

Bildung des Aeries zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Müßenden und Erhabenen nur das Verhängige; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Geschmack, aber man hüthe sich, an ihr Verz zu arrelliren. Alter und Cultar führen uns dieser Aierre entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluß von beiden glücklich beßigen, ist der höchste Charaktertrubm des gebildeten Mannes.

Mit aufspannendem Aieße müssen wir die Veraugungen des Verstandes, mit schmerzhaften Trfern die Billigkeit der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaß derselben durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunst allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die kein Cyfer kosten, die durch keine Neue erkaufi werden.

Obge Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Araft und Nützigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probierrhein der wahren ästhetischen Güte. Ainden wir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend einer besondern Gemüthungswelße oder Handlungswelße vorzugswelße aufgelegt, zu einer an-

deren hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dieß zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren; es sei nun, daß es an dem Gegenstand, oder an unserer Gemüthsart, oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch und nicht wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Produkt acht sein, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen Alles gleich sein wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deshalb reichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht relativ glauben, heißt Aekerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann.

Es ist niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Porträt eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beide, Phantasie und Empfindung zu ihrer Hervorbringung thätig sein müssen, so gibt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt.

In Zeiten der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, daß ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerspricht.

Der Künstler ist der Sohn seiner Zeit; aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Jüngling, oder gar noch ihr Günstling ist!

Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Reichauers zur Thätigkeit anzureizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit ausländiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothwendigkeit der Materie, will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der anderen und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Wie vermahet sich der Künstler vor den Verderben seiner Zeit, die ihn von allen Zeiten umfassen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Erhäre des Wirklichen; er aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Triebe seiner Einbildungskraft und in den Gruß seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Poesie.

Bei Vereinzelung und getrennter Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über den Klein des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurechtfinden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Der verführerische Reiz des Großen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrenen berebet, Palette oder Zier zu ergreifen und auszugießen in Gestalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sei. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Ueberflüssliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungeschätzlicher Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo jedem Ungeweihten verborgen der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun echte Genieskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stugen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomen, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu sein, und fragt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behercht, wenn er zum Dichter ge-

beren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Ziel auf der weiten Bühne der Welt zu verstecken, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und läßt den nüchternen Verstand die Maße ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum Dilettanten gestempelt, so erkälte die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maßstab des Ideals zu erweitern.

Uben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert; daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß; hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Weisungen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selber sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Na-

tur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liebst oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es ist ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugniß, zu ertheilen sich hauer werden läßt; sonst würden Zulzer und seine Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweideutige Gestalt gegeben haben. Den Menschen moralisch auszubilden und Rationalgefühl in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am besten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortreflich macht, würde ihr unmittelbar nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besonderes Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungsbereich ist das Total der menschlichen Natur; und bloß in so fern sie auf den Charakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann dem Menschen werden was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder

rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu Allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Unmöglich kann der gebildete Mann Graudung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Verurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verschrecken. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genußes nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug, man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor der Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauszuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der

reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüths-
lage, eines interessanten vollendeten Geistes ist.
Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken
abdrücken, er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung
kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, die-
sen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verdecken su-
chen. Dem Aesthetischen gilt eben das, was vom
Sittlichen. Wie es hier der moralisch vortreffliche
Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner
einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte
ausdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der voll-
kommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene
ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem ein-
zelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer dessel-
ben gebührt, und Mängel, die aus dieser Quelle ent-
springen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Eine nothwendige Operation des Dichters ist
Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er auf-
hört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu,
das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun
Gestalt, Umwindung oder Handlung sein, in ihm
oder außer ihm wohnen) von gröbereu, wenigstens
fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in meh-
reren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Voll-
kommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne
das Uebenmaß störende Jüge der Harmonie des Gan-

gen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Je größerer Reinheit und Reife er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern.

Will uns der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfniß der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie sein, was ihm die Kunst verleidet und die Natur lebenswürdig macht, nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem practischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Labyrinth umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleich kommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Bege-

benheit, die mit Menschen verging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges Kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben: einem philosophischen Geist ist diese Gränze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren zufälligen und willkürlichen Kern der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation andere?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegehrtheit als Bedingung für den Fortschritt der Weltung wichtig ist.

Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsere Augen stellt, hat keinen andern Zweck und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derselben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unser Subject verbessert, und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht.

Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den schlechten die Kunstgriffe abzuweisen, wodurch sie sich den Leser erwerben und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kramf mit äußern Tugen und Overdondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belästigen, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporstreben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Buicu stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen.

Theater.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Kelter der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach besseren, ausersenseneren Vergnügungen, oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Wunsfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Nasereien, die der Müßiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Gang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate so großmüthig hienorserte, mit dem unseligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit

Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Kosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Belt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wieder gegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eignen aus, — der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsamer Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmale zu empfinden an. Und dann endlich, welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder aufstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Kessel der Künstelei und Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüderet, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen

auf ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur
seiner Umwindung Raum — es ist diese: ein Mensch
zu sein.

So lange das Schauspielhaus weniger Schule
als Zeitvertreib ist — mehr dazu gebraucht wird, die
eingährende lange Weile zu beleben, unfreundliche
Winternächte zu betrügen und das große Heer unserer
süßen Müßiggänger mit dem Schauer der Weisheit
dem Papiergeld der Umwindung und galanten Joten
zu bereichern, so lange es mehr für die Toilette und
die Schenke arbeitet: so lange mögen immer unsere
Theaterschriftsteller der patriotischen Gütlichkeit entsagen,
Lehrer des Volks zu sein. Bevor das Publikum für
seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die
Bühne ihr Publikum bilden.

Geschichte.

Die Geschichte, so oft nur auf das freudenslose Geschäft eingeschränkt, das eintörmige Spiel der menschlichen Leidenschaft auseinander zu legen, steht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm. Die Geschichte allein bleibt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterem Blicke auf die blutigen Arbeiten des Krieges, und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der

Milch ihrer Heerden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Ziele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Rande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Greger's und Cromwell's geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.“

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und weher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze

blühen, ehe die andere einmal heranreift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet.

Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Inneren eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Gröndung alles dessen, was dem Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwischen dem Souverän und dem Unterthan und den noch stärkeren Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Ueßersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher sieht und sich selbst das Strafsamt über ihn zuerthuet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt und nur der Wille des Souveräns seine Völker bewaffnet, nur der Antriebe zur Ehre sie zur Tapferkeit spornet, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind und eine edelmüthige

Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volkes und der Feind ist der Gegenstand desselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil jeder Einzelne aus freier Wahl die Partei ergreift, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anseindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Mönch das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Muth den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Heerd, Heimath, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit schadenstohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Gehwürdige geschändet, das Heilige entweicht, das Unwandelbare aus seinen Augen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Fuzen an, und in jedem Gehirne lebt der

Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicheres Loos, wo sich religiöse Schwärmerei mit Parteibiß gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet.

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unseren Speisen und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unseres Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Zwihe von Afrika umschiffte?

Was wir auch vor finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Laus, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug besserer Begriffe, beßerter Beurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Meinungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — leitet uns das

wichtige Orfer practischer Tugend, ohne die wir unser besseres Wissen kaum als einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserem Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Gluth der Begeisterung in unseren Herzen erloscht, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreisende Energie des Charakters vernichtet. Die Herren des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben, weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmählig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Thierheit wagen?

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück.

Die Zeitgenossen.

Lebe mit deinem Jahrhundert; aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie leben; ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück ver-
schmähist, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst.

Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermun-
ternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und
abschreckend für das Genie.

In seinen Thaten malt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jehigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung, die zwei Aeußersten des menschlichen Verfalls und beide in einem Zeitraume vereinigt.



Inhalt.

	Seite
Biographie	3
Der Mensch	9
Das All	22
Natur	26
Leben	31
Liebe	35
Wahrheit	40
Wissen	44
Größe	51
Wenig	54
Tugend	56
Kaiser	63
Geist, Freiheit	68
Muth, Wille	74
Leidenschaft, Affecte	80
Klugheit	83
Wund	87
Das Schöne und Erhabene	89
Anmuth und Würde	95
Geschmack	106
Kunst, Künstler	113
Poesie	122
Theater	131
Geschichte	134
Die Zeitgenossen	140